



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Meyer's Universum

FÜNFTER BAND.



SANTA SALUTE VENEZIG

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Meher's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertheften und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

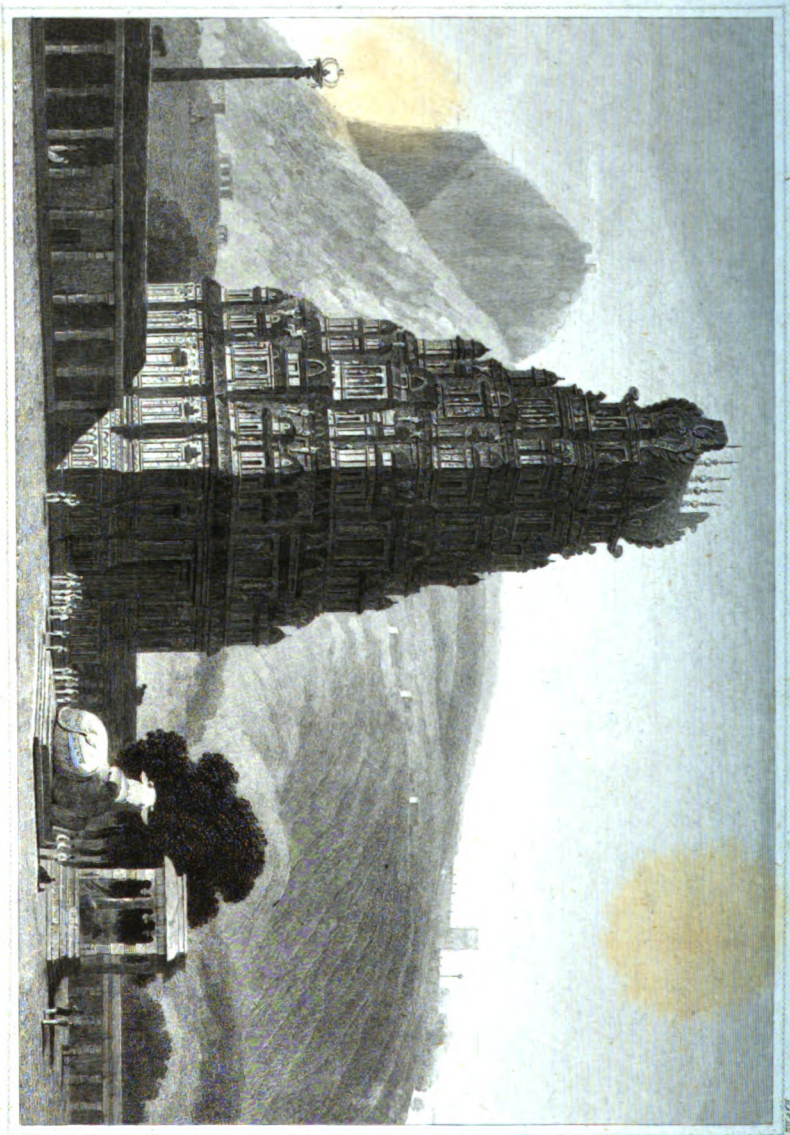
Octavausgabe in 5 Bänden.

Fünfter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1860.



GROSSE HINDU-TEMPEL

Calcutta, Indien

Das Bild ist nach einer Zeichnung von J. B. B. B.

Verlag von J. B. B. B.



Der große Tempel bei Tritschencore in Indien.

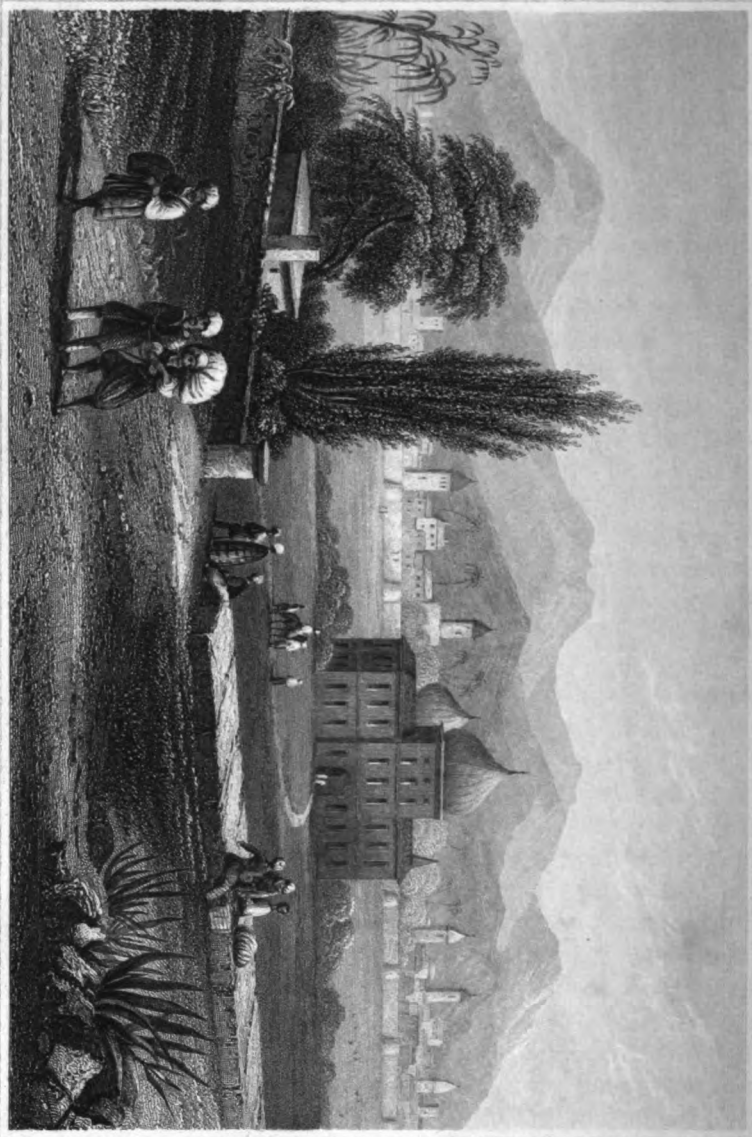
In keinem Lande der Erde, selbst Aegypten nicht ausgenommen, zeigen die Werke des Menschen das Gepräge seiner Halbgottnatur so sehr, als in Indien. Die erhabensten Denkmäler Griechenlands und Roms erscheinen unbedeutend vor den kolossalen Bauwerken Hindostans; jener Pracht vergeht vor der Herrlichkeit dieser. Die Geschichte gibt uns zwar in den Beschreibungen von Ninive und Babylon einige Begriffe von gleich erstaunenswürdigen Werken menschlicher Ausdauer und Kraft; aber es sind doch nur schwache, halb verwischte Umrisse, mehr der Einbildungskraft zum Spiel, als dem klaren Verstande faßlich. Jene gewaltigen Hauptstädte urgeschichtlicher Reiche sind von der Erde seit Jahrtausenden verschwunden; von ihren Wunderwerken der Baukunst blieb nichts übrig; Saturn hat längst sie als Staub in alle Winde gestreut; — nur hier, unter Indiens Himmel, finden sich noch Werke, unzerdrückt von der Last der Jahrtausende, die die überschwenglichsten Vorstellungen von jenen verwirklichen.

Die Gegend von Tritschencore, im Innern von Carnatik auf der westlichen Halbinsel, ist besonders reich an solchen Monumenten. Auf allen Höhen prangen pyramidenähnliche Tempel und lagern Sphynxe, Elephanten, Stiere, des Brahmadienstes kolossale Idole. Einen jener Tempel wählten wir zum Gegenstand unsers Stahlschnitts. Er steht auf dem Scheitel eines steilen Hügels, etwa eine halbe Stunde westwärts von Tritschencore. Man steigt auf einer prächtigen, sehr breiten, aus dem Felsen selbst gehauenen Treppe zu ihm auf; kolossale Stierbilder auf Postamenten zieren ihre Seiten. Den Tempel selbst umgibt eine, eine halbe Stunde Umfang habende Mauer, die nach innen einen hohen, bedeckten Säulengang stützt, welcher einen großen Hofraum umschließt. — In diesen tritt man ein durch einen hohen Porticus. — Thierkolosse verschiedener Art, theils auf Postamenten, frei oder unter Säulenkuppeln, stehen umher; umgestürzt liegen andere, den Boden bedecken Trümmer von Säulen und Ornamenten. Dünne, hagere, weißgewandige Gestalten, Fakirs und Pilger, knien oder liegen, betend und hüpfend, vor den Götzen, oder wandeln unter den Säulenhallen wie Gespenster dahin. Schweigen ist Alles, das Leben selbst ist hier ohne Laut, und hilft das Schauerliche des Anblicks nur vergrößern. Aus diesem Chaos seltsamer Gebilde, in der Mitte der weiten Aera thürmt sich der Tempel selbst in die Wolken als eine vierseitige Pyramide, so originell,

so majestätisch und grandios in Styl und Ausführung, daß sein Anblick die Sinne verwirrt, daß die Seele vor seiner Betrachtung unwillkürlich zurückbebt. Aus den größten Granitblöcken zusammengesetzt, scheint beim ersten Anschauen dieß Gebäude ein ausgehöhlter, mit den magnifikesten Sculpturen bedeckter Fels zu sein. Das Werk mächtiger Götter, nicht schwacher Sterblichen. Sechs Stocwerke, jedes 35 Fuß hoch, thürmen sich in Absätzen über einander, von außen mit prachtvollen Portiken, Nischen, Säulenhallen und Thürmen, welche letztere an den Ecken über einander stehen, eingefast, und mit Sculpturen, Abbildungen von Gottheiten in ungeheuren Dimensionen, bedeutungs- und geheimnißvoll bedeckt. — Die Spitze der Pyramide ist abgestumpft; vier Felsblöcke bedecken sie in Form eines Sarkophags. Dessen vier Seiten zeigen, als Symbol der Unsterblichkeit, das Bild eines geflügelten Menschenherzen, kunstvoll gearbeitet, und riesengroß, und von der äußersten Zinne, dem Deckel des Sarkophags, ragen 5 seltsam geformte vergoldete Spitzen bedeutungsvoll in das Blau des Himmels. Bewundernswürdig, wie der Reichtum, die Pracht, die Mannichfaltigkeit, das Sinnige der Verzierungen im Aeußern, ist die Einfachheit und Erhabenheit der Ausschmückung im Innern. Zwischen schlanken Säulen und Pfeilern, deren Höhe das Auge nur schwindelnd mißt, blicken in magischer Beleuchtung die Bildsäulen der Götter herab, und oben, in der hohen Kuppel, thronend gleichsam über Allem, steht das geheimnißvolle Bild des Brahma selbst, des Urhebers aller Erzeugung. — In den Seitenmauern angebrachte Wendeltreppen führen zu diesem Allerheiligsten, welchem sich bloß der geweihte Priester nahen darf. — Man kann sich nichts Erhabeneres, Eindrucksvolleres denken.

In einem grellen, widerlichen Kontrast mit den, Sturm und Wetter seit Jahrtausenden trogenden Denkmälern einer längst untergegangenen Kultur stehen die überall in dieser Gegend sichtbaren Zeichen von der Rohheit und Barbarei der jüngsten Vergangenheit. — Verwüstung und Zerstörung begegnen bei jedem Tritt. — Fackel und Schwert des Kriegs haben das herrliche Land entvölkert, die Städte sind meist Haufen ekelhafter Ruinen und der Wohnungen des Elends; die Dörfer sind verlassen, oder sie liegen in Asche. Hier war es, wo Tipoo-Saib den härtnäcfigsten Kampf gegen die Briten kämpfte, gegen die Befreier Indiens von seinen muselmännischen Despoten und Quälern. Aber in seinem Todeskampfe ward der Furchtbare für das Land noch Vernichter! Unbeschreiblich sind die Greuel, welche von seinen Horden hier verübt wurden. Vertilgung war sein Zweck; — und er hauste hier lange genug, um ihn zu erreichen. Entvölkerung ist das Haupthinderniß des Wiederaufblühens dieser Gegend, und die wohlthätigen Wirkungen des britischen Regiments sind in diesem Theile Indiens noch am wenigsten bemerklich.

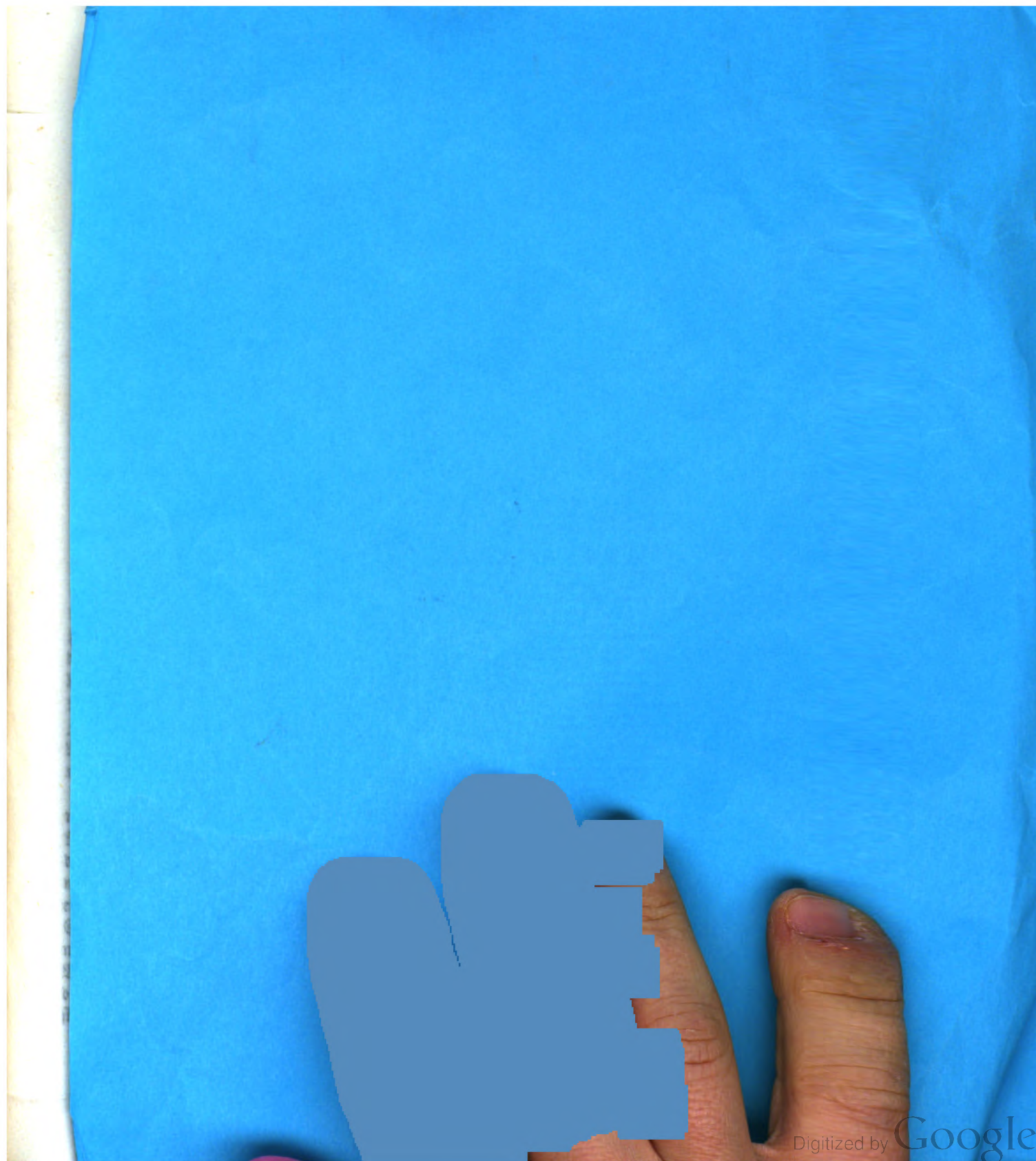




SCHEERAN IN PRESENTEN

Am 4. November, 1. Oktober, 1811 in 1811.

Ergebenheit A. V. Verleger





Schiras in Persien.

Schiras, der Preis der Dichter, die berühmte Hauptstadt Persiens zur blühendsten Epoche des Reichs, jetzt aber nur noch ein Schatten von ehemals, liegt in Südpersien in einer von hohen Gebirgen umgebenen weiten Ebene, der nämlich, die einst das unermessliche Persepolis trug, dessen Trümmer noch jetzt die Gegend schmücken. Bevor Reich und Volk unter der Geißel einer Reihe von Despoten verwilderten, war diese Ebene, von Kanälen durchschnitten und bewässert, ein Bild der Fruchtbarkeit, mit Flecken und Dörfern übersät, und die Dichter besangen sie als den irdischen Garten des Himmels. Seit länger als fünfzig Jahren ist alles das verwandelt. Das von seinen Gewalthabern ausgefogene Volk hat muthlos die Kanäle versanden und verschlammten lassen, und nachdem so die Quelle der Fruchtbarkeit verstopft worden war, ertrugen die Felder die Steuerlast nicht mehr; die unglücklichen Einwohner wanderten aus, viele auch verdarben durch Noth und Glend. Das gepriesene Thal von Schiras ist jetzt öde. Viele Stunden zieht der Reisende über eine Haidefläche hin, in welcher kaum 2 oder 3 verfallene Dörfer mit einigen Gärten und Feldern die letzten Spuren der ehemaligen Kultur zeigen, und selbst der von ferne noch immer prächtige Anblick der Stadt täuscht nur auf kurze Zeit. Unverändert dauern die Zeichen der Verlassenheit bis unter die Stadtmauern fort, und kaum begegnet ein lebendiges Wesen. Die Menge von Schutt außerhalb der Mauern deutet auf eine Katastrophe hin, welche das Verwüstungswerk der Zeit beschleunigte, und die zum Theil eingestürzten, zum Theil gespaltenen Mauern und Thore machen es kenntlich, daß vor kurzem erst ein Erdbeben wüthete. Wirklich war es eins der furchtbarsten unserer Zeit.

Am 25. Juni 1824 gerieth nämlich die Ebene in wellenförmige Bewegung; drei Viertel der Häuser von Schiras stürzten ein, und 20,000 Menschen, die größere Hälfte der kaum 3 Jahre vorher von der Cholera dezimirten Bevölkerung wurde unter den Trümmern begraben. Gegenwärtig enthält die Stadt, die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa 200,000 Einwohner in 12,000 Häusern hatte, nicht über 11,000 Seelen und die Zahl der Wohnungen übersteigt nicht 2100. Anarchie, mit der stupiden Despotie der persischen Herrscher im Bunde, werden das Werk der Zerstörung und Entvölkerung der einst herrlichen Stadt vollenden, wenn nicht britische oder russische Waffen das arme Land in der nächsten Zukunft erlösen.

Der Ruffstein und sein Thal.

Ein Kabinetsstück aus dem deutschen Tyrol. Wer sich desselben doch recht erfreuen könnte! Aber der Name! — —

Der Inn hat bei Landeck das Urgebirg verlassen. Bei Wörgel tritt er hinaus in die Kalkalpenwelt, nachdem der mächtige Strom den Damm durchbrochen hat, der ihm einst den Ausgang verschlossen hielt. Schroff stürzen an dieser Stelle zu beiden Seiten des Flusses die Bergwände nieder, und brausend und zürnend stürmt die Fluth durch den Paß, ungewohnt des engen Gewandes. Die Straße, welche nach Ruffstein führt, verläßt bei den Hüttenwerken von Heydach das Thal und zieht über welliges Waldland. Hinter dem Dorfe Kirchbühel wird die Gegend auffallend wild und einsam. Ununterbrochen führt der Weg durch den dichten, düstern Forst von Krummholzkiefern, bald hinauf, bald hinab, und nur dann und wann spendet eine Höhe einen Lichtblick in die Berge. So geht's drei Stunden lang beständig fort. Da biegt die Straße unerwartet um eine Felssecke, und aufgethan ist eine der lieblichsten Schau der Innenwelt Tyrols. Inmitten eines mit grünen Matten eingefassten Thalkessels liegt, wie hingeschleudert von der Hand der Allmacht, ein gewaltiger Felsblock. Von allen Seiten klettert Gemäuer an ihm empor, sein Scheitel trägt Gebäude und Thürme, seinen Fuß umbraust der Inn, den eine schöne Brücke überspannt, und ein Häuflein freundlicher, schimmernder Häuser beschaut sich wohlgefällig im Spiegel der klaren Fluth. Um den Kessel aber steigen die Riesen des Gebirgs auf, über und hinter einander, als mühte sich jeder, einen Blick auf das hübsche Bildchen zu erhaschen. Das ist der Ruffstein mit seinem Städtchen und seinem Thale — der Ruffstein mit seinen Schrecken; denn Kaiser Maxens alte Feste ist jetzt Staatsgefängniß, und in seinen Kasematten und Thürmen schmachten viele der Männer, welche die Jahre 48 und 49 als Sühnopfer forderten für die Sünden eines verderbten Geschlechts.

Spielberg, Munkatsch, Ruffstein: — Bitterkleeblatt! wer wird dich pflücken? —





VESTE KUFSTEIN im TYROL

Ans. J. Kneissel. A. Kufstein. Tyrol. in H. K. V. 1848.

Verlag v. Wagner



Die königliche Erzgießerei in München.

In einer stillen, abgelegenen Ecke der Umgebung Münchens, unweit der Nymphenburger Straße, erhebt sich aus der Mitte eines geschlossenen Hofraums ein großes, massives, aber unscheinbares Gebäude, an dem einige schlechte Schuppen kleben. Schlacken- und Kohlenhaufen liegen umher zwischen Schutt von verfallenen Ofen und Häufen von Sand, Baustein, Mörtel und Scherben; gebrauchte zerbrochene Formen aus Holz, Thon und Gyps lehnen an Wänden und in Winkeln, und die mancherlei Geräthe und Materialien und Werkzeuge zum Formen und Gießen, das rußige Aussehen der Mauern, Fenster und Thüren des Gebäudes, die langen, hagern, geschwärzten Kerle, die ab- und zugehen, oder Materialien, Erz, Gußtheile hin- und herkarren, die dicken, schweren Rauchwolken, welche unter Funkenprühen aus den Ofen wirbeln und durch jede Dachluke das Freie suchen, das unheimliche Prasseln und Boltern im Innern des Hauses, der Feuerschein in jedem Fenster, Alles dieß läßt die Bestimmung des Gebäudes sogleich beim Eintritt in den Hof errathen. Metallene Kanonenläufe, die, theils ganz, theils zersägt, aufgeschichtet daliegen, und einzelne, unter Schuppen gelagerte, unvollendete, öfters kolossale Gußstücke, an welchen die Eiseler hämmern und meißeln, feilen und raspeln, — entfernen auch den letzten Zweifel, daß man sich in der Erzgießerei befinde, in jener berühmten Anstalt, welche, was Vollkommenheit und Größe der Einrichtung und Meisterschaft in der Technik angeht, in der Welt ihres Gleichen nicht findet. Der Gedanke ist ergreifend und erhebend; daß man an der Stätte stehe, wo ein großer Theil jener bewunderten Denkmäler entstanden ist, welche die wahre oder lügenerische Größe von Menschen, Thaten und Reichen verherrlichen; Werke, welche Städte, Tempel und Paläste in allen Welttheilen schmücken, und wenn sie auch manche der Gefeierten in den Büchern der Geschichte nicht zu Ehren bringen können, doch von der Höhe und Trefflichkeit deutscher Kunst und Künstler dauerndes Zeugniß geben.

Die Erzgießerei ist unter die nützlichsten und gelungensten Anstalten zu zählen, welche König Ludwig I. in München dem Dienste der Kunst errichtete. Nachdem sie die nächstliegenden Zwecke erfüllt und Ludwigs großen Kunstschöpfungen den werthvollsten, bleibendsten Schmuck verliehen hatte,

öffnete er, eingedenk, daß die Kunst der Welt gehöre, der Welt die Ateliers der Gießerei zur Benutzung, und seitdem hat die Anstalt ihr Wirken immer weiter ausgedehnt. Eine Menge der größten und herrlichsten Kunstwerke würde ohne sie gar nicht vorhanden sein, oder doch nicht in der Vollkommenheit, in welcher sie aus einem Atelier hervorgegangen sind, das alle geistigen und technischen Mittel zu den höchsten Leistungen unter seinem Dache vereinigt. Keine Erzgießerei in der Welt ist, wie die Münchener, mit so vollkommenen Einrichtungen für kolossale Güsse versehen, und keine gebietet über solche künstlerische Kräfte und Erfahrungen. Stücke von 40,000 Pfund Gewicht können in einem Guß hergestellt werden. Der berühmte Erzgießer Stiglmaier hat die Ehre, der erste Einrichter und Vorstand dieser Anstalt zu sein, und ihm verdankt die Gießkunst eine Menge der wichtigsten Verbesserungen. Stiglmaier starb im Jahre 1844 und fand in seinem Neffen und Schüler, dem jetzigen Inspektor Miller, einen würdigen Nachfolger. Miller ist der rechtmäßige Erbe von seines Onkels Ruhm. Er hat namentlich den Erzguß der größten Statuen zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, welche vor ihm unmöglich schien. Ich kenne nur einen deutschen Meister, welcher neben ihm genannt werden darf: der nürnberg'sche Burgeschmied.

Der Künstler, dessen Griffel wir die Zeichnung zu unserm Stich verdanken, hatte bei der Aufnahme den glücklichen Moment getroffen, wo, nach gelungenem Guß des Haupttheils der kolossalen Bavaria, das Künstlerpersonal vor der Gießhütte auf Gerüsten beschäftigt war, das Gießstück zu reinigen und früher gegossenen Theilen anzupassen. Er machte die lebensvolle Scene zur charakteristischen Staffage seines Bildes, und aus dem Munde eines der am Lorso beschäftigten Künstler's erfuhr er über die Herstellung des Wunderwerks Folgendes.

Schwanthaler hatte ein Modell der Statue 1840 in dreifacher Lebensgröße vollendet. Der König kam, sah und war begeistert von seiner Schönheit. „Es soll Sie unsterblich machen“ — sagte er zum Meister, „wie die Pallas Athend den Phidias“. — Und er verfügte, daß die Ausführung in Erz in derselben Größe geschehe, wie die jenes Kunstwunders der alten Welt.

Dem königlichen Wort folgte die That auf dem Fuße. Bei der Erzgießerei wurde ein 120 Fuß hoher Thurm aus Gebälk mit Breterverschlag errichtet und als Modellhaus ausgestattet mit Gerüsten, Gängen und Zugwerk. Man mauerte zum Postamente der Riesengestalt einen 10 Fuß hohen Sockel auf, 6000 Pfund Eisenstangen mit Schrauben und Muttern wurden zur innern Steifung, gleichsam zum Knochengeriist, zurecht gelegt, Thonmassen angefahren, Hunderte von Gypsfässern herbeigeholt und aufgeschichtet. Aus dem Thon entstand unter der beständigen Aufsicht des Meisters zuerst die Gußhülle — die Masse der Gestalt — noch selbst gestaltlos. Darüber breiteten sich fußdicke Lagen, und nach und nach traten

die Formen schwach und roh hervor. Bei dieser Arbeit vergingen mehre Monate. Weitere 6 Wochen kostete dem Meister das Studium der Gewandung. Ungeheure Flächen und Raken aus geseuchtem Segeltuch hingen von den obern Gebälken des Modellhauses herab, und tagelang saß dort Schwanthaler, befehlend und korrigierend, auf einem Lehnstuhle, während seine Jünger den massenhaften Faltenwurf zurechtlegten. Nun erst folgte das eigentliche Formen der Reclin und ihres Beiwerks. Es dauerte vier Jahre, 1840—1844; denn in den Wintermonaten, in welchen man mit dem feuchten Material nicht arbeiten konnte, mußte das Formen ausgesetzt werden. Im Herbst 1841 wurde der Eichenkranz, den die Bavaria mit der linken Hand 9 Fuß über ihrem Haupte erhebt, fertig — das Urmodell selbst war vollendet. Das nächste Jahr verging in der Herstellung des Hülsengusses um das Modell für die einzelnen Stücke zum Bronze-
guss: — lauter Arbeiten, bei denen viele, oft unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten zu besiegen waren. Und immer mit und unter seinen Schülern war Schwanthaler selbst dabei anzutreffen, immer selbstthätig, dort leitend, da nachhelfend, hier ändernd, da bessernd; denn nur seine begeisterte Phantasie vermochte das Urbild vor seinem innern Auge, durch alle Einzelbildungen der Theile so fest zu halten, daß seinem Blicke keine Abweichung entgehen konnte.

Als nun endlich das Thonbild, das zuerst nackt modellirt worden war, von dem eisernen Knochengerüste im Innern fest zusammengehalten, als Gewandstatue fertig da stand, und, gleich einem Marmorbilde, auf das Genaueste überarbeitet worden war, begann man die äußere Gypsschale auf dasselbe aufzutragen. Nach Erstarrung dieser Form wurde sie in Stücken abgenommen, und der Thon aus dem Innern entfernt. Währenddem wurde ein Gypskern von kleinerer Dimension innerhalb einer Breterverschalung gegossen, und um diesen wurden jene hohlen Formstücke von unten aufgebaut und zusammengefügt. Als dieses geschehen, und die Gypsform von Außen gehörig gesteißt und befestigt war, schritt man zum Ausguss des Raums zwischen der Gypsform und dem Kern, und nach Abnahme der Stückformen erhielt man so das erste vollendete Gypsbild der Statue zum Fertigmachen.

Es war im Herbst 1842. Jetzt handelte es sich um das Schwierigste, nämlich die letzte Ueberarbeitung des wegen der ungeheuern Dimensionen gar schwer zu übersehenden Ganzen, auf daß die Schönheiten der einzelnen Gliederformen in harmonischen Einklang gebracht würden zu einer einheitlichen, lebensvollen und plastischen Frauengestalt.

Das war nur möglich durch Anschauung und Studium in wohlbe-
messener Ferne. Es waren aber gar kalte stürmische Novembertage, in denen der schon kränkelnde Meister an diese mühselige, geistmarternde, — und doch für den Erfolg des so großen und gewagten Unternehmens entscheidende Arbeit gehen mußte; denn Stiglmayer, der Erzgießer,

hatte seine nicht minder kolossalen Vorarbeiten im Gießhause fast vollendet: er drängte und der König drängte mit. Der Breterverschlag wurde von den Seiten des Modellhauses abgenommen und durch eine weite, zeltartige Umhüllung von Segeltuch ersetzt. Zum Erstenmale erblickte des Meisters leibliches Auge die Bavaria frei, wie sie sein inneres Auge geschaut hatte. Er ward dadurch so ergriffen und aufgeregt, daß ihn ein Fieber packte und mehre Tage zu Hause gefangen hielt. Fortan war für ihn kein Rasten und Bleiben mehr. Stiglmayer erkrankte tödtlich, und Schwanthaler fühlte, daß seine eigenen Tage gezählt seien. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß er sich von dem Werke seines ewigen Ruhms werde trennen müssen, ehe er ihm die letzte künstlerische Vollenbung gegeben, quälte seine Seele beständig. Schwanthaler war Vor- und Nachmittag, selbst im schlechtesten Wetter, auf dem Plage, und wenn ihm sein fortschreitendes Siechthum das Gehen versagte, so ließ er sich hinaus fahren oder tragen. Da sah man ihn, in der Ecke seines Wagens sitzend, in Pelz und Decken gehüllt, um die Statue fahren, mit gewandtem Blicke wiegend und messend, während auf den Gerüsten die Gehülften und Schüler seinen Winken und Worten lauschten, um darnach zu ändern und zu bessern. Wenn es nicht nach seinem Wunsche ging, da geschah es wohl manchmal, daß er, seine Kränklichkeit vergessend, ärgerlich aus dem Wagen sprang, und die Gänge und Gerüste im Flugwagen ereilend, selbst noch Abänderungen und Verbesserungen beschaffte. So traf ihn einst der König, wie er mitten unter seinen Gehülften handthierte, die, hoch oben an der Niesin wie Schwalben flehend, sie mit Hammer, Meißel und Feile bearbeiteten, hier wie in einem Gypsbruche Klumpen abschlagend, dort tiefe Furchen eingrabend, dort Massen von nassem Gypsreich zulegend — ändernd, was von unten dem Auge des Layen der Abänderung gar nicht werth erschien, ja oft keinem Sinn bemerkbar war, als dem feinen, scharfen, denkenden Auge des Meisters allein. Da rief ihn der König und er stieg herab während der Sturm heulte und ihn Schneegeflöber antwehte, denn ein Theil der leichten Zeltbedachung war indeß vom Winde weggetragen worden. Unten umarmte ihn der König, hing dem vom Frost geschüttelten Meister seinen Pelz um und fuhr mit ihm nach Hause, während die Geschütze vom nahen Exercierplatz der Artillerie herüberdonnerten. „Wenn das Ehrensalven sind und sie Einem von uns Beiden gelten“, sagte der König, „so gelten sie Ihnen; denn jeder Tag Ihres Schaffens ist ein Ehrentag.“

Aber der Meister siechte mehr und mehr hin, und je näher seines Werkes Vollenbung, je mehr drängte es ihn, sie zu beschleunigen. Endlich hatte im Herbst 1844 das Werk von seiner Hand die Vollkommenheit erhalten, die er geben konnte — und feierlich überantwortete er es nun seinem Freunde Miller, Stiglmayers Nachfolger, zur Metamorphose in Erz. Die leichte Hülle wurde entfernt — und als ob die Schönheit kubischer Multiplikation fähig wäre unter der Hand eines solchen Meisters — so stellte

sich das Modell der Bavaria den bewundernden Augen der Kennerschaft dar.

Und wie der Kolos aufgestiegen war, so wurde er nun wieder abgebrochen unter Millers Leitung und stückweise in's Gießhaus gebracht, so daß die ganze Gestalt in sieben Theile zerfiel.

Die Kunst des Erzgießens beginnt bekanntlich mit dem Formen, und von diesem Arbeitsprozeß ist das Gelingen des Gusses selbst großentheils abhängig. Deshalb verlangt er die äußerste Sorgfalt. Die Stückformen des Modells werden dann um einen feuerfesten Kern in der Gießgrube aufgebaut, so daß zwischen beiden ein hohler Raum übrig bleibt, der beim Guß sich mit der Erzschale ausfüllt. Die ganze Gussform wird zuletzt mit Eisenklammern und Reifen in der Gießgrube verbunden und dann durch um und unter der Form angebrachte Feuerung trocken gebrannt. Die geringste Feuchtigkeit, die in der Masse zurückbleiben würde, würde den Guß, die Gießer, das Gießhaus selbst verderben. Unter den fürchterlichsten Detonationen würde die Form zerplagen und das geschmolzene flüssige Erz zerstörend und zündend nach allen Richtungen hin geschleudert werden.

Schauerlich schön ist der Gießprozeß selbst bei so schweren Stücken, wo Hunderte von Centnern des flüssigen Erzes aus dem Flammenofen wie ein glühender, sprühender Bach der Form zuströmen. — Der Ofen glüht — das Gebläse stößt heuchend die Luftmassen in den Feuerherd, — die Lohe steigt prasselnd und flackernd mit grünen und blauen Flammen die Esse empor; der Meister geht ab und zu und befiehlt den Schürleuten; alle andern Hände sind leblos — jede an ihrem Posten. Die Gießgrube ist überdeckt mit Gebälk und Bohlen. Ueber ihr schwebt des Krahnens langer Riesenarm mit Ketten und Haken. Die Leitungskanäle aus Lehm für das flüssige Erz sind in Bereitschaft. Aus der Höhe des Gießhauses hängen die Ketten, welche die lange eiserne Stange zum Ausstoßen des Zapfens an der Ofenmündung in der Schwebe tragen, und zehn Männer haben sie gefaßt, gewärtig des Meisters Kommando. Im Flammenofen rollt's und zischt's, wie im Bauche eines Vulkans; man hört das Erzmeer wogen. Alles ist Spannung und Erwartung. Tiefer Ernst, der Gefahr sich bewußt, aber entschlossen ihr entgegenzutreten, — ruht auf allen Gesichtern. Schweigen schließt jeden Mund. Der Meister prüft zum letzten Male die Erzmasse mit einem langen Metallstabe — alle Hände ziehen sich krampfhaft zusammen — da fällt das Zeichen: — ein Ruck der zwanzig Hände, und in gewaltigem Schwunge stößt die schwere Eisenstange gegen den Zapfen — einmal, zweimal, dreimal und — heraus fährt der Feuerstrom mit unsaglicher Gewalt und gießt seine Wogen in weitem Bogen, leuchtend, flammend von sich werfend, in eine Höhlung am Boden, von der sie durch die Lehmkanäle den Oeffnungen der Gießform zufließt. Pfeifend und heulend entweicht vor dem einströmenden Erze die Luft durch die an verschiedenen

Stellen angebrachten Röhren, — der Meister lauscht, in der heftigsten Spannung, auf jedes Geräusch — da tritt das geschmolzene Erz in den Gießröhren leuchtend empor: es ist das ersehnte Merkmal des Gelingens, und ein freudiges „Hurrah“ erschüttert das ganze Haus. Das Werk ist gethan und es ist gerathen. — Die Dicke der Erzschale der Bavaria beträgt kaum einen halben Zoll, und doch gehörten zu den größten Gußstücken 40,000 Pfund Metall. Der ganze Kolos wiegt 1560 Centner. Bei der Bavaria mußte sich die eben beschriebene Gußoperation nicht weniger als siebenmal wiederholen — denn in sieben Stücken wurde sie gegossen. Als die schwierigste Partie erwies sich die Herstellung des Bruststücks. Es handelte sich nämlich um die Verschmelzung von etwa 400 Centner Erz mit einem Male, d. h. um 100 Centner mehr, als je vorher der Flammenofen eingenommen hatte. Schon war die Schmelzung weit vorgeschritten, da begann sie zu stocken. Es hing von dem rechtzeitigen Guß Vieles ab — nicht nur ein Werth von vielen Tausenden, auch eine Monate lange Arbeit stand auf dem Spiele. Vergeblich waren alle sonst wirk samen Hülfen des erfahrenen Meisters; die äußere Atmosphäre, bei der drückendsten Sonnenschwüle, war dem Prozeß so entschieden hinderlich, daß nach 36stündigen Versuchen, das Erz in vollen Guß zu bringen, die Gehülfen den Muth sinken ließen und die Sache für verloren ansahen. Nur der Meister verlor den Kopf nicht. Seit 4 Tagen und Nächten war er nicht aus den Kleidern gekommen; — seine Körperkräfte waren ganz erschöpft, er befahl: „Gebt beständig Kohlen auf, so viel als nur der Ofen fassen kann, und feuert so fort, bis ich erwache“. Und er schlich in sein Kämmerlein, sank auf's Bett und schlief ein. Seine Gattin war in den letzten 24 Stunden nicht von seiner Seite gewichen; sie theilte seine Ängste und Sorgen; sie wachte auch jetzt an seinem Lager. Da hört sie Feuerruf — „die Gießerei brennt!“ meldet ein Arbeiter in Bestürzung. Die allzugroße Feuerung hatte das Balkenwerk des Dachstuhls entzündet. Miller springt auf. „Um Gottes Willen nur keinen Tropfen Wasser!“ schreit er, ergreift einen Arm voll angefeuchtete Lächer, klettert in den brennenden Dachstuhl — umschlingt die Balken mit den nassen Lächern — die Arbeiter thun das Nämliche, — und während die Hälfte des Personals fortfährt, auf diese Art dem Brande Einhalt zu thun — untersucht er die Erzmasse im Ofen. Er findet sie gar und gut. Galt's vorher die höchste Geistesgegenwart, so galt's jetzt das kälteste Blut. Eine einzige Hand voll Wasser aus zu feuchten Lächern zufällig in den Ofen träufelnd hätte unfehlbar die Zerstörung des Hauses und den Tod der Menschen drinnen durch Explosion zur Folge gehabt. — Während die Arbeiter oben fort und fort um das brennende Gebälk angefeuchtete Lächer schlugen, traf der Meister besonnen und ruhig die Anstalten, um mit der andern Hälfte des Personals den schwersten aller Güsse zu Stande zu bringen. Seine Anordnungen sind geschehen, jeder harret des Zeichens, — da schlägt die Thurmglöcke die

Mitternachtsstunde, und als der zwölfte Schlag verklungen ist, ruft der Meister mit feierlicher Stimme:

„Stoß den Sappen aus!
Gott bewahr' das Haus!“

Und —

„Rochend in des Hentels Bogen
Schießt's mit feuerrothen Wogen.“

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

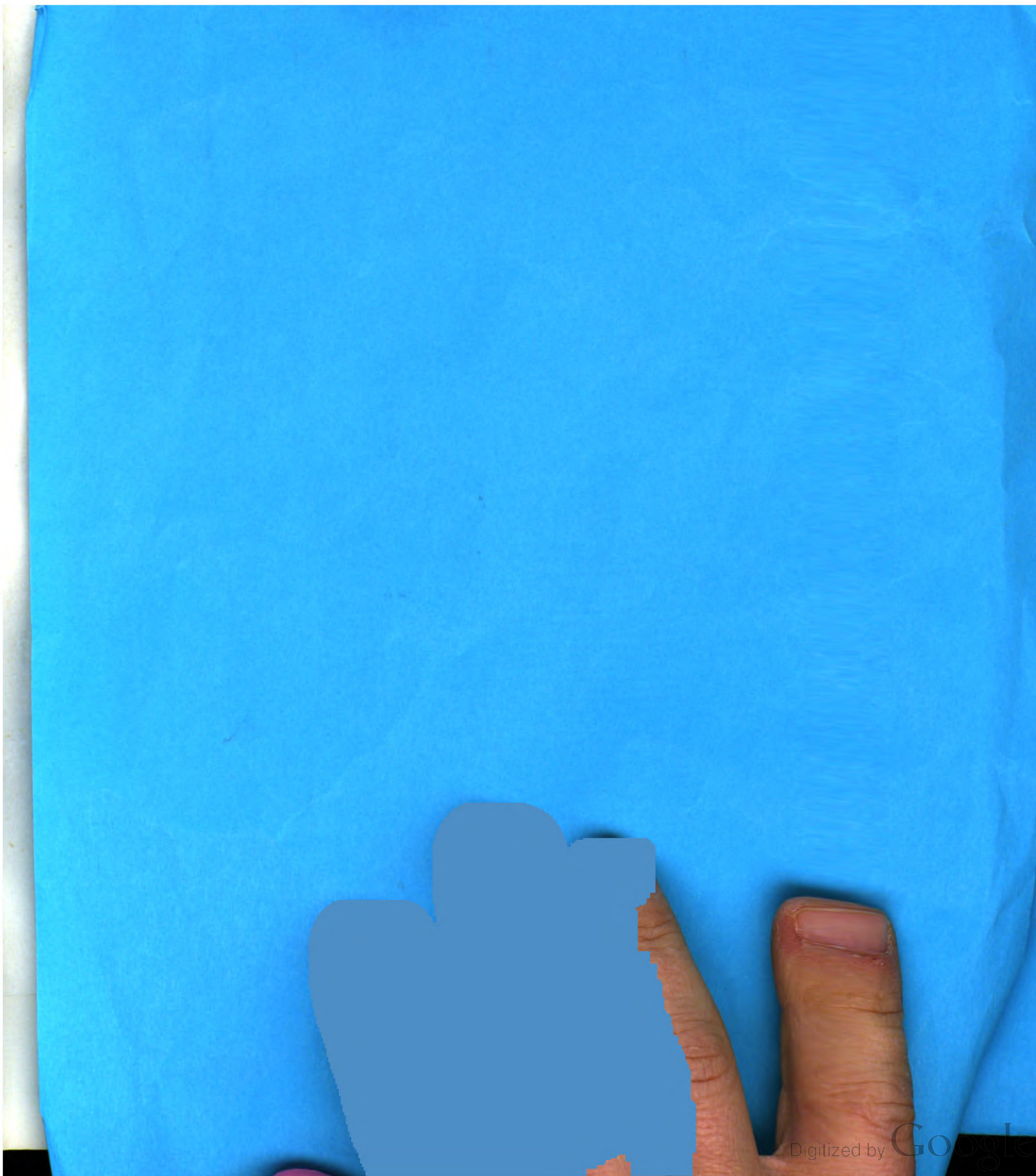
Aber gelungen war der schwere Guß in wunderbarer Vollkommenheit, wie keiner der frühern, und der Meister konnte mit froher Zuversicht seinen Gefellen zurufen:

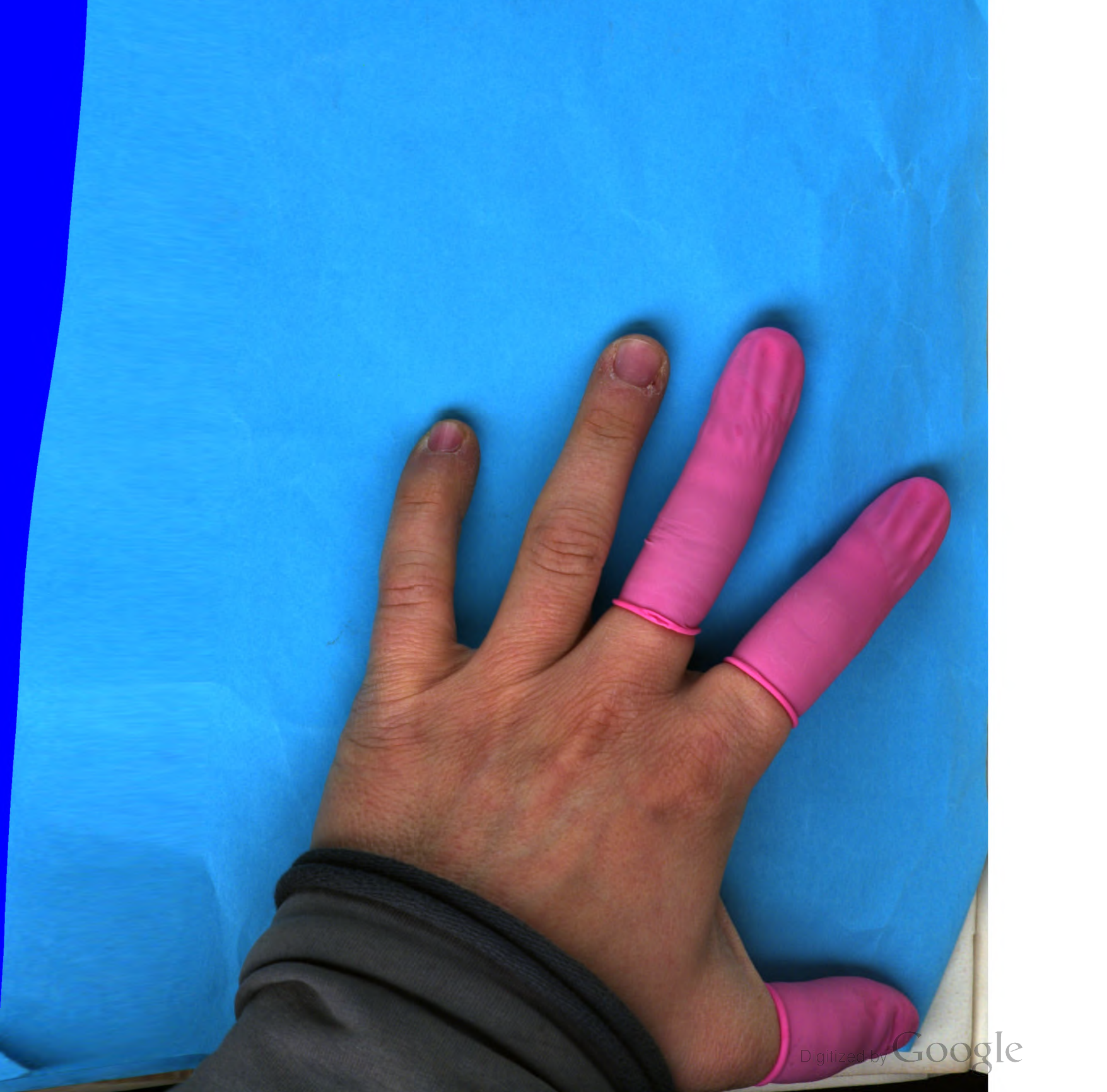
„Nun zerbrech mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn das Bild soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.“

Morgenscene auf dem oberen Mississippi.

Ich hatte Freunde besucht, Landleute, die auf dem Bluff des Mississippi, oberhalb der Einmündung des St. Croix, eine Farm bewohnen, und wartete auf das Dampfboot, welches Abends von Dubuque heraufkommt und mich nach St. Pauls mitnehmen sollte. Die Männer hatten mich zum Fluß hinab begleitet und eine alte Schwarzhaut aus dem benachbarten Missouri hatte an einer offenen Stelle des Ufers eine lodernde Riesenfackel hinausgesteckt, das gewohnte Nachtsignal zum Anrufen der passirenden Dampfboote, und so standen wir noch in der lauen sternhellen Sommernacht und plauderten von dem, was uns eben zunächst lag: — von meinem Gehen und ihrem Bleiben. Das Gesicht eines Freundes aus der Heimath ist eine gar seltene Erscheinung in den Niederlassungen am oberen Mississippi, und ein Besuch ist ihr einziges Fest; denn dort hat das Jahr 365 harte Werkeltage.

„Wie gern zöge ich doch mit euch“, sagte der Eine, „wie ist's doch in unserem Schwabenlande viel tausendmal schöner als hier!“ „Ja wahrlich“, stimmte der Andere ein, „wie gern tauschten wir wieder die alte Heimath gegen die neue, eine Heimath voll Arbeit und Entbehrung, voll Fieber und Mühsal, voll Selbstsucht und Heuchelei, voll Enttäuschung und entsetzlicher Geistesöde“. — „Aber“, fuhr ich mit Wärme fort, „eine Heimath voll Freiheit und Männerstolz, voll Kühnheit und Unternehmungskraft, voll Wohlstand und Bürgerglück, eine Heimath der Größe und Zukunft. Ihr schlagt's in eurer Rechnung zu gering an, daß euch der Hut auf den Kopf gewachsen ist und der Nacken verlernt hat, sich zu beugen, — daß ihr Freiherrn seid auf eurem Grund und Boden und Fürsten in eurem Blockhause. Sind euch die Menschen, unter denen ihr lebt, mit ihren trogigen Gesichtern und stets thatbereiten Armen nicht lieber, als daheim die Automatenpuppen mit den menschlichen Larven? Wollt ihr lieber die bunten Livreen und Uniformen, als das selbstgewobene grobe Gewand; lieber die Excellenzen, Titel und Orden, als den Gentleman; lieber die feinen beringten Finger, die beständig in euren Taschen suchen, als die schwielige Hand, die sich euch zum Gruß entgegenstreckt? Athmet ihr lieber die dumpfe Luft der Antichambres und Beamtenstuben, als den freien Zugwind auf eurem Bluff? Wollt ihr, frag' ich, lieber regiert sein, als euch selbst regieren? Die Antwort schenk' ich euch, und wenn ihr selbst aus zu weichem Thon geformt seid und







MOONLIGHT SCENE
AN OBERON MOUNTAIN

Reproduction of the original

1894

die harte blanke Münze, welche der Geist eurer Institutionen so scharf ausgeprägt hat und aus seinem Füllhorn so reichlich in den Schooß euch schüttet, ihren Klang verliert, — wenn euch die Herren in der Heimath mit den Doktorspatenten, noch ehe ihr flügge geworden, die Schwingen gestugt und die Sehnen des Selbstvertrauens in der Kindheit so gänzlich durchhauen haben, daß ihr nun hier, im Wettlauf mit dem Geschlecht von 76, die Rolle der Lahmen übernehmen müßt: — ich sage, wenn die kunstgerechten Gärtner daheim die Schößlinge eurer Kraft so eingeschnitten haben, daß sie nur Blätter treiben, statt Früchte, und euren verwöhnten Gaumen der Trunk aus dem frischen Born der Freiheit gar nicht munden will: so denkt wenigstens an die, die euren Herzen am liebsten und eurer Sorge die nächsten sind: — so freuet euch der freien Bahn eurer Kinder. Was euch ein Opfer ist, ist für sie eine köstliche reisende Saat. Laßt sie ernten! Frei vom Kanzel- und Kathederschwulst laßt sie ihr Erden- und Seelenheil selbst suchen, laßt ihr Gewissen seinen Kultus üben, laßt sie nach eigenen Zielen ringen, freie Bürger freier Staaten!

„Daß ihr der edlen Schätze, welche die rohe Scholle birgt, auf der ihr euren Herd gebaut, doch nie vergessen möchtet! Wahrlich, — hättet ihr eine Herrschaft, Schloß und Park in eurem Schwabenland gelassen, der Preis wäre nicht zu hoch, wenn ihr eurer Kinder Glück und Zukunft, die Ehre und Hoheit des Bürgerthums dafür erkaufte. Oder wie? Soll euch der alte, graue Wollkopf da beschämen, den der Freiheitsdrang von Weib und Kind, Haus und Hof, Herrn und Freund aus Alt-Kentuckien unter euer Dach geführt? Fragt ihn doch, ob er nicht lieber sein schwarzes Blut auf eurem thönigen Acker verspritzen will unter schwerer Last der Arbeit, Sorge und des Alters, als auf der blühenden Plantage im Süden, wo der Sklave seinen Herrn für sich sorgen läßt und gegen mäßige Arbeit, bei Spiel, Sang und Kurzweil das Leben gedankenlos verträumen mag. Und wäre ich selbst nicht mit allen Banden der Pflicht, die der heißesten Wünsche des Herzens spotten, an das Land gekettet, das mir den ersten Athemzug gegeben, wie glücklich wäre ich; denn dann dürft' ich mit eurer Last und Plage eure Freiheit theilen.“

Meine amerikamüden Freunde waren stumm und mir war's heiß um's Herz geworden; ich war gerade im Zug, ihnen von der Leber weg ihre Thorheit vorzupredigen: — da hörten wir die Schaufeln des Bootes plätschern und sahen den weißen Dampf über der Kontur des Uferbusches aufzucken; ein paar Glockenschläge mahnten, mich bereit zu halten; die bewegte Fluth des Stromes schlug an unsere Füße, das rothe Licht am Vordertheil des Bootes wendete nach der Einbucht, wo wir standen, — allerlei Stimmen, Rachen, Flüche und Kommando's wurden laut, die Maschine hielt an, eine Planke flog vom Vordertheil des Bootes herüber an das Ufer; der Schwarze reichte mir den Reisefack, noch ein Händedruck, ein paar Schritte

auf dem nassen Sand, ein Sprung auf den schwanken Steg und schon erschallte es vom Räderkasten: All on board — Go ahead! — die Schaufeln wühlten wieder in der Fluth und — „Go ahead!“ rief ich noch als letztes Abschiedswort den Freunden am Ufer nach. Möchten sie's nur verstanden haben! „Vorwärts!“ ist ja die Lösung im Feldlager des großen Zeitkampfes, das Passwort zu allen Geheimnissen und Wundern jener riesenhaften Entwicklung, das A und Z in den Glaubensartikeln der neuen Welt; wer das Go ahead nicht versteht, soll sich nicht unter die Sturmkolonnen dieser modernen Titanen wagen, denn rücksichtslos schreiten ihre Sohlen über den Fallenden, und wer einmal am Boden liegt, dem reicht sich keine theilnehmende, helfende Hand. „Help yourself!“ ist die Antwort, wenn die Hände um Mitleid ringen. Wer es nicht begreift, bleibe ja daheim und lasse sich am Schlepptau seiner hochgeborenen Vormünder durch's Leben ziehen.

Das Boot trieb schon in der Mitte des Flusses. Nachdem es sein Fahrwasser wieder gewonnen hatte, fingen die Essen an, dicke schwarze Rauchparallelen in die Nachtluft zu zeichnen. In immer kürzeren Stößen pusteten die Dampfrohre, immer rascher knatterten die einschlagenden Schaufeln der Räder, und mit wildem Ungestüm brauste unsere „Arche Noah“ stromaufwärts. Die Ufer hatten sich zu beiden Seiten so weit zurückgezogen, daß sie, nur noch zwei dunkle Streifen, den Horizont begrenzten. Es ging, obgleich es nahe Mitternacht war, noch laut und hoch her im Dampfer. Ich stieg auf's Deck, einige Augenblicke wurde der neue Ankömmling der Neugierde gewürdigt, den nächsten hatten sich die hunderterlei Gesichter, die einen enttäuscht, die anderen gleichgültig, wieder hundert anderen Gegenständen zugewendet. Ich ließ nun meinerseits die Gesellschaft Revue passiren, so bunt zusammengewürfelt, wie sie ein Mississippiboot eben aufzuweisen hat. Um eine Gruppe junger Frauen, die sich vor dem Geräusch der Maschine nach dem hinteren Theil des Hurrikan-Decks zurückgezogen hatten, standen, saßen und lagerten eine Schaar Männer und lauschten den dünnen Stimmchen, die sich in den fashionabelsten Weisen mit den monotonen Akkorden einer Guitarre mischten. Die Mädchen waren wohl Farmertöchter, lauter feine Gesichtchen und zierlich gepuht, wie Schmetterlinge. Sie schienen sehr heimisch auf der Arche Noah und thaten fest und firr, mit den leichten Manieren von Damen der großen Welt; und doch waren sie vielleicht nie weiter über ihre Wälder und Blockhäuser hinausgekommen, als auf einer Fahrt nach Alton oder Dubuque. Die Männer trugen allerhand Kleid, vom Frack nach Newyorker Schnitt bis zur härenen Decke des Büffeljägers und Holzschlägers: — Kreolen mit dem schönen Typus des Spaniers und der galanten Art des Franzosen, der lange steife Yankee mit den verschmitzten Augen in seinem faltigen Pergamentgesicht und dem scharfen Witz auf den gekniffenen Lippen, der heißblütige Texaner mit dem rauflustigen, herausfordernden Blick, und der

Mann aus dem fernen Westen, eine Bildsäule unbeweglichen Ernstes, der starren Entschlossenheit und Kraft; der „Reverend“ und der Flibustier; der ehrwürdige Judge und der listige Gauner; der Grogtrinker und der Wasserapostel: — jeder aber brachte in der Gesellschaft der Frauen seinen Gentleman aus, jeder brachte sein Bestes dem schönen Geschlecht zum pflichtigen Tribut, alle umgaben die kleine Gruppe mit ihrer Verehrung, ihrem Anstand und stets bereitem Schutz. Das ist auch unter den Früchten der Freiheit nicht die geringste, dieser Kultus der Frauen; es gehören aber auch Amerika's Frauen dazu, einen so mächtigen Einfluß auf die Sitte der Männer zu üben. Der sauren Arbeit und Sorge entzogen, im Genuß unbeschränkter häuslicher Freiheit, gewinnen sie das sichere Selbstgefühl im ungezwungenen Verkehr mit der Welt, das lebhafteste Interesse an allen Dingen zu Meer und zu Land, die heitere Anschauung vom Leben; aber auch den Seelenstolz, die glühende Begeisterung für Ehre und Freiheit ihres Landes, das rechte Verständniß seiner politischen Institutionen und Bedürfnisse, was Alles den Frauen daheim so sehr gebricht. Jene erziehen tüchtige Republikaner, diese höchstens gemüths- und kenntnißreiche Menschen voller Schmiegsamkeit und Gehorsam.

Der Gesang war zu Ende. Man verlangte nach einem Sänger; an mir aber sollte die Zauberkraft der Sirenen zu Schanden werden. Unter jeder deutschen Kehle stellt sich das Dankesvolk eine gestimmte Flöte vor. Ich schlich weg nach dem Vorderdeck und sah hinab in's Boot. Das war die Rehrseite der Scene, die ich eben verlassen hatte; es paßte wie Bell-Étage zur Kellerwohnung. Zwischen Fässern, Ballen und Gütern aller Art, die dort zusammengestaut lagen, baumelte eine Schiffslaterne vom Gebälk herab. Ein schwarzer Sohn der Wüste krazte auf einer Geige lustige Dubelsackweisen, der Bootsmann pufete auf einer invaliden Klarinette dazwischen, und ein Duzend ruhige und wettergepeitschte Figuren, Heizer, Matrosen und anderes Schiffsvolk stampften eine Quadrille dazu, daß das Deck erdröhnte. Bald war mir des Lärmens doch zu viel; ich flüchtete nach der großen Kajüte. Auch kein Gotteshaus! Mehrere Tische waren mit Spielern besetzt, wüßte Gefellen, die nach Herzenslust fluchten und denen von Grog, Aerger und Habsucht die Köpfe glühten; an der anderen Ecke des Saales aber war ein geweihter Purifikator dieser gotteslästerlichen Atmosphäre angebracht in Gestalt eines bekutteten und tonsurirten Jüngers der römischen Kirche, der in sich gefehrt dasaß, die Lippen lautlos auf und nieder bewegte und eine Seite nach der anderen seines Breviers verschmauste. Die übrige Gesellschaft lag zu Bette. Ich hätte gern noch ein Stündchen der Unterhaltung gepflogen, aber die Wahl zwischen den Dienern des Beelzebub und der Kirche fiel mir zu schwer und ich suchte meine Koje. Unter dem fibrirenden Geräusch der Maschinen und fern her schallendem Gelächter, den verlorenen Tritten auf dem Deck und abgebrochenen Gesangstönen schlief ich ein.

Als ich erwachte, lag das Boot still, um die Tageshelle zu erwarten; wir waren in der Nähe der Stromschnellen. Dichter Nebel lagerte auf dem Fluß; man konnte nicht von einem Ende des Dampfers zum anderen sehen. Nach und nach lüftete die heraufkommende Sonne die dichten Schleier von der Landschaft und rollte sie zu langen Bändern zusammen, die sich um die Uferhöhen und Seitenthäler schlangen. Wie Gespenster tauchten die lieblichen Inseln und Baumgruppen aus der grauen Fluth und kleideten sich allmählig in ihre Farben; die Wasserfläche schmückte sich mit ihrer dunklen Politur und spiegelte immer klarer und sonniger ihre bewaldeten Gelände wieder; — mit dem Entfliehen der letzten Nebelstreifen lachte die reizende Natur in ihrer ganzen bräutlichen Schöne. Ich habe nie ein Bild wieder gesehen, das den Zauber jugendlicher Frische so mächtig mir aufdrängte, als jener Morgen auf dem Mississippi.

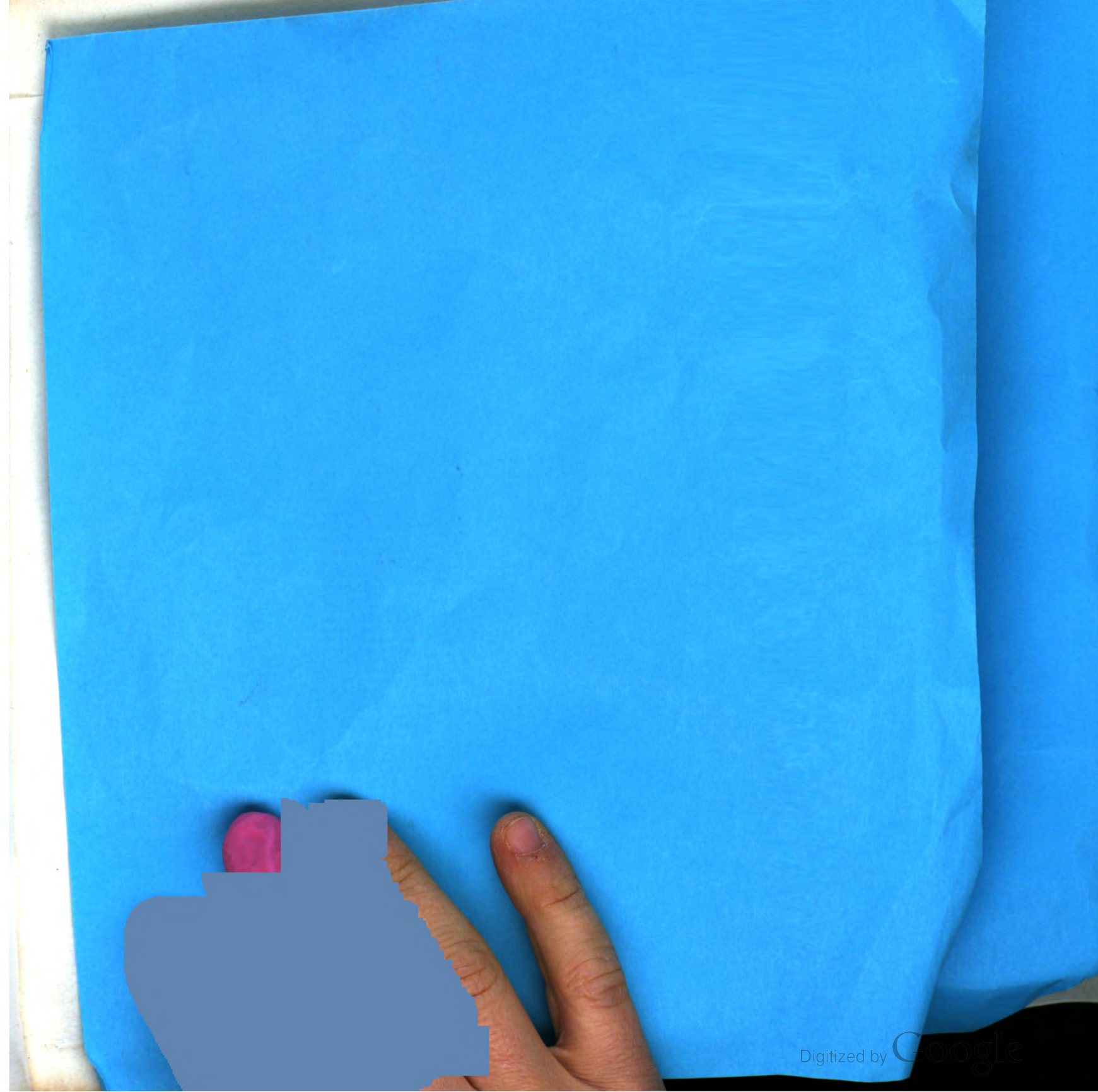
„Steam up!“ — kommandirte es wieder vom Räderdeck, und langsam schnob und keuchte unsere Arche vorwärts, während ein Mann am Bug das Roth auswarf.

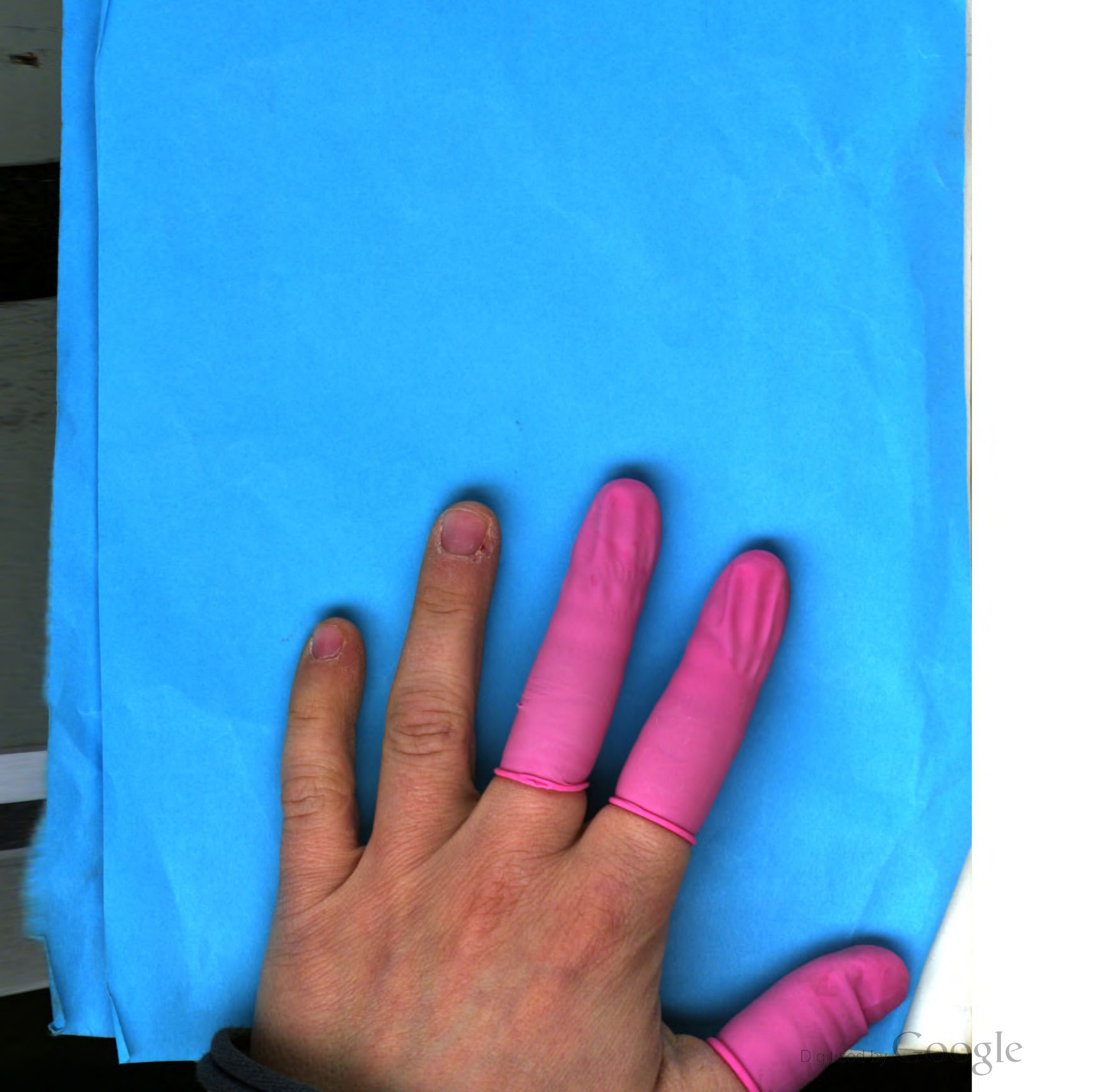
Die Stromschnellen, die vor uns lagen, sind wahrscheinlich die Trümmer eines großen Falls, wie der St. Anthony. Das Bett des Flusses oberhalb besteht nämlich aus einer Ueberlagerung des Kalksteins über den Sand. Im Verlauf der Jahrtausende hat das Wasser durch die Fugen des Kalkflözes sich einen Weg zu der lockeren Sandschicht gewühlt und sie ausgewaschen. Die nachbrechende Decke verschüttete den jähen Fall und jetzt brausen die Wasser, sich bäumend und schäumend, über das felsige, abschüssige Bett; ungeheure Brocken liegen wie Ruinen im Flusse zerstreut, und die Boote haben Noth, ihr Fahrwasser zwischen durch zu finden. Linien von Schaum und Brodel, die sich quer über den Fluß ziehen, bezeichnen jähe durchlaufende Senkungen im Felsgrund. Unser Boot tastete sich schwerfällig voran und stönte vor der ungewohnten Bergfahrt. Ueber die erste Stromschnelle brachte es uns langsam hinweg; bei der zweiten aber unterlag es im Kampf mit dem Ungerstüm der herabschießenden Wasser. Unbeweglich stand das Boot, während die Räder in doppelt raschen Schwingungen in der Fluth scharreten, dann hob es sich und schütterte wie ein Roß, das über einen Graben soll; vergeblich war der Sporn der Maschine, es schnaubte, setzte von Neuem an, sank aber, wie in Ohnmacht, wieder zusammen. Man steuerte es unwillig zum Ufer, um es mit Tauen zu befestigen und ein Herabkommen der Flachboote zu erwarten, die ihm seine Fracht abnehmen sollten. Ich aber war des Wartens bald müde und verließ mit anderen Passagieren das störrige Boot, um den Landweg nach dem nahen St. Pauls einzuschlagen.



GLAMONTNI IN DER SCHEWELZ

Chaus. 1841





Das Chamounithal.

Tief im Schooße der Alpenwelt verborgen und fern vom Verkehr der Welt liegt, an der Grenze von Savoyen, das Chamounithal, aus welchem der König der europäischen Berge, der Montblanc, emporsteigt. Es ist 4 bis 5 Stunden lang, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde breit, und wird seiner ganzen Länge nach von einem mächtigen Gletscherstrom, der Arve durchrauscht. Mehrere hundert Hirtenfamilien bewohnen es, welche in der Prieuré von Chamouni eine kleine Kirche haben. Den Boden des Thals bilden liebliche Wiesengründe, die mit den von allen Seiten herabhängenden Gletschern und Eisfeldern, den Staub- und Sturzbächen, den grotesken Felsbildungen und den auf den grünen Matten umherliegenden Steinkolosseu einen reizenden Kontrast machen. Im Winter und Frühjahr ist das Thal ein Bild der Abgeschiedenheit und Ruhe; im Sommer aber ist es stets mit Fremden aller Nationen angefüllt, zu deren Aufnahme vier große Hotels öfters nicht ausreichen. Die weibliche Jugend des Thals verdingt sich dann als Aufwärterinnen zur Bedienung der Fremden, die männliche als Führer, und beide haben eine reiche Erntezeit. Das Erworbene wird gespart und auf Verbesserung des Hauswesens verwendet. Nirgends sieht man schönere Heerden, und das freundliche Bild der Wohlhabenheit spiegelt sich an der schmucken Kleidung der Alpküher, an ihren Wohnungen und der Tüchtigkeit ihres Hausgeräthes wieder. Die geschicktesten und kühnsten Gemsjäger sind in dem Thale zu Hause.

Fast bis vor einem Jahrhundert war dieser interessante Punkt der Alpen der Reisewelt gänzlich unbekannt. Im Jahre 1741 verirrten sich zwei Engländer, Pocock und Windham, die den Montblanc zu ersteigen trachteten, dahin, und indem sie die Entdeckung ihren reiselustigen Landsleuten mit den reizendsten Farben schilderten, leiteten sie den Zug der Touristen in diesen stillen Bergwinkel. Seitdem hat sich seine Bevölkerung verzehnfacht, prachtvolle Hotels stiegen empor; Pfade und Wege wurden angebahnt und von dem industriösen Alpküher die Naturschönheiten in den Umgebungen des Thals zugänglich gemacht. Noch erhält sich das Andenken an die Entdecker in dem Namen eines ungeheuern Granitblockes auf dem Montavert. Er heißt der Stein der beiden Engländer. —

Zwei Wege werden jetzt am gewöhnlichsten benutzt, um in das Thal von Chamouni zu gelangen. Der eine führt von Villeneuve oder Bouveret am Genfersee über Martigny (bis dahin Eisenbahn) und von hier über den Col de Balme; der zweite, die Poststraße, führt von Genf über Sallanches und Servoz. Diesen schlagen auch wir ein.

An einem heitern Julimorgen brechen wir in aller Frühe von Genf auf. Rosengewölke glänzt am Himmel; der See taucht sich in Purpurgluth; die Sonne steigt wie blühendes Gold über den großen Saleve herauf und belebende Bergluft säthelt Kühlung. Rüstig traben unsere Thiere durch Chesne, das letzte, freundliche Dorf im Kantonsgebiet; auf der Anhöhe verläßt uns die freie Schweiz und wir sind im Gebiete eines absoluten Königs, wir sind in Savoyen. Auch ohne den Wappenpfahl am Wege, auch ohne Barrière und Mauthhaus hätten wir es sogleich bemerkt. Auf der Genfer Seite blickte uns Intelligenz, Heiterkeit der Seele und Menschenwürde aus jedem Gesichte an, der Fleiß und seine Tochter, die Wohlhabenheit, sahen aus jedem Bauernhause, über jeden Gartenzaun; hier glogt uns Dummheit entgegen, Armuth und Elend mit Kröpfen und Kreminismus im Bunde grinsen aus jeder Hütte. Ueberall ist Verfall und Versunkenheit bemerklich, und an den Früchten, die der Boden pfäffischer und administrativer Despotie unter jedem Himmelsstriche trägt, ist hier nirgends Mangel.

Aber die Natur, wie wunderschön, wie groß, wie erhaben, wie herrlich ist sie! Man erblickt die savoyischen Alpenriesen in den glänzend-weißen Gewändern, und unter ihnen liegt, wie an der Pforte einer Zauberwelt, der Flecken Faucigny, eingeklemmt zwischen den starren Mauern einer Felschlucht. Hier rasten wir zum ersten Male. Der Gasthof ist gut und groß; er wimmelt zu jeder Tageszeit von den Wanderschaaren vieler Völker.

Weiter geht's nach Sallanches durch ein Land der großartigsten und zugleich lieblichsten Scenerie. Wie traulich und ruhig alle Thäler! welche Majestät in diesen Höhen! Die wilde, rauschende Arve, welche der mächtigen Rhone zueilt, ist unsere stete Begleiterin auf diesem Wege, von dem aus man bald Gletscher, bald Eismeeere, bald sammetartige Alpen mit Sennhütten, bald hohe Wasserfälle vor Augen hat, bald erschüttert wird durch das ferne Donnern der Lavinen. Die Wolken säumen sich schon golden, als wir Sallanches erreichen. Aus den Fenstern des Gasthofs, wo wir unser Nachtquartier nehmen, sehen wir den Montblanc gerade vor uns. Noch strahlt sein Haupt in Purpurglanz, während in der Tiefe schon Abendnebel ziehen. Erst gegen Mitternacht erbleicht sein Haupt.

In Sallanches miethen wir frische Thiere. Diesen darf man sich viel sicherer anvertrauen, denn sie kennen jeden Tritt und Stein auf dem Wege. Wir steigen bergan. Man behält die Arve, die in großen Sätzen von Thalstufe zu Thalstufe springt, zur Rechten, Bergwände zur Linken; vor uns thürmt sich das Hochgebirg zum Himmel auf. Von einem Punkte des

Saunpfades fällt der Blick durch eine Schlucht auf den Lac de Chede, an dessen sinaragdner Fluth Genssen weiden. Bei Pont de Cheyres strömt ein donnernder Wasserfall herab; weiter hin ragen die Ruinen des Chateau St. Michel, wo jetzt Adler und Geier horsten oder der Bär sich aufhält; dann geht's über die Pont de Belissier, unter der die schäumende Arve in schauerlicher Tiefe hinbraust; endlich ziehen wir in das Thal von Servoz ein, mit seinen Hütten und saftigen Wiesen. Es ist ein Bergkessel, der vor einigen Jahrhunderten noch ein See war. In Servoz machen wir Mittag, und treten in dem allen Schweizreisenden bekannten Hotel Univers ab, das auf das Vortrefflichste eingerichtet ist und jegliche Bequemlichkeit gewährt, wenn der Andrang der Fremden nicht allzu groß ist. Hier trinken wir auch zum ersten Male ächtes Gletscherwasser. Mit Durst gemengt, ist's, bei großer Hitze, das beste Labial.

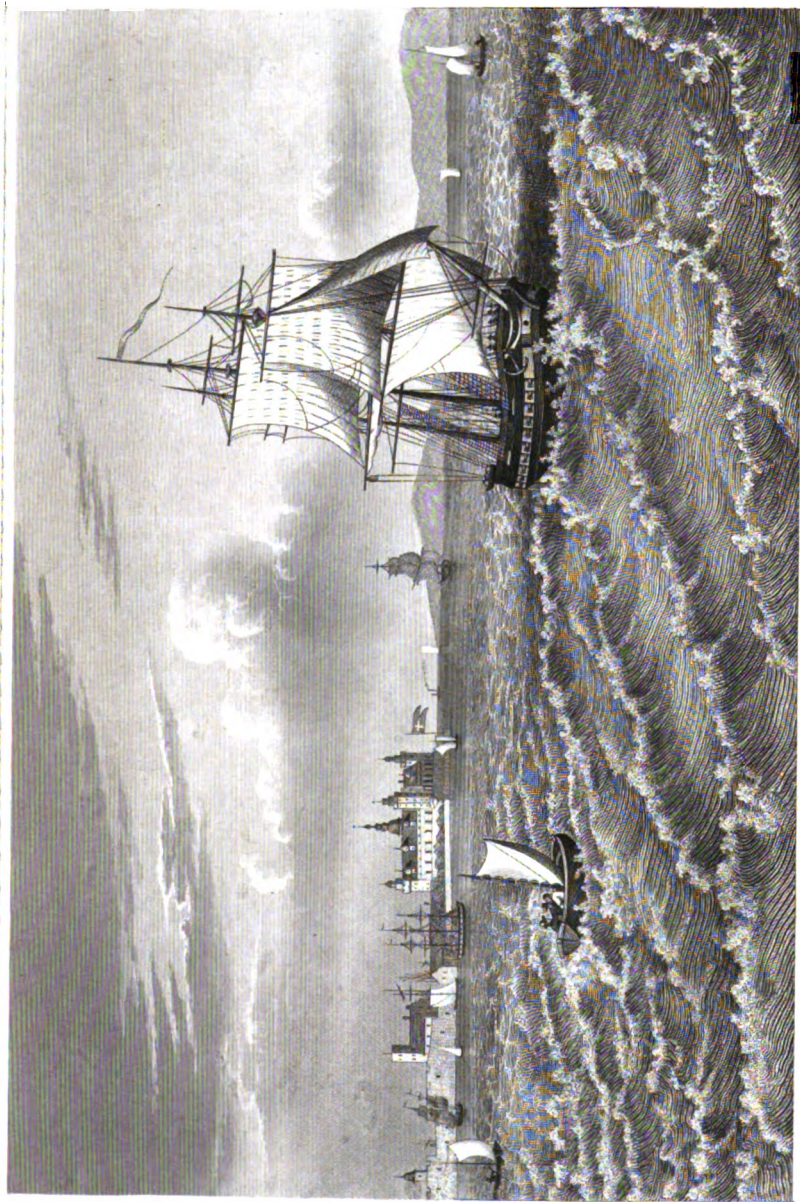
Nach gehaltener Mahlzeit steuern wir auf Chamouni zu. Immer mehr erheben sich die Gebirge vor uns; immer größer tritt der Mont blanc mit seinem Riesenkörper heraus. Blendende Gletscher hängen über die grünen Thalseiten, und da und dort thürmen sich eiskleidete Felsblöcke auf, die in den Sonnenstrahlen wie buntes Edelgestein schimmern. Zwischen dieser Scenerie und dem Wege braust im tiefen Thale die Arve, an deren Ufer fette Heerden weiden und deren Geläute melodisch und mit vielfachem Echo heraufstönt. Eine reizende Idylle ruht hier im Schooße alpinischer Majestät.

So wird's Abend, bis wir nach La Priours kommen, dem Hauptort des Thals und dem Ziele unserer Fahrt. Reinsliche, gut eingerichtete Hotels und gefällige, zuvorkommende Wirthe empfangen den Reisenden; die Bedienung übertrifft jede Erwartung. Alle hiesigen Gasthöfe kehren ihre Fronten dem Montblanc zu, und im Angesicht seiner Herrlichkeit, bei untergehender Sonne, versammelt jedes Haus seine Reisegesellschaft bei Thee und Butterbrod auf den Balkonen. Es ist eine selige, kurze Stunde. Die Rosengipfel des Berges verglühn jeden Abend; aber wer sie gesehen hat, dem schimmert die Erinnerung durch's ganze Leben. —

Der Sund.

Der Sundzoll ist abgelöst. Die gute alte Europa hat „eine schöne Geschichte“ mehr in ihrem Tagebuche. Ich will sie euch erzählen. Wie lautet der Anfang der großen Heldensage von der Burtehuber Helde? „Düsse Geschichte is lögenhaft to vertellen, Jungsens, aber wahr is se doch! Denn mien Grootvader pleggt' jümmer darbi to seggen, wenn he se vertellen deh: Wahr müt se doch wesen, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen. De Geschichte hett sich aber so tödragen.“ Nun hört! Es war einmal vor uralten Zeiten ein großes Wasser, und das war naß. An dem Wasser wohnte ein Seekönig, was man zu Lande damals Adubershauptmann nannte. Der fuhr auf dem Wasser mit seinen Gefellen und sahe Alles für sein Eigenthum an, was auf dem Wasser daher schwamm, so weit es naß war. Da starb der Seekönig, als er alt genug war, und sein Sohn wurde ein Landkönig, was man Landesvater nennt. Der nahm nicht das Eigenthum selber, das auf dem Wasser daher schwamm in fremden Schiffen, aber er gebot ihnen, vor ihm stille zu stehen und ihm den Zehnten ihrer Habe zu geben für das Wasser, auf dem sie fuhren, weil es noch immer so naß war, wie zu seines Waters-Seekönigs Hochseligen Zeiten. Und da zahlten sie, wie sie auf den Schiffen daher kamen, der Giskär und der Braune, das Einhorn und die Adler, der Hahn und auch der Michel, den sie den dummen schalten. Und dumm genug war er, aber nicht so sehr, wie die Andern glaubten. Die waren aber schlechte Nachbarn, und Niemand war schlechter gegen ihn, als das Einhorn und der Braune. Die redeten mit dem Landkönig im Geheimen zu ihrem eigenen Besten, und dem Michel machten sie weiß, das Wasser sei zu naß für ihn, denn sie wollten ihn ganz auf's Trockne bringen. Der Braune zahlte aber seinen Zehnt, weil er dachte, den Landkönig noch zu beerben sammt seinem nassen Wasser; das Einhorn behauptete mit großer Ernsthaftigkeit, das Wasser sei nur sein Element; und die andern, groß und klein, nickten dazu. So bezahlten sie dem Landkönig das Wasser fort und fort. Da kam ein Adler gefahren weit über Meer. Der rief dem Michel schon von Weitem zu: Sei gescheidt, das Wasser ist überall naß und frei, so weit es naß ist. Zu dem Landkönig aber sagte er: Soll ich zahlen nach deinem Recht, so zahle ich mit eisernem Gelde, das kugelrund ist! — Da steckten die Andern die Köpfe zusammen, und der Michel — der Michel erhob die schwere Faust

öne
Wie
de 3
sch!
tel-
nich
war
sein
opt-
abe
welt
sein
hm
m-
den
l rē
gei-
jid-
ber
icht
und
Die
und
oll-
ont,
e n
af-
zu.
ein
tem
ist.
so
ern
mst



DER SUND

Aus d. Kunstanst. d. Biblioth. Inst. in Berlin.

Eigenthum d. Verleger.

und schlug damit — nicht auf die linke Seite, wo sein großes Schwert hängt, sondern auf die rechte, wo sein klein ledern Geldbeutel steckt. Er ist halt zu gut von Gemüth! Darum verspotten ihn die Andern. Hat er nicht auch der kugelrunden eisernen Münzen die schwere Meng' und könnt' damit zählen, daß Alle genug hätten? Sie wissen das wohl, die Andern. Darum thaten sie Alle die Beutel auf vor dem Landkönig, und der Michel behielt sein Eisernes und gab schönes blankes Silber hin für das nasse Wasser! — So ist's geschehen in Europa und — dürfte Geschichte is lögenhaft to vertellen, Jungs, aber wahr is se doch!

Schloß Kronenburg, dessen Batterien des Meeres Straße sperren, erhebt sich mit seinen Zinnen und gewaltigen Ecktürmen mitten aus der schäumenden Fluth des Sundes auf einem Felsen, stolz und finster, wie der Geist des Faustrechts. Es wurde von Friedrich II. von Dänemark erbaut; doch schon in viel älterer Zeit stand auf diesem Felsen eine Feste der dänischen Könige, und mehrere hatten daselbst ihre Wohnung. Das Schloß ist im gothischen Styl und ganz massiv; es bildet ein Viereck mit 4 Haupttürmen, welches einen geräumigen Hof einschließt. Fast alle Räume in demselben sind bombenfest gewölbt und in den Kasematten kann eine Garnison von 1500 Mann mit allen nöthigen Vorräthen Schutz finden. In diesem Schlosse spielte mancher düstere Akt der dänischen Hof- und Staatsgeschichte von Hamlet an bis zur Königin Mathilde. Von dem Thurme, in welchem das letztgenannte Opfer der Kabale eingekerkert saß, thut sich dem Blick ein Panorama auf, so herrlich als irgend eins auf der Erde. Rechts ist die Straße des Sundes, auf der die Schiffe zur Ost- und Nordsee ziehen; links das Kattegat und seine Inseln; gegenüber Schwedens blaue, hügelvolle Küste mit den alterthümlichen Warten und Leuchttürmen; zu den Füßen das grüne, flache, dänische Land, wie ein Garten, das freundliche, lebendige Helsingör mit dem Hafen voller Schiffe und dem klassischen Lande der Sage und Romantik.

Mit dem Sunde wären wir nun fertig. Aber warum kann ich nicht von dem Bilde loskommen? Davon trägt in diesem Augenblick der Klang eines Posthorns die Schuld. Drunten im Thal fährt der rothe Postwagen, und der Postillon bläst die bitter klagende Weise vom „Schleswig-Holstein stammverwandt!“

Braver Schwager, du beschämst viele mächtige Herren im weiten deutschen Reiche! An das größte Verbrechen, das abermals am deutschen Volke

begangen wird, mahnst du von Thal zu Thal die pochenden Männerherzen mit deiner Melodie des vaterländischen Jammerlieds. Wie sind die Töne dieses Volksgesangs einst erschallt auf den deutschen Sängertagen und haben Tausende begeistert zu lange Zeit verboten gewesenen Gefühlen, und zuerst wieder erhoben zu dem Stolz auf ein gemeinsames Vaterland! Und wie klangen diese Töne unter dem Donner der Geschütze und in der Siegeshoffnung deutscher Heere und ihrer hohen und gefeierten Führer! Die Fahnen aller Farben Deutschlands entfalteten sich bei diesen Klängen, und selbst auf dem Meere erschallten sie in bewaffneten Schiffen, die mit des „Reichs“ dreifarbigem Wimpeln prangten! Wo ist die Zeit hin? Sind's denn schon hundert Jahre her? Lebt Niemand mehr von den edlen Helden, die dort fochten, von den Fürsten und Prinzen, die dort für Deutschlands Ehre das Schwert führten? Oder war es dort nur ein Spiel der Eitelkeit, ein Gladiatoren-Schauspiel für diplomatische Passionen? Sind nicht Thaten geschehen der Unsterblichkeit werth? Ist nicht das edelste Blut dort in Strömen geflossen? Ist alles Gedächtniß daran in Deutschland mit unter den Hammer gekommen, als das Kind des höchsten Wunsches und des weltkundigen Bedürfnisses der Nation vertrödelt wurde bis auf den letzten Anker?

Blickt hin nach Schleswig-Holstein! Betrachtet das Bild recht genau, das dort vor den Augen aller Völker steht. Es ist die gelungenste Darstellung einer großen Sünde an der Nation. Und doch ist es nur eine schlechte Kopie. Das Original ist im Jahre 1648 vollendet worden; sein Meister hieß „Westphälischer Friede.“ Als man das Bild zu Münster aufstellte, hat das ganze Volk geweint! Dort quillt des Dichters Klage:

O Deutschland, Deutschland, heil'ge Eiche, Wie stehst du da so ganz entlaubt! Das Feuer schlug durch deine Zweige Und Ast um Ast ward dir geraubt! Der Krieg hat deine Pracht zernichtet, Da kam der Friede — über dich! O, wie hat der dich zugerichtet, Du armer Baum, erst jämmerlich!	Was dir gelassen Sturm und Flamme, Das ward des Friedens schöner Raub; Er riß die Aeste dir vom Stamme Und trat die Zweige in den Staub! Und auf dem Gipfel, drüber nimmer Ein Doppeladler herrschend kreist, Sitzt nun, umglänzt von eitlen Schimmer, Du Thron der Zwietracht böser Geist.
---	---

Wenn auch mit frischen Blätterzweigen
Sich schmückt der Aeste öder Raum:
Dein böser Geist will nimmer weichen,
Germania, du armer Baum!

Oder ist das nicht mehr derselbe Geist, der in Deutschland sein zweihundertjähriges Jubiläum im Jahre 1848 feierte? Wäre das heutige Bild von Schleswig-Holstein nicht das jüngste seiner Werke? Ist's doch dem so ähnlich, welches der Westphälische Friede vom deutschen Elsaß

ausführte! — Der Nachhall der alten Klage geht erschütternd durch die deutschen Herzen. Die Diplomatie hat von den großen Bewegungen der neuesten Zeit nichts gelernt. Sie weiß noch immer nicht, daß die Statistik um einen neuen Theil vermehrt worden ist, der ebenso sorgsam studirt als beachtet sein will. Das ist die Statistik des Volksgefühls! Welche Steuerlast ein Volk ertragen kann, das ist oft erprobt worden; nie aber ist es der Diplomatie zu Sinne gekommen, den Grad der Verstimmung, des Mißmuths, des Jorns, des bitteren Wehes zu messen, bis zu welchem ein Volk gereizt werden kann durch rücksichtslose und ungestrafte Angriffe auf die Nationalehre. In dieser Beziehung ist's doch anders und besser in Deutschland geworden:

„Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt.
Sie spüren's all', erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume!
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Es zürnt der Süden, ist der Norden stöhnig!“

Und nicht bloß der Süden, ganz Deutschland zürnt! Es ist zu Entsetzliches, was dort geschieht, es erregt das Kopfschütteln und Hohnlächeln von ganz Europa! Wir müssen uns vom Franzosen deshalb bedugeln, vom Engländer bewigeln, und vom Russen — bedauern lassen! Gälte es in Schleswig-Holstein nichts, als die dänische Ausstöberung des deutschen Geldsacks, so würde wahrlich die Theilnahme der Nation nicht eine so allgemeine und so hoch gespannte sein. Da ginge eben der Klingelbeutel des Unglücks bei uns herunt, wie wir das gewohnt sind. Aber es gilt den höchsten Gütern des Lebens und der Ehre der Nation: der deutschen Zukunft und Macht in den Marken unseres Nordens, dem deutschen Geist, der deutschen Bildung, dem deutschen Familienglück, dem deutschen Gebete, dem deutschen Recht! — Deshalb ist's des Volkes Stimme, die mit Max Freiweg ausruft:

Wie lang soll denn seufzen ein deutsches Stüd Land
Noch unter dem Drucke frech knechtender Hand?
Wie lang soll ihm bleiben sein Loos?
Wie lang soll noch Willkür und schnaubende Wuth
Berstören der Tausende Glück und Gut?
Schießt los!

Ihr Herrn, die ihr leitet der Völker Geschick,
Wie lange noch haltet ihr zaubernd zurück
Und leget die Händ' in den Schooß?
Wie lang soll noch bleiben ein deutscher Stamm
Der Fremden Spielball, das Opferlamm?
Schießt los!

Und sind wir vielleicht nicht Mannes genug,
Zu scheuchen den Alp und zu bannen den Fluch?
Was kümmert uns Ruß und Franzos!
Nacht der auch dazu ein saures Gesicht,
Laßt's euch nicht verdrießen, das kümmert uns nicht!
Schleßt los!

Wir schießen gleich mit und ziehn wieder aus
Mit Freuden zum Kampf, zum gerechten Strauß
Und schlagen mit wader drauf los!
Gleich blüht aus der Scheide der blinkende Stahl,
Plagt endlich die Bombe, ertönt das Signal:
„Schleßt los!“

La Morgue (das Findelhaus des Todes) in Paris.

Im Menschenmeere sind Paris und London die Punkte, wo das Entblei keinen Grund mehr findet. Aufdecken wollen das ganze Leben dieser Städte, es in allen seinen Beziehungen, es in allen seinen Höhen und Tiefen anschaulich machen, ist vergebliches Streben. Eher könnte man ein Gemälde Dessen entwerfen, was auf dem Grund des Oceans sich regt und bewegt.

Aber wie man mit der Taucherglocke leichter Mühe Einzelnes aus der Tiefe zu Tage holen mag, so mag auch der Beobachter einzelne Scenen des Lebens jener Riesenstädte beleuchten und den Stoff zu tausend und aber tausend Genrebildern herausnehmen, ohne ihn je zu erschöpfen. Die neue Slipperschaft der Mystikerschreiber kann noch tausend Bände füllen; sie wird doch nur Tropfen aus dem Eimer schütten. Jederzeit wird in Paris und London dem Psychologen das belehrendste Feld zur Entdeckung und Forschung bleiben, jederzeit wird die Beobachtung Neues daselbst finden, und niemals wird die Aufgabe, das geheimnißvolle Leben jener Städte vollständig darzustellen, mehr als eine unvollkommene Lösung finden.

Es leben in Paris $1\frac{1}{4}$ Million Menschen. Vielfach geschichtet ist diese Bevölkerung; sie steht, nach Bedarf und Fähigkeit zu genießen, wie nach Rang und Vermögen, auf einer Leiter mit tausend Sprossen. Unser Bild nöthigt uns nicht, weit hinan zu steigen; denn zur Morgue, zu des





Cherrier del.

LA MORGUE
in Paris.

Eugen Schwan Verlag.

Aus dem Museum d. Phil. Institut in Berlin.

Lodes Findelhaus, schicken vorzugsweise Elend und Verbrechen auf den tiefsten Staffeln ihre Contingente.

Komm mit mir, Leser! und schaue. Folge mir in die Gasse und Höfe der Cité, in die finstern Gäßchen von St. Denis und du Temple, in die schmalen, schmutzigen Häuserchen von sechs Stockwerken, zu denen zwei Reihen Dachkammern als ein siebentes und achttes sich gesellen. Jedes Stock wird von 3 bis 4 Familien oder Genossenschaften bewohnt. Es sind Arbeiter; Arbeiter der untersten Klasse; Arbeiter, deren Beschäftigung das Leben nur zur äußersten Nothdurft fristet; doch ist's nur der Armuth Jammer; das menschliche Auge darf wagen, ihn anzublicken. Aber eine Stufe tiefer — in jenen Hinterkammerchen, wohin nie ein Sonnenstrahl dringt und nie ein reiner Lufthauch hinkommt, — begegnen wir dem Elende der Nahrungslosigkeit. Hier, in dem Zwielicht ewiger Dämmerung, verwischt sich das Bild in ungewissen Umrissen, und wir weichen mit gepreßtem Herzen von einer nähern Einsicht zurück. Noch tiefer kommt das Laster, kommen die strafbaren Gewerbe und das Verbrechen in üppiger Entfaltung. Hier wird uns ein berechnetes Dunkel entgegen gehalten; wir wissen Vieles, wir vermuthen manches Andere über das innere Treiben dieser entseßlichen Wohnungen; aber jeder Tag, jeder neue Prozeß vor den Assisen bringt uns den Beweis, daß wir nur einen Zipfel des geheimnißvollen Schleiers gelichtet haben, und wir erfahren mit Trauer, daß nach der Entdeckung und Bestrafung eines bisher unbekannten Lasters stets ein anderes, neues entsteht und an die erledigte Stelle tritt. Die Mythe vom Sündendrachen, dem für jedes abgeschlagene Haupt ein neues wuchs, findet hier ihre entseßliche Lösung.

Man schätzt den Theil der Pariser Bevölkerung, welcher aus Laster und Verbrechen seine Nahrungsquellen schöpft, auf nicht weniger als 80,000 Individuen. Der Zahl nach stehen oben an die öffentlichen Dirnen; ihrer sind allein über 10,000, von denen 4000 die Polizei registriert hat. Fast jede hat ihren bevorzugten Vertrauten, ihren Souteneur, und die Mehrzahl dieser Letztern gehört zur Kategorie der Beutelschneider und Betrüger. Von diesen Individuen sind die meisten ohne Wohnung und Heimath; sie sind die gewöhnlichen Besucher jener Nachtherbergen, die in den elendesten und ärmsten Quartieren von Paris der Verworfenheit offen stehen. Wer in einer solchen Höhle des Lasters übernachtet, zahlt zwei Sous; darnach beurtheile man die Schlafstelle und das Haus. Mit ihnen rivalisiren die untersten Klassen von hotels garnies, wo sich die Hefe der Heimathlosen auf Wochen, Monate, Jahre um unglaublich geringe Preise einmietet. Ihrer sind in Paris an 300, die über 10,000 Miethleute haben. Die Polizei überwacht diese Brüteplätze schauderhafter Laster und Unthaten mit Argusaugen, duldet sie aber, weil sie sonst die Fäden zu den Schlupfwinkeln des schlimmsten Theils der Bevölkerung zu verlieren fürchtet. In

Privathäusern wohnen die Breller, Betrüger und Schwindler von Profession; ferner die Schmuggler; diese, 8000 an der Zahl, meist an den Barrièren.

Es ist ein Merkmal, zu welcher Höhe in Paris die Kultur des Verbrechens gestiegen ist, daß die Dieberei sich förmlich zur Wissenschaft ausgebildet hat und ihre Jünger nach gesetzlichen Vorschriften Jahre lang das Noviziat und die Gesellenschaft durchgehen müssen, ehe sie zur anerkannten Meisterschaft gelangen. Die Pariser Diebe haben ihre Klassen, und jede Klasse hat ihre Regeln und ihren Kursus zur Ausbildung. Das erste Glied der langen Reihe ist der Taschendieb (*voleur à la tire*), ein Künstler in Bezug auf das leichte Spiel seiner Hände, unschädlich für das Blut, aber sehr gefährlich für das Gut des Menschen, besonders für Uhren, Börsen, Taschentücher und Schmucksachen. Dann kommen die *Bonjouriers*, leicht, gewandt, gut gekleidet, sehr artige, und zuvorkommende Leute, die unter zwanzig Vorwänden in einer Stunde in zwanzig verschiedenen Häusern die Treppe hinaufsteigen, das Zimmer eines Freundes suchen, stets ein *Bon jour!* in Bereitschaft haben, durch das Adreßbuch wenigstens die Namen von zwei Miethleuten der besuchten Häuser kennen und bei dem Pförtner nach einem dieser Miethleute fragen, wenn sie bei dem andern stehlen wollen. — Die *Rouletiers* durchwandern die Orte, wo die Schiebtkärner vom Lande, die Wäscher mit ihren Wägelchen und Waschkörben anhalten, gutmüthige Leute, denen sie immer einige Worte zu sagen haben, während ein gewandter Zunftbruder jede Unachtsamkeit benützt. — Der Diebstahl *à la détourne* verlangt schon elegantere Manieren und bessere Kleidung. Man tritt in eine Boutique mit dem Anstand eines Mannes von Welt, die Verbündeten erscheinen einer nach dem andern, jeder besieht die Waare, jeder handelt, mancher kauft, und der über den glücklichen Tag vergnügte Kaufmann merkt das Verschwinden seiner kostbarsten Gegenstände nicht eher, als bis die Kunden weg sind und er seine Kästen wieder ordnen will. — Der *Carreur* verlangt in jedem Laden Münzen aus der Republik oder der Kaiserzeit für seine Münzsammlung, er bietet hohes Agio, und während der Krämer gewinnfüchtig seine Kasse umstürzt und durchsucht, haschen des Sammlers gewandte Finger unbemerkt Gold- und Silbermünzen jeden Geprägs weg. — Der *Floueur* unterscheidet mit seltenem Scharfblick den *Riais* aus der Provinz, den arglosen Mann vom Lande, dem er sich zutraulich nähert, den er in ein Kaffeehaus begleitet und endlich zu einer Spielpartie bringt, deren Kosten der Arme allein zahlen muß. — Noch gewandter ist der *Amerikaner*, der stets seine Fünfdollarstücke gegen vier Fünffrankenstücke auswechselt, aber in der That den Betrogenen nur schlechten Beischlag statt der guten Münze gibt. — Der *Ramassique* endlich findet neben jedem Pinsel, der ihm Glauben schenkt, werthvollen Schmuck und tritt ihm um wenig Geld seinen Antheil an den Edelsteinen von Glas ab.

Wir haben in den obengenannten Klassen die leichten Truppen der Pariser Diebsarmee gemustert; betrachten wir nun die Mannschaft der

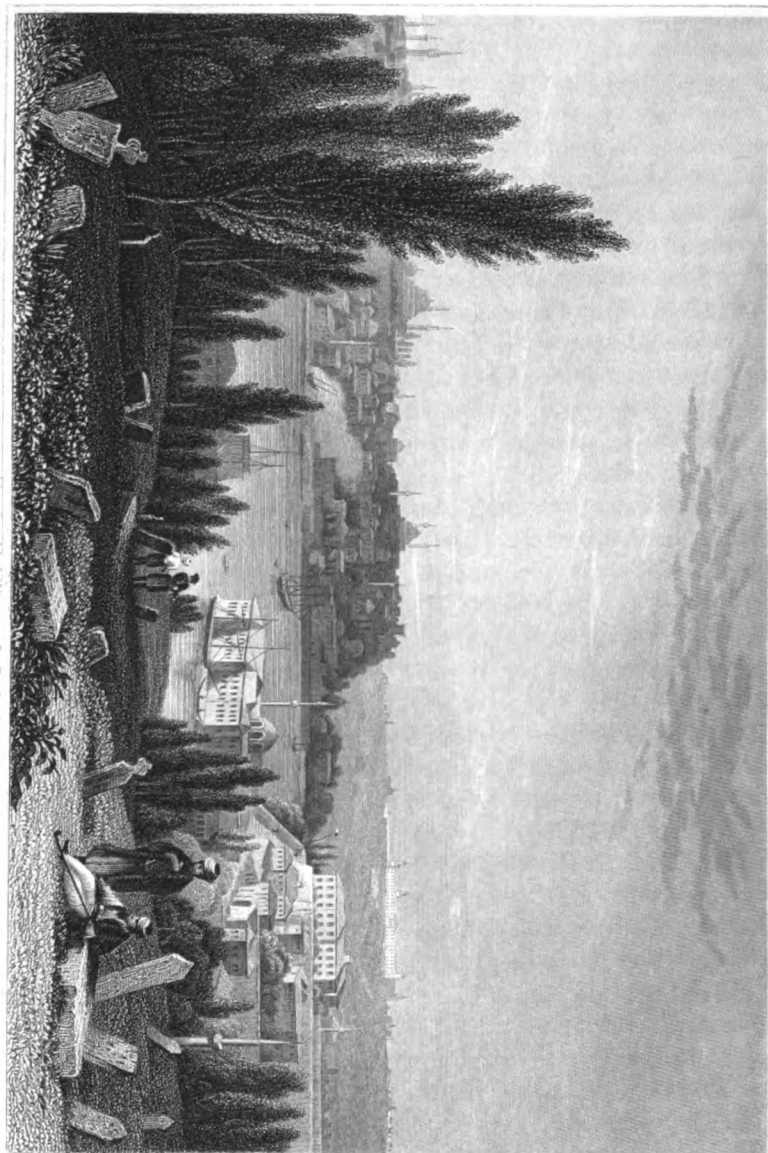
Linie. Das Gros derselben bilden die Boucardiers. Gewandt, flug, verwegen treten sie in einen Laden, handeln um Etwas, kaufen eine Kleinigkeit; aber während sie ausschließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt scheinen, erfaßt ihr forschender Blick in einem Moment die ganze Lokalität, die Schwäche und die Stärke des Orts, und in der nächsten Nacht kommen sie mit Zangen, Hebeln und Monseigneurs (Dietrichen), um ihn zu belagern und mit Sturm zu nehmen. — Hinter den Boucardiers steht die Garde des Verbrechens, jene verruchte Genossenschaft, welche, Hyänen gleich, in der Gesellschaft umher wandert, Alles an Alles setzt, und beim Einbruch und Raub jeden Augenblick bereit ist, beim ersten Schrei, beim ersten Zeichen von Widerstand ihre Hände in das Blut ihrer Opfer zu tauchen. Diese Banditen sind selbst von ihren Genossen gefürchtet, denn nur die verworfensten Naturen sind ja im Stande, mit kaltem Blut einen Mord an dem Wehrlosen zu begehen, den sie befehlen wollen. Leider ist es gerade diese Klasse der Diebsbevölkerung von Paris, welche sich von Jahr zu Jahr rasch vermehrt. Die meisten dieser Verbrecher gingen aus der Schule hervor, welche mit ihrem Unglauben alles Heilige höhnt und die Gesetze der Moral und Sittlichkeit als Vorurtheile oder Sklaverei des Geistes verspottet. Nicht bloß die niedrigsten Stände steuern zu dem Noviziat; Handlungsdiener, Schreiber, Studenten sieht man in Menge darin, Menschen, die, nachdem sie sich im Schmutz der Bordelle gewälzt und an den Spieltischen die Gelder verschwendet haben, welche sie ihren Herren und Aeltern veruntreuten, nur noch den Muth übrig haben, den Fuß vorwärts zu setzen auf der betretenen Bahn des Verbrechens. — Die Veteranen endlich in dem Heere der Diebe sind die freigelassenen Sträflinge, jene abgehärteten Verbrecher, welche von den Vagnos, mit dem Meisterbrief der Verruchtheit versehen, ausgespicien werden, — Ungeheuer, die vor keinem Gräuel zurückweichen.

Nach den Registern der Polizei halten sich durchschnittlich 1800 ehemalige Galeerensträflinge in Paris auf; viele andere stehen jedoch nicht in den Tabellen, die entsprungenen gar nicht, und gerade diese sind die allergefährlichsten. Unter diesen Menschen, die, geächtet und nirgends sicher, nur im Kriege mit dem Gesetz und der Menschheit ihr Dasein fristen können, entstehen und organisiren sich jene Banden von Dieben und Mördern, die von Zeit zu Zeit die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt beunruhigen, oder, von Paris aus, ihrem Hauptquartier, Eigenthum und Leben in den Provinzen bedrohen. Es sind diese Banden mehr oder minder zahlreich; im ersteren Falle theilen sie sich in Sektionen zu 12 oder 15 Mann, welche den Geschicktesten zu ihrem Anführer wählen. Den Oberbefehl übt immer ein entlaufener Galeerensträfling. Was die Sektionen erbeuten, das wird gemeinschaftlich nach einer gewissen, von allen Verbündeten anerkannten Rangordnung vertheilt. Jene Autoritäten des Mordes und Raubes genießen unter ihren Genossen ein kaum glaubliches Ansehen, und sie

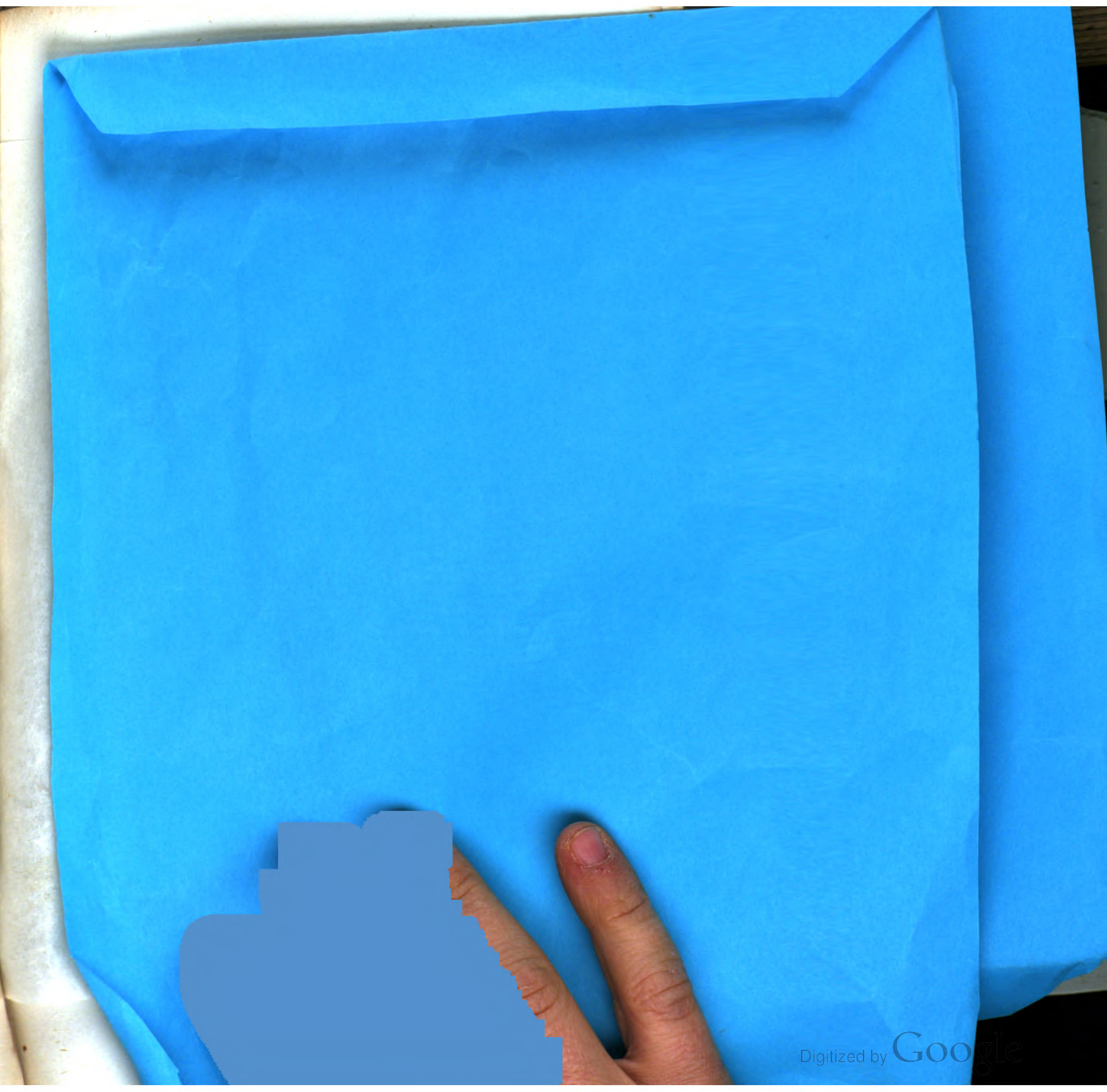
sind immer von Klienten umgeben, welche sich bei ihnen um „Beschäftigung und Arbeit“ bewerben. Sie erhalten die Berichte von ausgesendeten Spionen, entwerfen darnach die Pläne zu den Raubthaten, vertheilen die Rollen und überwachen die Ausführung. Sie werden unterstützt von einer Hierarchie von Gehlern, Kundschaftern und Agenten aller Art, worunter sich nicht selten selbst solche befinden, die zugleich im Dienste der geheimen Polizei stehen, der sie sich durch Angebereien von Verbrechen in andern Sphären verpflichten.

Das Hauptquartier dieser Elenden ist, wie wir schon erwähnten, die Altstadt: — sie ist der Pfuhl für den faulen Sauerteig des Lasters seit zwanzig Jahrhunderten. In den feuchten, schmutzigen, engen und dunkeln Gäßchen, welche sich dort dem Auge des gewöhnlichen Fremden hinter schmalen Thormegen verbergen, in jenen geschwärmten, faulen, dem Einsturz drohenden Häusern haben die Rogomisten, nämlich die Garböcke für Lustbirnen und Diebe, ihre am Tage mit Lampenlicht erhellten Schenken, und in diesen Orten, — kenntlich durch eine Elster, die in einem Kästch über der Hausthüre hängt, und der dicken Firnißfarbe, mit der die Fenster der Schenkstuben überstrichen sind, — sammelt sich die Teufelsbrut zu Rath und zu viehischen Orgien. In der Nacht hört man aus diesen Höhlen nur Gezänk, Nothgeschrei und Fluchen, oft das Stöhnen der Geschlagenen, oder das Röcheln der Gequälten unter dem Satansgelächter der Uebelthäter. — Der unerschrockenste Beobachter, der nach 11 Uhr Abends die kleinen, verrufenen Gäßchen zu betreten wagt, flieht vor solchem Lärm.

Und diese Höhlen sind's, welche die Morgue zumeist mit todtten Körpern versorgen, die daselbst, mit der Angabe ihres Fundorts versehen, auf langen Tafeln ausgestreckt, hingelegt werden. Es sind Leichen Unbekannter, welche man aus der Seine fischt und in den Gassen und Kloaken der Stadt auflieft; die Körper von Menschen, welche Laster, Elend, oder Verzweiflung, oder der Mörderdolch aus der Welt geschafft und auf die Straße geworfen haben. — Welche Scenen des Wiedererkennens mögen hier vorgehen! — Zu graß zur Beschreibung, werfe ich einen Schleier über sie — und sage: genug!



CONSTANTINOPLE.





K o n s t a n t i n o p e l.

Stambul, was bist du gewesen, was bist du jetzt und was wirst du sein? — Lies die Antworth in der Geschichte von Babylon und Persepolis, und gäbe es keine Geschichte und wäre Stambul die erste gegründete Stadt, so lerne die Sprache verstehen, welche die Maulwurfshügel auf dem Felde reden, wenn sie sich aus der Flur herauswühlen, von einem emsigen, geschäftigen Streben belebt, größer wachsen und den Wiesengrund decken; sobald sie aber die fleißige Kraft, die ihnen innewohnt, verläßt, vom Wind und Wetter zerstreut werden und ihre Stätten mit Gras und Moos überwachsen, wenn nicht ein nomadischendes Ameisenvolk den verlassenen Haufen bezieht, seine Zellen hinein baut und sich ein neues Leben in ihm gestaltet.

Alles auf Erden ist Wechsel nach ewigen Gesetzen. Werden, Sein, Vergehen sind die Axiome aller Schöpfung. Alle treibenden Kräfte im Organismus des Alls dienen dieser Dreieinigkeit in Gottes unbegrenztem Reiche, und bei ihrer Wechselwirkung gestaltet die Zeit sich zur Ewigkeit. —

Langsam, wie alles Große, durchläufst auch du Konstantinopel, die Phasen deines Daseins. Ein Orakelspruch hat dir das Leben gegeben. Hellas' und Kleinasien's Kultur haben dich gesäugt, Roms Macht ist deine Pflegemutter gewesen und hat dich groß gezogen. Ihr Liebling, bist du deinen Zeit- und Altersgenossen rasch über den Kopf gewachsen, und wie du nun großjährig und selbständig geworden, erkanntest du deinen wichtigsten Posten an der Brücke zweier Welttheile, deren Verkehr deiner Vermittlung bedurfte. Du wurdest unermesslich reich. Kunst und Wissenschaft suchten deinen Schoos, und als die römische Westwelt in Bedrängniß und Verfall kam durch barbarische Völker, da leuchtete um deine Mauerkrone viele Jahrhunderte der Nimbus des Ruhms, Bewahrerin des heiligen Feuers zu sein für Kultur und Sitte, zu einer Zeit, wo sonst auf Erden Nothheit ungezügelter Herrschaft übte. Mit dieser in stetem Kampfe, bliebst du unter Stürmen, Schlachten und Siegen stark lange Zeit, und eine halbe Welt empfing von dir Gesetz und Scepter. Schön und sittig warst du zu nennen in deiner blühendsten Periode; wie aber dein Tag zum Abend sich neigte mit deinen Kräften, da thatest du wie eine gemeine Duhlerin. Name, Gewand und Glaube wechseltest du nach der Mode, und schamlos warbst du

fortan um die Gunst deiner zeitlich wechselnden Besitzer. — So hast du seit länger als tausend Jahren deine entfliehende Blüthe vergeblich zu bannen gestrebt, und schonungslos wäscht dir die Zeit die Schminke von den verfallenen Reizen. — Wie lange noch, so reißt sie dich in's Grab, unbetrachtet, wie der dürre Ast, den die Säge des Gärtners von dem grünen Fruchtbaum trennt.

Die Städte des Morgenlandes haben an Alter und Reichthum der Geschichte sowohl, als an malerischer Schönheit vor denen des Abendlandes einen großen Vorzug. Die Nüchternheit des Europäers baut sich am liebsten da an, wo materielle Vortheile am sichersten zu erlangen sind; an die sandigen Ufer des Meeres, in weite Becken zum Handel geschickter Ströme, in die Ebene, wo keine Berge den Verkehr erschweren: — dort finden sich ihre Interessen am bequemsten und häufigsten zusammen. — Den phantasiewarmen Morgenländer hingegen lockt die Natur mit ihren üppigen, blendenden Reizen, mit denen sie im Orient so freigebig ist, am liebsten dahin, wo er sich süßer, sinnlicher Lust und schwärmerischen Erdumereien ungestört hingeben kann.

Der Hauptstadt des Türkenreichs sind die allgemeinen Vorzüge orientalischer Großstädte in vorzüglichem Grade eigen. — Wenn man sich ihr von Marmora her nähert, schwimmt vor dem entzückten Auge ein Archipel lieblicher Eilande, die im mannichfachen Grün ihrer Laub- und Nadelhölzer prangen. Von jeder Höhe schaut eine alte Feste, oder ein graues Kloster, oder Trümmer aus der christlichen und griechischen Vorzeit herab und spiegelt sich in der lichten, ruhigen Fluth.

Hinter der kleinasiatischen Küste leuchtet hehr und stolz der Olympus. Sein klassischer Name führt ein längst verblichenes Völkerleben in frischen Farben vor das sinnige Auge. Seine schneebedeckten Gipfel blenden im Sonnenlicht. Die ihn umgebende Atmosphäre ist in der Regel so klar und durchsichtig, daß man die herrliche Berggestalt mit Händen greifen möchte. Weiterhin schwingt sich Kleinasien's Gestade nach der Mündung des Bosporus zu, und von da an deckt Konstantinopels alte Todtenstadt, auf der die Generationen von den Endpunkten zweier Jahrtausende nachbarlich beisammen wohnen, das Ufer anderthalb Stunden lang, überragt von den Häusermassen Scutari's.

Diesen gegenüber, auf zwei Vorgebirgen, die weit in's Meer hinausragen und als „goldenes Horn“ Konstantinopels Hafen umarmen, liegt das eigentliche Stambul, die alte Osmanenstadt, in träger Ruhe hingegossen, seine Ufer umstrickt mit Palästen und Prachtbauten vieler Style und Zeiten: — Perlen und Gesteine um ein altes schmutziges Kleid. Eine tief in die Häusermasse dringende Bucht bildet den Hafen selbst. Da schwimmen die türkischen Paradeschiffe des Sultans und seiner Großen mit den bunten

Wimpeln, den glänzend lackirten Planken und dem phantastischen, vergoldeten Schnitzwerk neben dem gewaltigen Dampfer mit den schnaubenden Schaufelrädern; da ankern riesenhaft und unbeweglich die Kriegsmaschinen der Pforte mit der ungeheuern Armirung, dem einsamen Mast, dem dräuenden Löwen am Kiel neben Englands und Frankreichs agilen Fregatten. Barken, Gondeln, Kaiken, Galeeren, vollbemannt, griechische und türkische Rauffahrer drängen sich in so buntem und wunderlichem Gewimmel, wie ihre Bevölkerung, vom edelschönen Kaukasier bis zum verschmigten Griechen, vom stolzen Türken und ernstesten Ägypter zum fleißigen Neger, durch alle Typen der alten Welt. Rechts steigt das alte Galata, die Genueserkolonie, jetzt Konstantinopels Vorstadt, und Pera, das eigentliche Franken-Quartier, empor; auf der andern Seite aber erhebt sich die osmanische Kapitale selbst in Pracht und Herrlichkeit. Mit innigem Entzücken schweift das trunkene Auge über das Häusergebirge hin, in dessen Hintergrund die sieben Hügel sanfte Wellenlinien zeichnen, von denen die Kaiser-Moscheen mit den blinkenden Dächern und schlanken, funkelnden Minarets und bligenden Halbmonden herabschauen wie große Charakterzüge aus einem ausdrucksvollen Gesicht. Das harmlose Herz freut sich innig über die Schönheit, mit der die liebevolle Natur den altersschwachen Körper einhüllt. —

Aber um so unheimlicher wird die Ueberraschung des abendländischen Städters bei'm Eintritt in's Innere Konstantinopels. Konstantinopel hat nicht seine Cheapside, wie London, oder seine Boulevards, wie Paris, welche wie Pulsadern die Stadt durchströmen und in denen das Leben in ewigem Drange hin und her wogt. Keine breiten und geraden Straßen, keine reinlichen Trottoirs mit dem Fußgängergewimmel, das in allen Zungen des Erdrundes summt, mit dem Getöse der sich unaufhörlich kreuzenden und hemmenden Karossenreihen; keine sieben- und achtstöckigen Häuser umschließen die Seiten, keine Schilde an den Straßenecken mit ihren Namen helfen den Weg finden, keine Plakate schreien einen an mit ihren Riesen-Charakteren: — weder Glockengeläute verkündet den Festtag, noch die Thurmuhr die Stunde; keine Straßenlaterne erhellt die Nacht — nichts von dem Allen: labyrinthisch windet sich ein Knäuel enger, krummer, schmutziger Gassen mit unebenem, schlechtem Pflaster, das keine Pfüge verlaufen läßt. Sie sind weniger von Menschen, als von bissigen Hunden bevölkert, die den Fremden anheulen und anfallen. Selten sieht man einen gravitätischen Türken, wie er langsam und ernst seinem Geschäfte oder der Moschee zuschreitet; öfterer trifft man ihn träumerisch und gleichgültig vor seiner Thüre oder Boutique sitzen und rauchen.

Die gewöhnlichste Staffage jeder Großstadt des Abendlandes — die glänzende Karosse mit ihrem Gespann — fehlt in der Türkenstadt. Die einzige Prachtequipage, die man sehen kann, ist die des Sultans, welche ihn an einem Freitage nach einer Moschee führt, wo dann das Volk die Gassen füllt, durch die er kommt. Sonst sieht man nur die Droba, eine schwer-

källige Kalesche, von Däffen gezogen, die in den steilen engen Straßen kaum fortkommt. Bloß Damen bedienen sich dieser Wagen, und nicht selten bewegen sie sich unter der Eskorte von bewaffneten Eunuchen, um die Schönen vor den Augen der Neugierigen zu hüten. Wo sie sich nähern in Begleitung von jenen Attributen der Macht, bleibt Alles schweigend stehen, und die Männer blicken, die Arme über die Brust geschlagen, scheu zu Boden. — Die Pracht der Hauptstraßen einer abendländischen Großstadt muß man in Konstantinopel nicht suchen. Die Wohnhäuser in Stambul sind größtentheils von ärmlicher, elender, dabei aber pittoresker Bauart, deren Styl noch an die byzantinische Vorzeit erinnert. Sie erheben sich als ein Viereck von Stein- oder Lehmwänden, und auf diesen ruht ein hölzernes, doppeltes Stockwerk von gebrechlichem Gefüge, von dem das obere Stock über das untere in die Straße hinein ragt. Geschmackloses Schnitzwerk dekorirt die Fagaden, und ein rother, gelber oder weißer Anstrich vollendet den äußern Schmuck. Wegen der schlechten und leichten Bauart sind Feuersbrünste so häufig und verheerend, daß man meint, die Stadt würde alle hundert Jahre neu gebaut. In der Regel wird jedes türkische Haus nur von einer Familie bewohnt, weil die Geheimnisse des Harems die Aufnahme von Miethlingen nicht wohl gestatten. Es theilt sich in die vom Hausherrn und die von den Frauen bewohnte Hälfte, deren erste keinen weiteren Schmuck, als mehr oder minder kostbare Teppiche und Divans enthält. Das bessere Hausgeräthe haben die Wohnungen der Frauen, und es ist folglich fremden Augen entzogen. Der Türke liebt es, seinen häuslichen Luxus zu verbergen, und nur bei passender Gelegenheit pflegt auch der Vornehme und Reiche mit Pferden, Sklaven, kostbaren Waffen und Geschmeide zu prangen. Mit Sonnenuntergang ruht das Geschäft bei jedem Türken; geschlossen sind dann alle Läden und Buden; die Inhaber ziehen sich nach ihren Wohnungen zurück, und Finsterniß theilt die nächtliche Straßenherrschaft mit den heulenden Hunden.

Besekabinetts, Klubs, Gastmahle, Konzerte, Theater, Bälle, und was sonst im Abendlande die Nacht zum Tag verkehrt, kennt der Türke nicht. Er scheut alle rauschenden und heftigen Affekte der Sinne und des Gemüthes und ist, sobald es Abend geworden, für nichts empfänglich, als die Ruhe. — Nur am Tag und nur im Hasen, in den Bazars, auf den Märkten, in den Kaffeehäusern, Bädern, in und um die großen Moscheen und in den Chanen und Karavanserien bewegt sich das Volksleben der osmanischen Hauptstadt öffentlich und in rascheren lebendigeren Kreisen, und läßt seine charakteristischen Züge erkennen.

Die Moscheen in Konstantinopel führen fast alle den Namen ihrer Erbauer. Es sind meist Sühnopfer für geschlachtete Völker, oder für schwere Blutschuld, die auf dem türkischen Thron so gut, als auf manchem christlichen erblich geworden ist, oder Gelübde und Vermächtnisse haben sie als Denkmäler gewinnsüchtigen, moslemitischen Pfaffenrugs errichtet, oder

willenlose Sultansdummheit hat sie als Grundpfeiler der Priestermacht gebaut. Kurz sie sind entstanden wie die St. Peter und Esfurials des Abendlandes und wie, der Gegenwart zur Schmach, noch heut zu Tage Klöster wiedererstehen, welche eine verständigere Zeit entfernte.

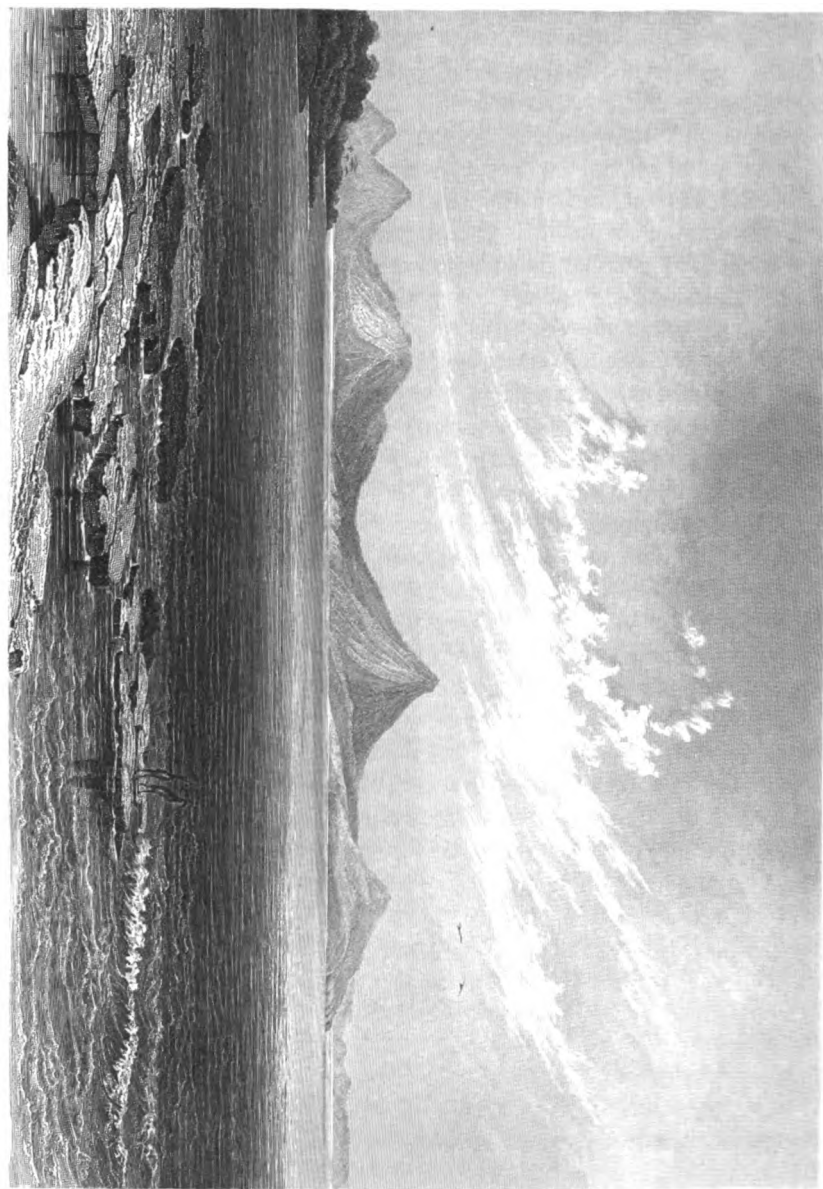
Aber auch der rechte, ächte Gottesglaube hat manche Moschee errichtet, so gut wie manche Kirche, und ob der Halbmond oder das Kreuz ihre Reiche verkünden, das gilt Dem gewißlich gleich, welcher die Frömmigkeit unter der Kapuze so gut erkennt, als unter dem Turban. — Alle Hauptmoscheen umfassen weite, viereckige Räume und erheben sich in deren Mitte mit einer großen, halbkugelförmigen Kuppel, die, mit Metall gedeckt und mit den schlanken, an den Spitzen vergoldeten Minarets zur Seite, wie silberstrahlende Baldachine erscheinen, gestützt von goldenen Trägern. Die kleinern Moscheen haben bloß ein solches Thürmchen, die großen gewöhnlich vier. Von der obersten Gallerie derselben schreien die Gebetrüfer (Muezzin) täglich fünf Mal hinab in's Volk: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed sein größter Prophet: — kommt zum Gebet!“ und wenn dieser Zuruf von allen Minarets aus mehr denn 2000 Kehlen gleichzeitig herabertönt, so bringt es einen feierlichen übernatürlichen Eindruck hervor. Dem Volk ist das Gebetrufen Uhr und Glocke zugleich. — Vielfach befinden sich in der Nähe der Moscheen die Märkte (Bazars), ja, sie reichen oft unangefochten in ihre Vorhöfe, wie z. B. das große *Ra festa* bei der Solimans-Moschee. Es sind dies weite überwölbte Hallen mit starken, massiven Mauern, in denen aller Lurus des orientalischen Lebens ausgebreitet liegt, und Türken, Franken und Rayahs hant durcheinander verkehren.

Der Drang nach geselligem Vergnügen ist bei dem Türken nur schwach, und was er im Bazar nicht findet, das sucht er im Kaffeehaus, auf welches denn auch alle erdenkliche Eleganz und Dekoration nach türkischem Geschmack vergeudet wird. Nach der Straße pompös ausgeputzt, hat jedes Kaffeehaus eine offene, von Säulen getragene Halle zum Eingang. Die ebenfalls mit Säulen gezierten Versammlungsräume sind mit Polstern und Divans bekleidet, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen kauern. In Schweigsamkeit und ernster Ruhe lauschen sie der Musik einer Mandoline oder eines Tamburins, welche Griechen mit unartikulirtem Gesang begleiten. Bei Tabak und Kaffee wird die Zeit in Gesellschaft still verträumt; gesellige Unterhaltung verlangt der Türke nie. Lieber hört er den Märchen eines Erzählers zu, welcher in jedem größern türkischen Kaffeehause anzutreffen ist.

Der Gebrauch des Bades ist dem Türken unentbehrlich, und die öffentlichen Bäder gehören zu den weitläufigsten Gebäuden der Hauptstadt. In der Reinlichkeit des Körpers soll der Mohammedaner ein Symbol für die Reinheit der Seele erblicken, und der Prophet hat sie ihm streng geboten. Er that es aus demselben weisen Grunde, aus dem er ihm den Wein versagte. Mohammed wollte sein Volk durch Reinlichkeit und Mäßigkeit an

Leib und Geist gesund und stark erhalten; denn nur ein gesundes und starkes Volk kann eine Welt erobern und eine eroberte Welt dauernd beherrschen. Doch wie sehr hat der Türke die Absicht des Propheten verkehrt! Statt des Weins genießt er verdammendes, entnervendes Opium, und das Gebot der Reinlichkeit hat er zu einer Beschuldigung ausschweifender Ueppigkeit gemacht. In einem orientalischen Badesalon findet man Alles, was verweichlicht und abstumpft. Das warme Baden selbst, namentlich das Dampfbaden, ist für eine gesunde, normale Konstitution immer eine Mißhandlung; denn sie erschläft und entnervt, anstatt zu stärken. Konstantinopels türkische Bevölkerung gibt den Beweis davon im Großen: welch ein sprechendes, schreckendes Bild der Agonie und Hinfälligkeit eines Geschlechts! Diese Muselmänner, die, wie eine Windsbraut aus ihrer Wüste durch Afrika's und Europa's Thore hereinstürmten, Millionen ihrem Schwert und ihrem Glauben unterthan und zwei Welthälfte bis in ihr Innerstes erzittern machten: — theilnahmslos für alle politischen Schicksale, jedes geistigen Aufschwungs unfähig, physisch und psychisch betäubt, schleichen sie jetzt willenlos wie Gerippe über die Erde, vergehend und verwellend in der Ueppigkeit ihres Harems, und in ihrer Phantasie nur noch Bilder der Sinnlichkeit schaffend. Schwäche und Blödsinn auf dem Thron, dem Despotie und Grausamkeit im Gefolge gehen, Entnervung und Entstümmung im Volk, hat es keine Gegenwehr für die scharfen Waffen der Zeit, mit denen diese, schonungsloser als die Politik, an dem alten, morschen Bau klopft, dessen Einsturz bevorsteht.

Vier Verwandlungen hat Konstantinopel vollendet. Griechischem Leben folgte römische Herrschaft, und in die byzantinische Stadt zogen die Türken ein. Das Volk des Nordens wird es vielleicht zum fünften Mal verjüngen. Aber wenn der Kreis seiner Verwandlungen geschlossen ist, so wird es hingehen wie alles Zeitliche und seine Stätte wird versanden und veröden, und nach ein Paar Jahrtausenden fragt vielleicht der Wanderer umsonst nach seinen letzten Trümmern.



THE MOUNTAINS OF CHERRYBELL, ALABAMA

From a photograph taken in 1871.

Published by the author.



Der See Managua und die Vulkangruppe

der Marabios in Central-Amerika.

Der See Managua bildet nach dem Nicaragua das zweite große Wasserbassin Centralamerika's, und ist mit seinem Schweiß der vierzehn Vulkane, welche, wie auf dem Wappenschilde Aegyptens die Pyramiden, auf der Flagge und im Wappen des Staats von Nicaragua prangen, wahrscheinlich selbst ein Kind vulkanischer Thätigkeit. Kein Land der Welt trägt so jugendliche Spuren seiner Bildung, nirgends sind die Kräfte, welche dem Angesicht unseres Planeten seine Gestalt gaben, in so frischer Thätigkeit, nirgends sind die geheimen Werkstätten der plutonischen Schöpfung so weit geöffnet und nirgends ist dem wissenschaftlichen Beobachter, dem kühnen Forscher in den Räthseln der Schöpfung, dem gelehrten Anatomen, der in den Eingeweiden der Erde studirt, eine solche Fülle der interessantesten Erscheinungen geboten, als auf der Westküste von Central-Amerika. Da brodeln noch das flüssige Erz im Tigel, bereit zum Sprung in die Form, da schafft noch der Altmeister der Schöpfung am letzten Gussstück und letzten Glied des großen Kunstwerks, um dessen Füße sich schon die Blumengewinde des Gärtners ranken, da kann, dem Herzen der Erde am nächsten, das aufmerksame Ohr seinen Pulschlägen lauschen, da ist noch ein dampfendes, geschäftiges Laboratorium im Gang, in dem man am Bildungsprozeß der Welt experimentiren sieht: — und doch ist kein Land von der gelehrten Junft noch so wenig gekannt, als dieses Nicaragua. Humboldt hat, nachdem ihm schon das Alter die Kraft zu einer Explorationsreise nach Mittelamerika versagte, häufig sein tiefes Bedauern darüber ausgesprochen, diese Lücke in seinen Forschungen wahrzunehmen, und er hat stets zu Entdeckungstreisen nach diesem interessantesten Theil der neuen Welt angeregt: so sehr ist er von der Wichtigkeit der von da zu erwartenden Aufschlüsse, von der Fruchtbarkeit der dortigen Erscheinungen für die Wissenschaft erfüllt gewesen.

Wir verdanken in der neuesten Zeit unserem Freunde Julius Fröbel, dessen Reisezwecke leider durch die politischen Unruhen im Lande zum großen Theil vereitelt wurden, manchen interessanten Bericht und manches treue Bild von den Zügen der Landschaft. Die Ansicht des Managua-Sees ist vom nordwestlichen Ufer, der Seite, wo ein Kanal-Durchstich projektirt ist, aufgenommen. Es ist ein flacher, sandiger Strich, streckenweise von vulkanischen Gebilden überlagert und von Kranichen, Reiheru

und Wasserhühnern bewohnt. Er geht nach der Richtung von Leon hin mit sanfter Steigung in ein fruchtbares Plateau aus, welches den Isthmus zwischen Meer und See bildet und die Wiege der heftigsten Erdbeben und Explosionen oder junger, gleich Maulwurfshügeln sich aufwühlender Vulkane ist. Die entgegengesetzte Küste ist das Gebirgs- und Waldband von Chontales, älteren Ursprungs, eine rauhe Granitformation und die eigentliche Fortsetzung der Cordilleren. Dazwischen aber, wie ein Bauwerk von Gigantenhänden und regelmäßig in Reihe und Glied gestellt, schiebt sich die Kette der Marabios-Vulkane. Als vorderstes Glied derselben präsentiert sich der 6500 Fuß hohe Momotombo mit dessen jüngerem Abkömmling, dem wie ein Außenposten isolirt im Wasser stehenden Momotombita. In der Nordbucht der See steigt er im schönsten Ebenmaß der Kegelform aus der Fluth empor. Die folgenden, fast einerlei Höhe und Gestalt habenden Vulkankolosse bilden, getrennt durch schmale Zwischenräume, eine Reihe, und der El Vieho, welcher den Zug beschließt, liegt an hundert Stunden vom Seeufer entfernt. Das Terrain zwischen den Feuerbergen ist mit Lava und Trachyt bedeckt. Es trägt ein mageres Gras, nur da, wo die ausströmende Lava in schmalen Bändern das Land umflossen hat und nach dem Erstarren natürliche Mauern bildete zum Schutz vor den folgenden Eruptionen, ist eine Art Treibhauskultur entwickelt, welche diesen Stellen das Ansehen von exotischen Gärten in einer unfruchtbaren Wüste gibt. Die Bevölkerung hält sich in respektvoller Ferne von der gefährlichen Nachbarschaft — nur einige Haciendas liegen auf den fruchtbarsten Punkten zwischen den Bergen zerstreut. Bis jetzt sind die wenigsten der Regel erstiegen, und das Volk erzählt sich noch mit Schrecken von einer Prozession von Priestern und Mönchen, die auszogen, um, wie es im Lande Gebrauch ist, den am bedrohlichsten scheinenden Riesen Momotombo durch das Sakrament der Taufe zu weihen, den bösen Geist, von dem er besessen, auszutreiben und ein Kreuz auf seinem Scheitel zu errichten. Während der Prozession öffnete sich aber der Berg unter ihren Füßen und der Abgrund verschlang Alle. — Bootsleute, wenn sie am Berg vorüber fahren, sei es am Tage, wenn er gemächlich seine Rauchwirbel von sich bläst, sei es Nachts, wenn helle Flämmchen um seine Stirn zucken, bekreuzen sich und nehmen den Rosenkranz zur Hand. Die Warnung, die sich an diese Geschichte knüpfte, hielt aber unseren Landsmann nicht ab, die Familie jener bösen Gesellen in der Nähe kennen zu lernen, und er beschreibt uns seine Besteigung des Felice, des Nachbarn des berühmten Momotombo, in folgender Weise.

„Von Leon machte ich eine Exkursion nach dem Berg von Felice, welcher leichter erstiegen werden kann, als die übrigen Vulkane der Gegend. Mit einem guten Führer und hinlänglichen Proviant versehen, ritt ich mit dem frühesten Morgen aus; die Straße, mehr ermüdend als gewöhnlich, führte durch einen dichten Wald, stieg sodann steil empor und wurde sehr beschwerlich. Ueber der Waldregion folgten Savannen, die, weil sie erst

kürzlich vom Feuer verzehrt worden waren, ein junger frischer Rasenteppich deckte. Mannichfacher, niedriger Baumwuchs und blühende Sträucher bildeten reizende Gruppen auf den weiten sammetartigen Bergwiesen, dazwischen aber wanden sich in den Furchen des Berges, geschützt vor den Winden und geheizt von der Wärme des Bodens, gleichsam Fluthen von drei Fuß hohem wogenden Gras von erstaunlicher Ueppigkeit. Je höher wir stiegen, um so häufiger traten uns große Lavablöcke in den Weg; spärlicher wurde der Graswuchs; endlich waren wir genöthigt, unsere Pferde und Maulthiere zurück zu lassen und die Tour mühsam zu Fuße fortzusetzen. Nach einer Stunde Kletterns hatten wir die Spitze erreicht. Wir standen auf dem senkrecht abfallenden Rande eines Kraters von 300 Fuß Tiefe. Mit Hülfe eines Laues ließen wir uns etwa 70 Fuß tief hinab und krochen dann dem Grund des Trichters zu; der erstickende Dampf aber, welcher aus den Spalten drang und Uebelkeit erregte, nöthigte zur Rückkehr. Schöne Schwefel-, Salz- und Feldspathkrystalle waren das Einzige, was wir auf dieser gefährvollen Fahrt erbeuteten. Alles Gestein bestand aus schwarzer porphyr Lava, und wir waren recht froh, als wir auf der Kante des Kraters wieder frische Luft athmen und den kärglichen Erfolg unserer wissenschaftlichen Exkursion durch den Genuß an der prachtvollen Aussicht würzen konnten. Das Auge schweift über die beiden Enden der Vulkankette, auf der einen Seite bis zum Momotombo und den blizenden Streifen des Managua, auf der anderen über den Bicho hinaus nach den schön geschwungenen Buchten und Vorgebirgen des stillen Meeres, und verliert sich in den unbestimmten, dunstigen Fernen, in welchen Meer und Himmel sich die Hand reichen. Gegen Morgen lagert sich das Gebirge vor, welches von den Ufern des San Juan bis nach dem Gebiet von Honduras hinüber reicht; zwischen ihm aber und der Kette der Marabios, von dem Nordwestufer des Sees bis nach der Fonseca-Bay erstreckt sich eine Ebene, welche von kleinen, regelmäßig geformten Kegeln, wie von einer Schaar vulkanischer Kinder gleichen Alters, übersät ist, den späteren und schwächeren Erzeugnissen des unterweltlichen Feuers. Die gesammte Scenerie ist ein wunderbar anregendes Bild der jugendlichen Erde mit Landschaften ungewohnter Formen.

Am gefürchtetsten ist und in schauerlichem Andenken bei den Bewohnern von Leon steht der Vulkan Cosaguina, der letzte in der auf unserem Bildchen sichtbaren Reihe. Am Morgen des 20. Januars im Jahr 1835 wurden bis auf 100 Stunden in der Runde heftige Explosionen gehört; eine dunkle, schwarze Wolke lagerte sich über dem Gipfel des Berges und rothe Flammen zuckten wie Blitze nach allen Seiten; von immer heftigeren Stößen erdröhnte die Erde, immer weiter umnachtete die Wolke den Himmel, die Sonne verlosch und nur ein unheimliches, ersterbendes Licht, wie das in einer Gruft, warf noch einen gelben Schein auf die Gegenstände ringsum; ein feiner Sandregen erschwerte das Sehen und Athmen. Diese Erscheinungen nahmen zwei Tage lang zu unter der steigenden Angst der

Bewohner. Am dritten Tag wurden die Erschütterungen so heftig, daß die Menschen aus ihren Häusern flohen. Der Tag war zur Nacht geworden, Sand und Asche in dichten Wolken ergossen sich über die Erde, und fußhoch bedeckten sie allmählig den Boden. An Flucht war nicht zu denken; die Verzweiflung jagte die Menschen im wirren Andrang durcheinander; Lichter und Fackeln verlöschten unter dem lautlos fallenden Aschenregen, das Athmen war nur noch möglich unter nassen Tüchern, die sich die Armen über das Gesicht hingen; die Kirchen füllten sich mit den dichtgebrängten Schaaren der Betenden, die Priester lagen flehend auf den Knien vor den Altären, und dumpf ertönten die Glockenschläge, als begleiteten sie einen Leichenzug. Immer höher aber wuchs die Aschenfluth, immer undurchbringlicher ward die Luft, immer gräßlicher die Nacht, immer entsetzlicher die Angst der Menschen, immer herzzerreißender ihr Jammern und Flehen, regungslos und stumm nur blieben die Bildsäulen der Heiligen, — da wurden sie von der fanatischen Menge herabgehoben von ihren hohen Piedestalen und vor den Kirchthüren aufgestellt, um selbst die Schrecknisse zu sehen und Erbarmen zu üben: — umsonst! auch sie versanken bald in Asche und theilten mit den Verzweifelnden ein gemeinsames Grab. Bluthroth zuckende Blitze erhöhten noch die Schrecken der Scene. Schon waren Menschen und Thiere zu Tausenden erstickt und die Ueberlebenden erwarteten mit stummer Resignation den Tod.

So währte es 43 Stunden; da verstummte endlich das Erdbeben. Ein frischer Wind verscheuchte die schwarzen Schatten vom Firmamente. Die befreite Sonne blickte auf den Schauplatz des gräßlichen Phänomens. Weit in die Runde um den Vulkan lag die Aschendecke viele Fuß hoch; selbst bis Jamaika, Bogota und Veracruz, über eine Strecke von 1000 engl. Meilen, waren die Eruptionswolken gezogen und hatten da ihren Niederschlag zurückgelassen. Aber aus dem furchtbar erweiterten Krater hatten sich gewaltige Lavaströme nach dem See von Managua und bis nach der Bay von Fonseca ergossen, die grünen Gelände und blühenden Fluren in der Umgebung des Berges waren verbrannt und mit Fels- und Lavablöcken besäet, einlaufende Schiffer erzählten, daß selbst auf hoher See sie von Aschenstürmen dergestalt überfallen worden wären, daß sie Tage lang durch einen dicken schwarzen Schlamm, der auf der Oberfläche des Meeres schwamm, sich hätten durcharbeiten müssen. Seitdem hat der Berg ein trostloses, verwildertes Ansehen bewahrt; keine Vegetation kann sich mehr an den kahlen Lavawänden festklammern, und durch die Fugen des Kraters steigen noch fortwährend Rauchwirbel und erstickende Schwefeldämpfe empor; am Fuß aber haben heiße Quellen hier und da Sümpfe gebildet. So schrecklich ist die Katastrophe in der Erinnerung des Volkes geblieben, daß der Jahrestag derselben als eine große kirchliche Feier und als ein strenger Buß- und Betttag eingesetzt worden ist. Doch ist's der Frömmigkeit

nicht gelungen, die Geister des unterirdischen Feuers zu versöhnen: von Zeit zu Zeit klopfen sie an das Dach ihrer Wohnung noch so heftig, daß der See aus seinen Ufern tritt, die Palmen ihre Häupter schütteln, die Hütten der Menschen aus den Fugen gehen und alle Bewohner der Nachbarschaft in Schrecken die Flucht ergreifen. So sehr die Menschen auch an die so häufig wiederholten Drohungen der bösen Kobolde gewöhnt sind, so hat sie doch auch die erfahrene schwere Katastrophe die Gefahr fürchten gelehrt, und sie leben in der beständigen Sorge und Bereitschaft, ihr zu begegnen; man scheut sich, den Wohngebäuden zwei Stockwerke aufzusetzen, baut lieber in die Breite, als in die Höhe, und hat die Kuppeln der Kirchen eingelegt, um sie durch flache Dächer zu ersetzen. Das jüngste große Erdbeben, welches in seinen Wirkungen fast so unheilvoll war wie die Eruption des Cosaguina, ereignete sich im Frühjahr 1851. Es erstreckte seine Vibrationen die ganze Westküste entlang, von San Francisco bis nach Chili. In Valparaiso allein richtete es für 1½ Million Dollars Schaden an, und in Guadeloupe warf es Berge ein und verschüttete Plantagen mit allem Leben, was auf ihnen wohnte.“

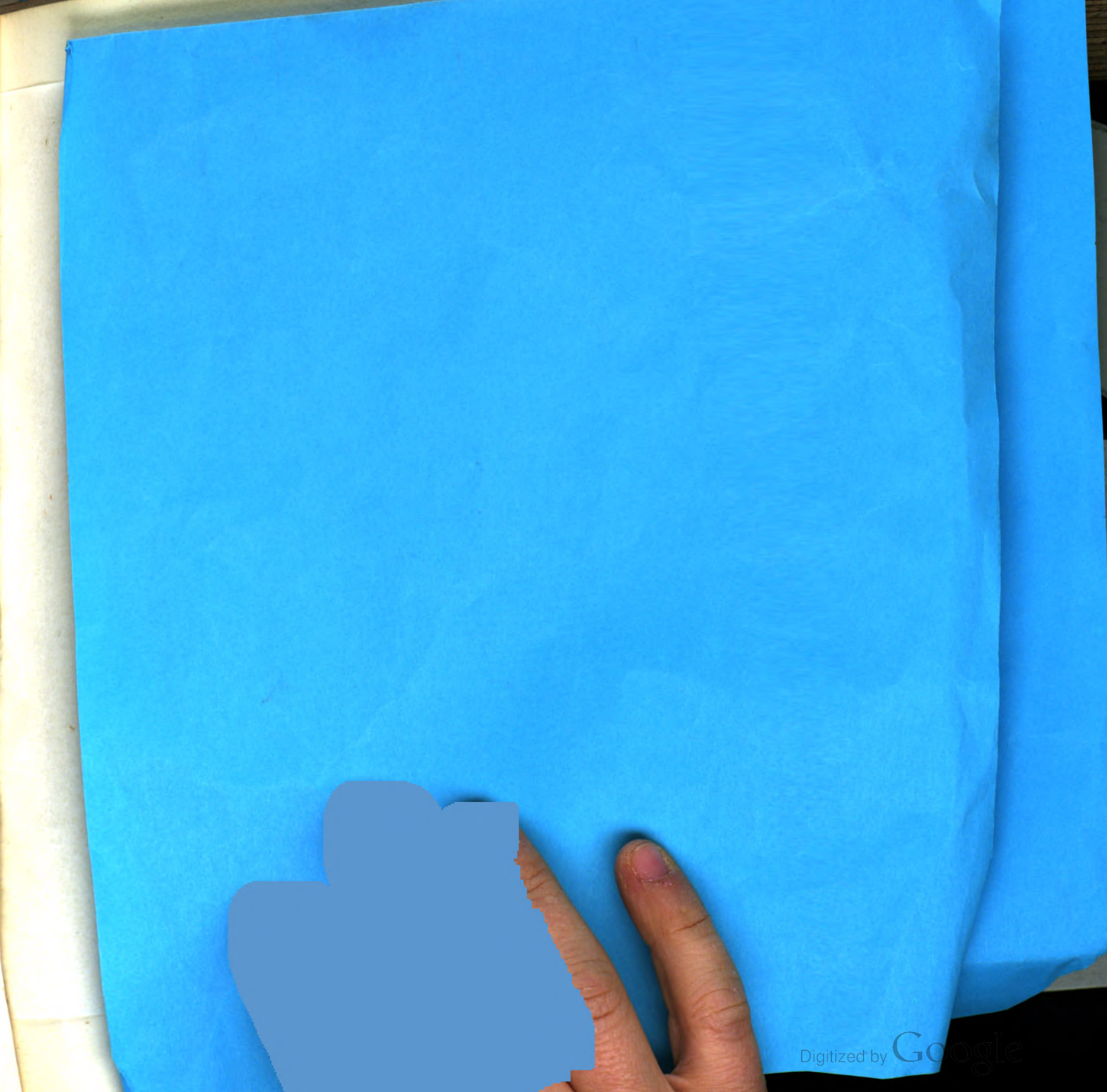
So ist der Boden Nicaragua's ein immerwährender Herd der Revolution, und fast scheint's, als sei diese unverlöschliche innere Gluth, dieser rastlose Drang zu immer neuer Gestaltung auch in die Natur seiner Bewohner übergegangen. Bis in's Dunkel der aztekischen Mythe hinab finden wir das Land der großen mittelamerikanischen Seen als den Kampfplatz der verschiedensten sich dort begegnenden Völkerschaften. Nur die spanische Herrschaft war eine Zeit politischer Ruhe. Als sie stürzte, wucherte auch sofort aus dem Schooß der Unabhängigkeit, wie auf dem Aschenbeet der Vulkanen, Zwietracht und Parteihaß mit der Ueppigkeit einer Treibhausvegetation und erstikte alle Keime einer gedeihlichen staatlichen Entwicklung. Die Geschichte des Landes ist seitdem ein beständiger Wechsel von politischen Erschütterungen, die Volksthätigkeit ist ein beständiger Kampf, die Anfänge und Endpunkte derselben sind verheerende Explosionen. Waren auch hier und da an den Rändern des Kraters Samenkörner der Kultur angefliegen und begannen zu treiben, — ehe noch eine Blüthe sich zeigte, überfluthete sie ein glühender Lavaguß oder legte sie ein Feuerregen in Asche. Kein Wunder, daß wir in Nicaragua viel öfter die Zeichen des Verfalls statt der Blüthe finden und häufiger Trümmern als neuem Aufbau begegnen. Das Kreuz und Schwert sehen wir oft in einer Hand, beide als Instrumente des Despotismus, und aus den Typen der buntfarbigen Bevölkerung grinsen uns die verwilderten Reste eingewanderter Kulturen oder die verkommenen Ueberbleibsel der Urbewohner an. Der verrottete, träge, zügellose Geist der jetzigen Bevölkerung, die Eifersucht fremder Mächte, deren jede nur ihren Einfluß zur Schwächung einer selbständigen staatlichen Entwicklung anwendet, um sich die Handhabe zum Weltverkehr, die dieser Landstreifen zu werden verspricht, bequem zuzurichten, deren jede lüstern nach der ver-

botenen Frucht schießt und keine der anderen auch nur einen Fuß breit auf diesem Boden gönnt, lassen die Zustände in Nicaragua nie zur Ruhe und Klärung kommen.

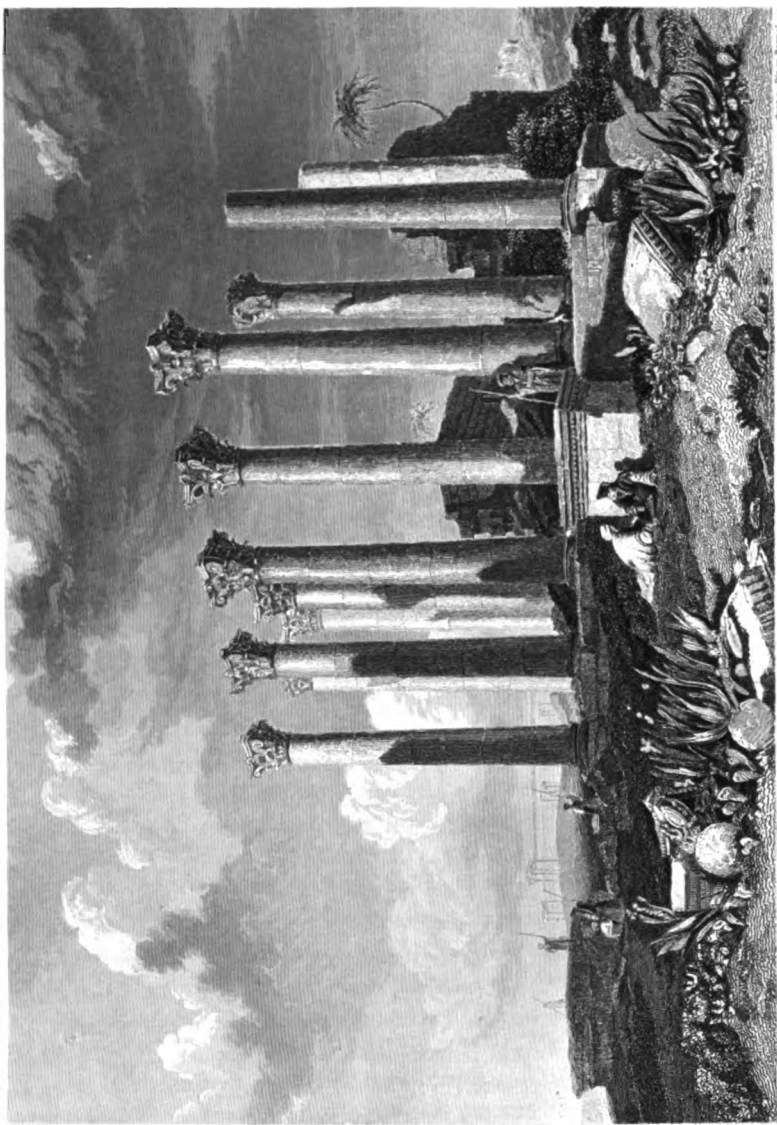
Djerasch, (das alte Gerasa) in Syrien.

In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf unserm Wohnplatze die an unterirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermesslichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Urgeschichte und der Alles wissen wollenden, flachen, luxuriösen Gegenwart die griechische Zeit niedergelassen, welche unter einfachem Kleide die edelsten und bedeutungsvollsten Gestalten verbirgt. Wer geht nicht lieber im Zwiellichte, wenn er die Wahl hat, entweder in finsterner Nacht, oder in heißem, grellem Sonnenschein zu wandeln? Darum vertiefen wir uns auch so gerne in jene Zeiten, über welche das griechische Leben einen magischen Schein geworfen hat, einen Schimmer, der noch wohlthätig im Spiegel der Gegenwart reflektirt.

Die Erscheinungen des griechischen Lebens bleiben sich in ihren Grundzügen überall gleich. Die Lust an der Freiheit, der Sinn für die Freuden eines geselligen, ja üppigen Lebens, und eingeborner Schönheitsinn, durch den sich der Grieche für Alles in und außer sich Ideale schuf, die ihm zum Maßstabe dienten für jedes Erzeugniß der Kunst und Poesie, wurden die gemeinschaftliche Quelle jener Liebe zu großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Geschichte so unzählige Beispiele gibt, und jener Werke, welche uns, obschon nur noch in Trümmern erkenntlich, zugleich mit Erstaunen und Bewunderung anfüllen. In der griechischen Kunst herrscht überall Verkörperung des Begriffs der höchsten Schönheit, ein Begriff, an den die Gegenwart nur ahnend heranreicht. Ungleich den neuern, welche bloß die äußern Sinne mit angenehmen Eindrücken erfüllen, erfüllt der griechische Künstler das inwendige Heiligthum des Gemüths mit wunderbaren Vorstellungen und Gedanken. Durch seine Werke weiß er in uns geheime, vorher uns unbekannte Kräfte zu erregen; sie sprechen uns an, wie eine Hieroglyphenschrift höherer Art. Wir vermeinen Worte aus einer



auf
und



RUINS OF IDZERANK
in Syria

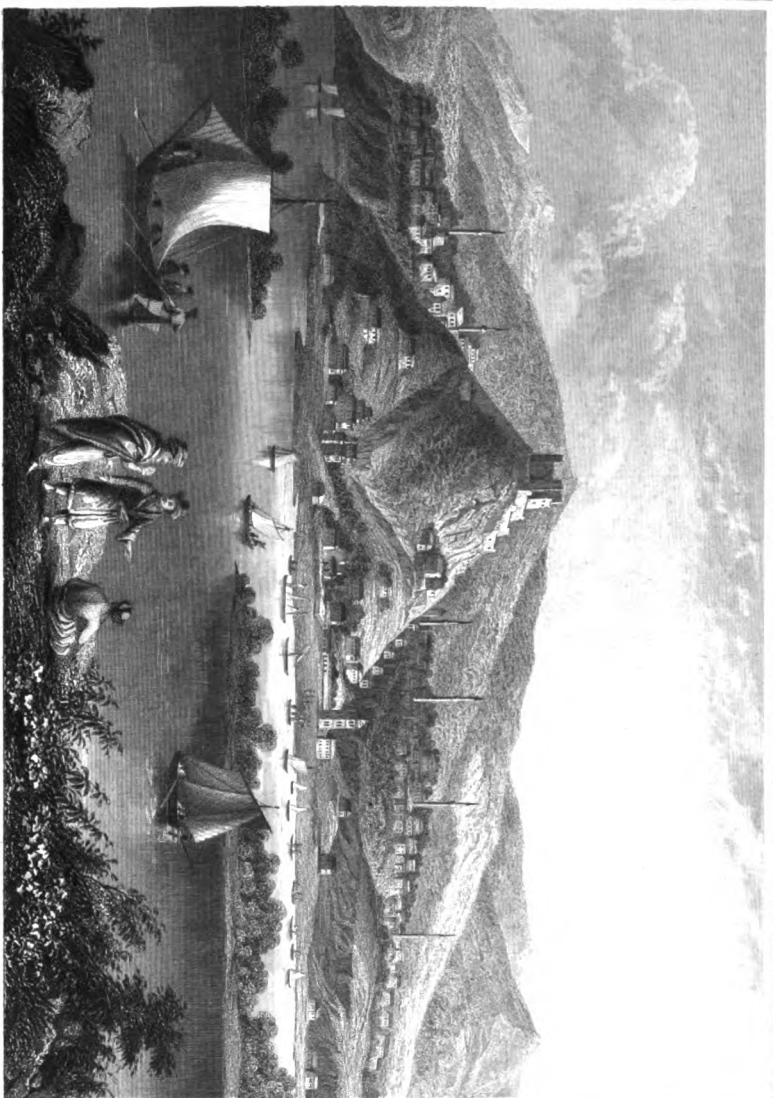
Philadelphia: NAE Inst.

bessern, schönern Welt zu vernehmen. In ihre Betrachtung verloren, fühlen wir uns der bekannten Gegenwart entrückt; alte und zukünftige Zeiten steigen herauf, Menschen, Gegenden, Begebenheiten, Vorstellungen, wie sie kein Wortrahm fassen mag; wir lesen eine uns vorher unbekannt gewesene Sprache, und dennoch verstehen wir sie vollkommen; unsere Seele ist berauscht von Ehrfurcht, und trunken von Entzücken. —

Mit solchen Empfindungen durchwanderten Seegen, Burckhardt und Buckingham die berühmten Ruinen, von denen unser vortrefflicher Stahlstich eine Gruppe darstellt. Nur mit denen von Palmyra sind sie zu vergleichen; aber sie haben vor jenen noch eine bessere Erhaltung, eine weit größere Mannichfaltigkeit und den Vortheil voraus, daß sie in einer zwar unbebauten, aber malerischen und schönen Landschaft liegen, während jene von dem Sande der Wüste, von Herden wilder Thiere und noch mehr gefürchteter Menschen umgeben sind, Gefahren, welche den ruhigen, ästhetischen Genuß sehr beeinträchtigen. — Merkwürdig ist es, daß bis zum Beginne dieses Jahrhunderts das Dasein dieser herrlichen Trümmerwelt gänzlich unbekannt geblieben. Erst Seegen fand sie auf und erkannte in derselben das uralte Gerasa, eine der „Zehnstädte“ und in der Kaiserzeit der schönste und blühendste Ort in Syrien.

Die Ruinen liegen am südlichen Ende des Sees Liberias, in einer hügeligen, schönen, aber gänzlich verlassenem Gegend. Westwärts herkommend führt der Weg zuerst über die Nekropolis, einen fast eine halbe Stunde großen Raum, der mit Bruchstücken von Grabsteinen und Sarkophagen übersät ist. Unmittelbar an die Nekropolis stößt die alte Stadtmauer, und an der nordwestlichen Seite derselben erhebt sich, von einem Hügel, die majestätische Ruine eines großen korinthischen Tempels, gegenüber dem Nordwestthore der Stadt. Zwölf Säulen, jede 51 Fuß hoch, stehen noch aufrecht; die 28 andern sind niedergeworfen und zertrümmert, und fast der ganze übrige Theil des Gebäudes liegt unkenntlich in hoch überrantem Schutt. Nahe dabei ist ein zweiter, kleinerer, nicht weniger verfallener Tempel, und unfern von diesem ein großes Theater, fast vollkommen erhalten. Die steinernen Sitze sind unbeschädigt, die Mauer hinter dem Prosce-nium steht noch aufrecht, und eben so der größere Theil der Säulen, welche das Innere schmückten. Seitwärts vom Theater ist ein dritter, sehr großer Tempel, ebenfalls korinthischer Ordnung. Bloß drei Seiten der Cella stehen noch; alles Andere, Säulenhalle, Portikus, Peristyl, liegt in Schutt. Eine 120 Fuß breite Marmortreppe führt zur Höhe dieses Tempels, und von dem Plateau hat man einen herrlichen Ueberblick aller Trümmer. Die Stadt bildet ein Viereck von mindestens einer Stunde Umfang. Sie hat 4 Thore, welche zu den Hauptstraßen führen, die sich in rechten Winkeln kreuzen. Noch stehen die Häuserwände zu beiden Seiten der Straßen, eingefast mit unabsehblichen Kolonnaden in korinthischer oder jonischer Ordnung. Die Mitte der Stadt bildet ein Cirkus, mit einer Doppelsäulennade,

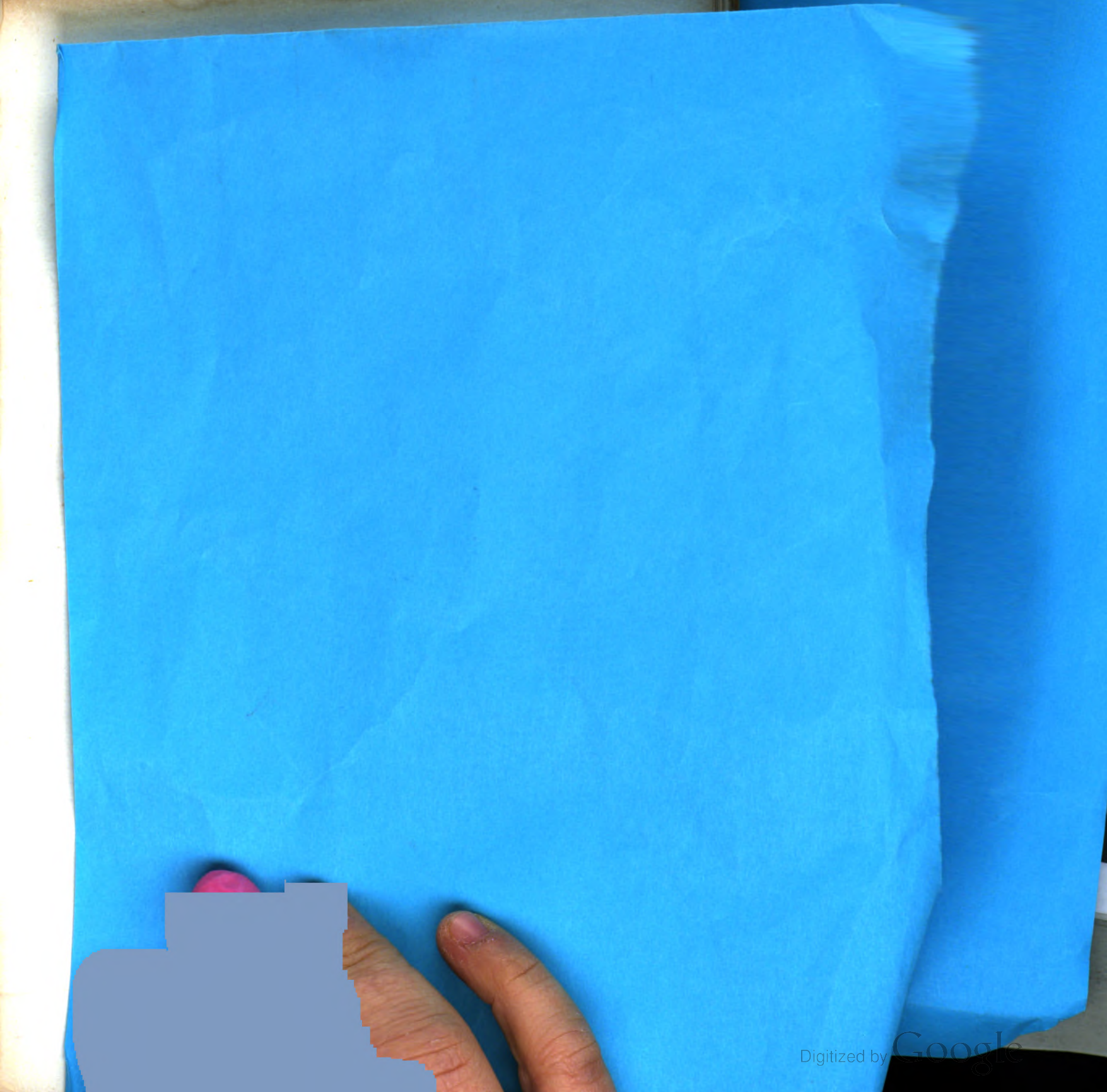
jonischen Styls, umgeben. 76 Säulen stehen noch, jede 25 Fuß hoch und aus einem Stücke. Wahrscheinlich war hier das Forum, und Niedestals, die aus dem tiefen Schutte, welcher den Raum bedeckt, hervorragen, trugen ohne Zweifel Bildsäulen und Denkmäler. Auch ein ziemlich wohlerhaltener Triumphbogen zierte diesen Platz und zwei kleine Tempel von den anmutigsten Verhältnissen. — Auf der andern Stadtseite, außerhalb der Mauer, dem westlichen Thore gegenüber, steht ein halbrunder Tempel von der imposantesten Form und Größe, dessen Portikus Säulen von 58 Fuß Höhe tragen. Die reichen Skulpturverzierungen dieses Gebäudes zeugen von dem edelsten Geschmacke und von der höchsten Ausbildung griechischer Kunst. Zwei hundert Schritte von diesem Gebäude beginnen die Trümmer eines ganzen Cyklus von Tempeln, mehrer Theater, halbkreisförmiger, sechs- und zwölfseitiger Gebäude mit runden Dachgewölben und Säulenhallen u. Das Ganze scheint von einer prachtvollen Kolonnade umgeben gewesen zu sein, von der einzelne Säulengruppen sich noch erhalten haben. Ein Säulengang, welcher von zwei Aquädukten, deren Trümmer Staunen erregen, durchschnitten wird, führte zu zwei Amphitheatern, deren eines, als Naumachia, zu Vorstellungen von Seeschlachten eingerichtet war. Das andere ist sehr verfallen; letzteres hingegen fast vollkommen erhalten; selbst die Kanäle, durch welche das Wasser zugeführt wurde, sind noch unbeschädigt. Wände und Verzierungen, mit Immergrün umrankt, scheinen geschmückt wie zu einem Feste, und die mit weichem Moos gepolsterten Sitze nur des Volks zu harren, das sie einnehmen soll. Aber seit anderthalb Jahrtausenden stehen die Thore von Gerasa offen, — leer die harrenden Sitze, und nicht einmal ein streifender Araber wagt sich in die verödeten Straßen der Stadt. Er glaubt sie bewohnt von Gespenstern, den Geistern der, wie die Sage geht, in einer Nacht erschlagenen Bevölkerung. Dieser Aberglaube hat bisher die prächtigen Trümmer von Gerasa vor einer weitern Zerstörung durch Menschenhand geschützt, einer Zerstörung, gefährlicher, als die der Zeit.

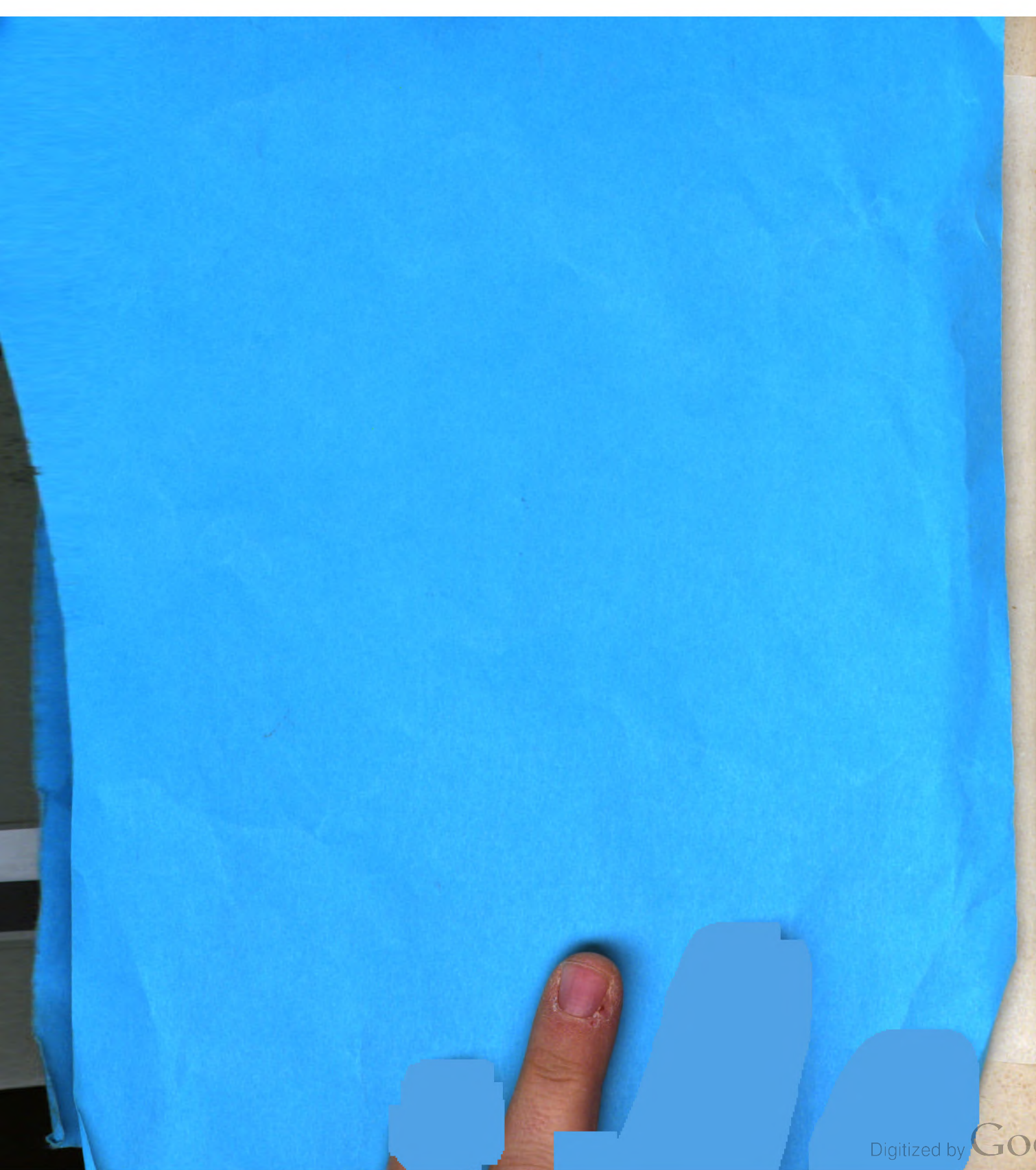


STUDY OF THE BATTLE

And the knowledge of the battle is in the hands of the people.

Published by the Verlag





Sistow in der Türkei.

Das alte Dacien, welches die Landschaften Serbien, Moldau, Walachei und Bulgarien umfaßte, hatte nach dem Wegflug der römischen Abler mehre Jahrhunderte lang zum Durchzug der großen Völkermassen gebient, welche sich von Aufgang nach Niedergang wälzten. Die Ufer der Donau waren zur Heerstraße geworden für mehr als 20 Nationen, und ihre Rüden und Nachzügler nahmen, als unstät umherschweifende, stets wechselnde Horden, das Land ein. Endlich, als der Strom stand und Europa sich angefüllt hatte, stauete sich auch in den fruchtbaren Donaulanden die Bevölkerung, und mit bleibender Ansiedelung richtete sich der Ackerbau ein. Ein Zweig des großen Slavenstammes setzte sich fest in den dacischen Wäldern, bauete Städte in der neuen Heimath, und die Horden so vieler Nationen schmolzen mit ihm zu einem Volke zusammen, das, kräftig und stark, ausdauernd, bildsam und geschmeidig, der Gesittung ein reiches Feld geboten haben würde, wäre es nicht in seiner Entwicklungsperiode dem Türken Schwerte unterlegen, unter welchem es sich fortan nur krümmen, nie mehr frei und selbständig bewegen konnte. Als Hinterlassen des Türkenreichs, unterworfen einem Volke und einem Herrscher fremden Glaubens, der ihm nie ein anderes Recht zugestanden, als das brutale Schwertrecht, wurde das arme Christenvolk an der Donau zur tiefsten Erniedrigung herabgezogen und seine Geschichte mit furchtbaren Gräueln bedeckt. Mehre Jahrhunderte lang war verschleiert seine Sonne, mußte es verkümmern unter dem schönsten Himmel. In Sklaverei verfallen, der Ehre entfremdet, gleichgültig gegen alle Verbesserung, arbeitend nur aus Zwang und bauend seinen Herren und Drängern das Land um den dürftigen Unterhalt, blieb nichts mehr groß in seiner Seele, als der glühende Haß gegen seine Unterdrücker.

Aber was nicht wohl gemacht ist in dieser Zeit, muß wieder anders gemacht werden. Nichts Böses kann bestehen. Und stützen es auch alle Mächte der Welt, immer auf's Neue kommt jene verschleierte Hand aus den Wolken herausgefahren und reißt es wieder nieder. Das schuldbedeckte Türkenreich ist längst den Gewalten des Unterreichs verheimt und keine Macht einer schändlichen und unchristlichen Politik kann es schirmen, oder

ihm vor den verfolgenden Rachegeistern erwürgter Nationen ein Asyl gewähren. Der Weltgeist, welcher zürnend, richtend und strafend in die Geschichte getreten, — Er, welcher Unterdrücker und Unterdrückte, Genser und Opfer, Könige und Völker vor seine Aßisen labet, Einen nach dem Andern: — Er hat, nachdem langgebehtes Dräuen fruchtlos geblieben, die Grundfesten der alten Pforte so furchtbar gerüttelt, daß alle Angeln sich aus ihren Bändern hoben. Hängt auch in den türkischen Donauländern noch bis zur Stunde die Fessel an den blutrünstigen Gledern, so hat doch der Brennstoff in diesen Gegenden nur um so mächtiger sich angehäuft, und um so sicherer naht die Katastrophe, welche ihnen Freiheit und Selbständigkeit bringen wird.

„Was haben aber die Landschaftsbilder aus den türkischen Donauländern mit den Völkergeschichten gemein?“ so fragen vielleicht Tausende. Nun ihr, die ihr so fragt, mögt mich entschuldigen! —

Unterhalb Belgrad stellt die Donau eine großartige Scenerie zur Schau, ähnlich denen des Rheins auf der Strecke zwischen Bingen und Koblenz; nur viel imposanter. Bald eingengt durch hohe Felswände, bald seeähnliche Becken füllend, bricht der Riesenstrom, Berge zersägend und Abgründe austiefend, sich durch alle Hindernisse Bahn. Hier, inmitten der wildesten Natur, da, wo der Strom mit furchtbarem Brausen seine ungeheuere Wogenmasse durch einen 470 Fuß tief eingeschnittenen Felskanal jagt, setzte einst Trajan seine Legionen im berühmten Feldzuge gegen die dacischen Völker an das jenseitige Ufer. Noch verkündigen die Trajanstafeln bei der Felsbank Toiko der Nachwelt sein kühnes Unternehmen.

Weiter hinab, jenseits der Stromschlucht Greben, breiten sich die Gewässer wieder zu einer 6000 Fuß breiten, seeartigen Fläche aus; doch ehe noch jene beruhigt sind, reißen Felsen schon wieder den Strom in zwei Hälften auseinander, deren eine, und zwar die größere, als Katarakt zur Tiefe donnert. Wehe dem ungeschickten Schiffer, der nicht wüßte zeitig in den kleineren Arm einzulenken; er würde unfehlbar zerschmettert werden. — Unterhalb des Katarakts steigen die Ufer senkrecht, wie die Mauern eines Thors, das Cyclopen erbaut haben, in die Lüfte. Hier hat die Donau die Tiefe von 170 Fuß und ist auf 522 Fuß eingengt. Eine schöne Kunststraße, dem Fels abgewonnen, führt am Ufer hin. Es ist die Brachtpartie der ganzen Donaufahrt, welche alles Andere, was sie an erhabenen Naturscenen zeigt, hinter sich läßt. Tiefe, dunkle Grotten von ungeheurer Größe sperren ihre dunkeln Rachen auf, schroffe, schwarze Felsklippen thürmen sich, weit überhängende Wände dräuen aus der Höhe mit Vernichtung, und, bald zischend und brausend, bald rollend, bald heulend fluthet der Strom, eilig, voll Ungeßüm, um sich in die Arme des Eurinus zu stürzen.

Im linken Ufer sind eine Menge Grotten ausgehöhlt, von denen einige tief in's Gebirge dringen und im Innern durch Seitengänge verbunden sind. Die berühmteste derselben ist die Höhle Veterani's, zu Ehren des österreichischen Generals so geheißen, der im Türkenkriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, eine Festung daraus machte. Schon die Römer hatten sie zu gleichem Zweck benutzt. Davon zeugen noch die antiken Inschriften über dem Haupteingange. Veterani ließ die Seitengänge ausräumen, richtete Magazine für Munition und Proviant und eine Feldbäckerei in derselben ein, versah die Zugänge mit eisernen Thoren und Kanonen, und die dreihundert Mann starke Besatzung hielt mehrere Belagerungen der Türken mit Erfolg aus. Man sieht viele Ueberbleibsel jener kriegerischen Einrichtungen, und mit Grauen den Abgrund, in welchen die türkischen Gefangenen hinab gelassen wurden, wo sie umkamen. —

Weiter abwärts, unterhalb Orsowa, bietet die Stromfahrt noch ein höchst imponantes Bild dar. Schon in stündiger Entfernung hört man die tosende Brandung, und es bevölkert sich der Strom mit abenteuerlichen Gestalten, Klippen und Felsen, zwischen denen Schaumwirbel den Feenreigen tanzen. Das ist Demirkapi, das eiserne Thor, der Schrecken der Schiffer.

Jenseits des eisernen Thors ist Alles verändert. Das ziehende lange Meer der Donau breitet sich aus, und sanft und beruhigt wallt es dahin, anfangs zwischen rebenbepflanzten Hügeln, dann durch die unabsehbaren Ebenen Bulgariens. Ein frischeres Grün, ein tieferes Himmelsblau scheint aufgethan, — Alles haucht wärmer an, die Landschaft strahlt in tieferem Farbenglanz, die Luft selbst scheint eine andere Mischung. Aus dem ganzen Erdenleben tritt eine reichere, innere Fülle hervor; man fühlt des Morgenlandes Nähe und scheidet von Europa, noch ehe man es verlassen.

Bald zwischen zahllosen Inseln, die baumhohes Schilf bedeckt, von unzähligen Wasservögeln belebt, bald an üppigen Ufergeländen hin, deren Dörfer zwischen schlanken Cypressen und schattenden Platanen freundlich hervorschauen, geht die Fahrt fort, bis Sifto's liebliche Ansicht das Auge fesselt. Keine Stadt an der untern Donau nimmt sich aus der Ferne so reizend aus. Terrassenartig steigen die Straßen von der Mitte eines hohen Bergfegels zum Strome nieder, und auf dem Gipfel ragt schützend und drohend das alte Kastell, das schon die Römer zu einem Waffenplatz erkiessten. Das glänzende Weiß der Häuser mischt sich mit dem dunkeln Grün der Cypressenwäldchen und Gärten, welche einen großen Theil des Raums innerhalb der Stadtmauer einnehmen, und die schlanken Minarets sehen aus wie Riesenandelabers, bestimmt, das ganze Bild zu beleuchten und zu verherrlichen. Hinter der Stadt aber baut sich das Gebirge des Hämus in blauer Färbung und schönen Formen auf.

Sifto ist das erste ganze Stück des Morgenlandes, und von da an verändert es seinen Charakter nicht mehr. Im großen Buche der Natur

sind nun andere Blätter aufgeschlagen, — ihre Typen haben eine andere Gestalt, Flora und Fauna tragen andere Formen. So Kostüm und Sitte, so Physiognomie und Charakter der Menschen.

Sistow ist ein aufblühender Ort und enthält fast 4000 Häuser mit 20,000 Einwohnern. Die Lage, das gesunde Klima und die Fruchtbarkeit der Gegend sind die Stützen seines Wohlstandes, der um so lieber bemerkt wird, je sichtbarer die übrigen Städte der untern Donau, Braila und Galatz etwa ausgenommen, verarmen und verfallen.

Roussseau's Klause in Montmorency.

Der kleine Badeort Montmorency liegt 3 Stunden von Paris. Die Heldensage des Mittelalters weht um seinen Namen, und unwillkürlich denkt man an Turniere und Königshof, an Ritter in schimmerndem Stahl auf reichgeschmückten Rossen, und an schöne Frauen in Gold und Sammet und Seide; an den Adelsglanz des Mittelalters und an seinen Begleiter: bleiches Volk in Lumpen; an die Pracht und den Uebermuth, an die Laster und die List, an den Reichthum und die Raubsucht Oben — und an die Rohheit, die Unwissenheit, die Armuth und die Rechtlosigkeit Unten. Das ist nun anders. Das Schloß der Montmorency ist von dem Boden verschwunden, welchem es den Namen gab, sammt dem Geschlecht, und wo nie ein Bürgerlicher hingekommen, denn als Knecht oder Bettler: — da wandelt jetzt das muntere Arbeitervolk mit dem ersparten Frank der Woche in der Tasche, und schaut stolz und spottend auf die alten Wappen der Herzöge und denkt: wir sind besser, als ihr! — Die finstern Geister des Schwertrechts sind geflohen, eingezogen sind die Genien des Scherzes, und nur Tanz, Gesang, Spiel und Lust flattern um das liebliche Montmorency mit seinen entzückenden Parkanlagen, seinen Hotels und Restaurationen, seitdem es zu einem Ziele der Sonntagsausflüge der Pariser geworden ist. Diese suchen hier nichts, als das Vergnügen, und nirgends wird es ihnen in reichlicherem Maße geboten. An so einem lichten Sommersonntage ist das ganze Thal aufgepuzt wie zu einem Feste des Saturn; überall ist Glanz, Freude, Ueberfluß; Musik an hundert Orten, Tanz unter Zelten und im Freien, dampfende Tafeln in jedem Saale, und klirrende Gläser und Jubel überall. Weber

le gnhava



Maria 12

DIE FERNENTAGE V. J. J. ROUSSEAU

in Montmorency.

Aus d. Kantons' d. 1803. herv. in Hildk.

Eigenthum d. Verleger.

Rang, noch Vermögen, noch Stand, noch Bildung scheiden die frohen Menschen. Gleichheit ist das Gesetz für Alle, und Alle folgen nur einer Herrin: der Freude. Sie thun wohl daran! Hat das karge Leben der großen Mehrzahl des Volks doch kaum eine andere Freude, als diese Sonntagsträume, welche eine Erde voller Arbeit auf ein paar Stunden zum Eden machen! An den seligen Minuten, die sie spenden, muß die Erinnerung manchmal ein Leben lang nagen, und die paar Tropfen Genuß müssen ein ganzes Vermuthsbaisein versüßen. — —

Aber nicht die Rittergespenster der Vorzeit und die Sylphiden des Vergnügens allein machen Montmorency interessant und fashionabel, — eine tiefere Theilnahme ist ihm gegeben durch einen Namen, in welchem der Geist der Liebe durch die ganze Menschheit weht. Was ist der verblüchene Glanz des Herzogsgeschlechts gegen den Sternenzirker, der in der Tiefe des Himmels den Namen „Rousseau“ umstrahlt? Was ist das Wirken jenes ganzen Stammes gegen das Wirken dieses einzigen Denkers? Die Erde ist voll seiner Thaten. Die Saat, die er ausgeworfen hat, tragen die Stürme der Zeit über Meere, Berge und Wälder, und sie ist aufgegangen in allen Zonen. Rousseau wußte von keinem Gute der Welt und war doch ein Krösus an unvergänglichen Schätzen. Kein Prachtdenkmal drückt seine Asche, wie die jener Herzöge; aber wo endigt sein Wirken, wo hört sein Leben auf? Wie viel Erzieher, Gesetzgeber, Staatsleute sind in diesem einzigen Manne geboren, und wie viele werden noch geboren werden!

Vor hundert Jahren war das Thal von Montmorency unberührt von der pariser Welt. Das Reich tauschte noch in dem Laub des Waldes, und auf der ganzen Besitzung waren wenige Wohnungen. Rousseau kam auf seinen einsamen Wanderungen zufällig dahin und gewann das friedliche Stübchen Erde so lieb, daß er sich ein Häuschen mietete und mehre Jahre wie ein Klausner lebte. — Seit der Zeit ist's als Eremitage Rousseau's bekannt und wird mit Sorgfalt erhalten.

„Rousseau, Rousseau!“ ruft mein heimgegangener edler Freund Bérne aus: — „Rousseau! Seht die Kastanienbäume dort! sie haben Rousseau gekannt und mit Schatten bewirthet seine glühende Seele. Im Häuschen da wohnte er; ich sehe in die Fenster; es ist Rousseau's Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort steht der kleine Tisch, an dem er die *Heloise* gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen; kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen; kein Gebüsch, das er nicht durchredumte! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen, — sie sind ihm alle begegnet und er hat sie alle begrüßt und geliebt!“ —

Ja geliebt. Das ist der rechte Ausdruck. Rousseau's Macht floss aus derselben Quelle, aus der des Erfinders Macht geflossen: — der Liebe.

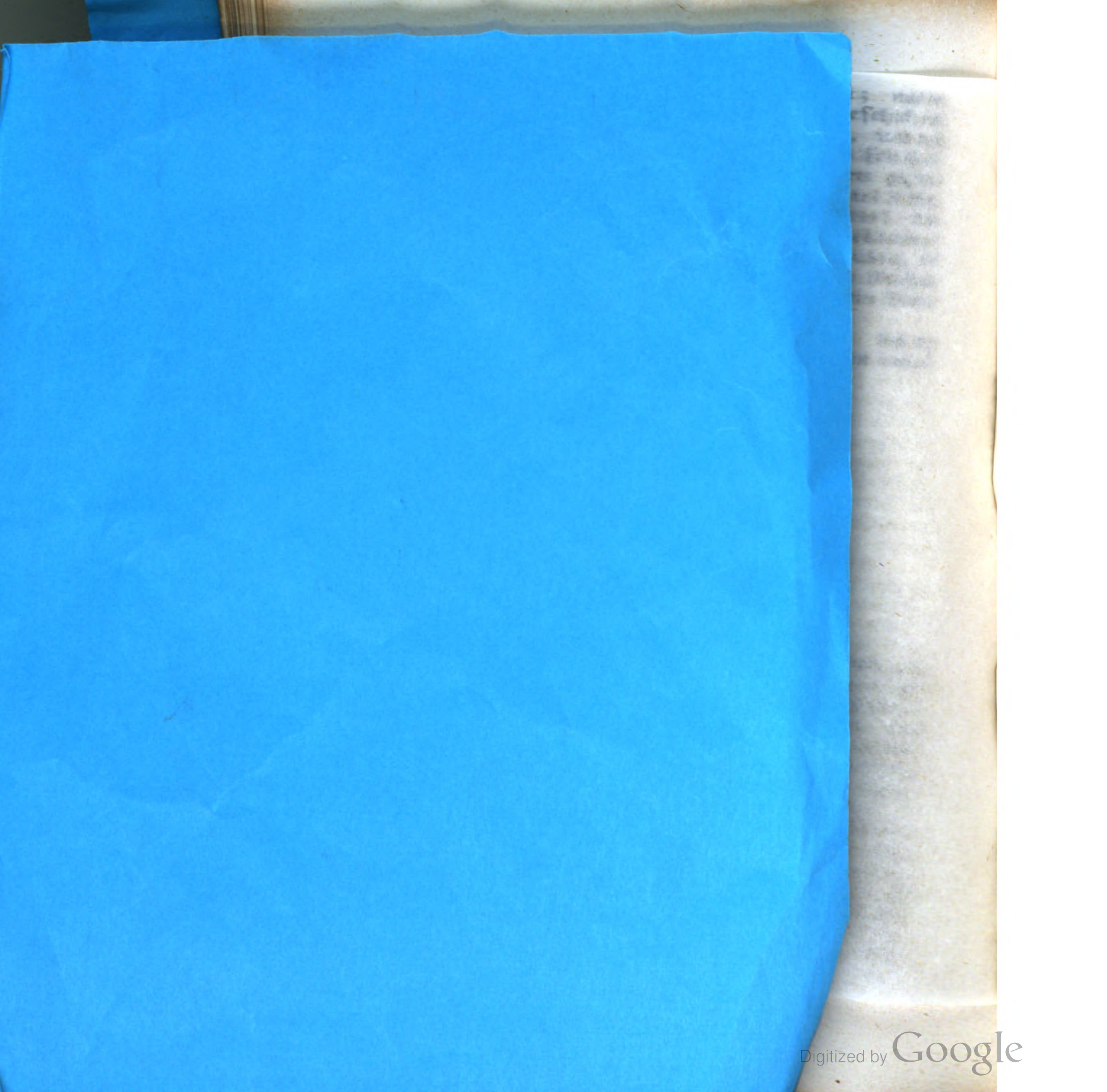
Wenn der Starke herrscht, so hat er den Stärkern zu fürchten; was der kluge Geist in seiner Brust beschließt, durchstreicht das tödtliche Geschick; nur was die Liebe thut, ist ewig, denn die Liebe ist das Stärkste, und auch die Götter sind ihr unterthan. Wie viel Tyrannen haben gelebt seit Rousseau sein *Contract social* geschrieben? Wie viel Völker haben gezittert vor ihrem Arm, und wie viel gebeht vor ihrem Schwerte? wie viel Unthat, Schande, Elend und Sklaverei haben sie gethan und verschuldet? Und wo sind sie hin, diese Menschen, die sich wie Herrn der Welt gehärdeten? Ihre Werke sind vergangen, und von ihnen selbst blieb nichts übrig, als der Fluch ihres Namens und eine Hand voll Staub, während Rousseau auf den Lehrstühlen sitzt von Jahrhundert zu Jahrhundert und sein Wirken die Ewigkeit umflastert.

Darum erwache, meine jagende Seele! und fasse Trost. Laß die schwarzen Nebel das Firmament verfinstern; die Sternbilder stehen dennoch rein und klar am Himmel. —

Frankfurt an der Oder.

Frankfurt gehört zu den vielen deutschen Städten, die mit Stolz auf ihre Geschichte blicken können, wie der Deutsche berechtigt ist, mit Stolz auf alles Land östlich von der Elbe und Saale zu blicken, denn wenn der Fremde höhnlisch fragt: „Wo sind eure Kolonien?“ so zeigen wir dorthin: das halbe Norddeutschland ist's, das unsere Väter erst mit Schwert, Kreuz und Pflug erobern mußten. Frankfurt ist in diesen unseren Kolonialländern ein vielgeprüfter Ort, gehärtet und gestählt durch den Kampf vieler Jahrhunderte, und behauptet noch heute fest und würdig seinen alten Posten.

Je älter eine Stadt, desto freier beginnt der Chronist ihre Geschichte. Um mittelft einer Furtz der Franken den Ursprung der Stadt und ihres Namens mit einem Federzug hinzustellen, lassen die alten Chroniken am 140 v. Chr. einen Frankenkönig (Semno oder Sumno I.) aus Scythien dahergehend hier die Oder überschreiten. Daß aus Scythien nie Franken gekommen sind und der Name „Franken“ damals hier noch kein menschliches Ohr berührt haben konnte, kümmerte die braven Väter nicht.





Aus d. Werkstatt d. Bild. Instit. in Hildes.

FRANKFURT ODIER

Eigenthum d. Verleger

Das Einfachste ist, daß Frankfurt ursprünglich ein Fischer- und Schifferdorf war, das allmählig zum Marktflecken anwuchs und der günstigen Lage angemessen ein Uebergangspunkt für den deutschen Handel nach Polen wurde. Zur Stadt wurde es erhoben am 14. Juli 1253. Dieses Datum trägt eine Urkunde, nach welcher die Markgrafen von Brandenburg, Johann I. und Otto III., in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Magdeburg, den „Flecken“ vergrößern und den Marktplatz bei der Nikolaikirche, sowie die Niederlage in der Nähe des Orts, erhalten wollten. Die junge Stadt wurde in Rechten und Pflichten Berlin gleichgestellt. Sie gedieh durch die Rührigkeit ihrer Bürger, die ihren Namen mit Ehren trugen, denn sie wußten ihre Stadtburg zu schützen. Ihre Nachbarn, namentlich die geistlichen, sorgten dafür, daß sie allezeit tüchtig in der Tapferkeit geübt wurden. Die Stadtmauern waren kaum fünfunddreißig Jahre alt, als sie die erste Belagerung, 1290 durch Markgraf Dietrich von Meissen, zu bestehen hatten. Darauf wurde (1318) die Befestigung vom Markgrafen Waldemar verstärkt. In ihrem Bürgerfönn verständig und treu, und durch Erfahrungen in nächster Nähe gewizigt, waren die Bürger in allen Kämpfen zwischen Hierarchie und weltlichem Reich dem Kaiser treu, und so urprotestantisch ist Land und Lust dort, daß schon dieses junge Frankfurt des päpstlichen Bannes lachte, Bischöfe von seinen Mauern trieb und bis in die eigenen festen Sitze verfolgte. Doch waren sie in Frankfurt weniger grausam, als zu Halle, wo die Bürger den habgierigen Magdeburger Erzbischof 1325 einkerkeren und hinrichteten: die Frankfurter nahmen den Bischof von Lebus, der nicht des Glaubens, sondern des lieben Zehntens wegen im Verein mit dem Polenkönig das Land verwüstet und 1326 — 1328 Frankfurt vergeblich belagert hatte, in Goritz, der Bischofsburg, die sie eroberten, gefangen und ließen ihn so lange in strenger Haft büßen, bis er in sich ging, Lösegeld zahlte und von den ungerechtesten seiner Forderungen abstand. Erst im Jahr 1334 wurde der Gottesdienst in Frankfurt gegen eine zehn- jährige Abgabe wieder freigegeben! Das sind Zeichen jener Zeit. Als der falsche Waldemar aufstand, fiel Frankfurt ihm zu und wurde deshalb 1348 von Kaiser Karl IV. belagert; und kaum war diese Kriegsdrangsal vorüber, so sorgten die feindlichen Bischöfe von Lebus für einen neuen Bannstrahl, 1350 — 1354. Einen treuen Gönner fand die Stadt an dem Kurfürsten Ludwig dem Ältern von Brandenburg: er ertheilte ihr neben vielen anderen werthvollen Privilegien auch die Freiheit der Schifffahrt zwischen Breslau und Stettin. Ähnliches erfolgte von Seiten seiner Nachfolger und selbst der Kaiser. Die Stadt war reich und mächtig geworden, so daß sie den stets geldbedürftigen Fürsten bereitwillig aus der Noth helfen und dafür immer neue Vorrechte und Vortheile für sich gewinnen konnte. Das 14. Jahrhundert schloß die glückliche Stadt mit einem frommen Werke: der Stiftung des Karthäuserklosters beim Gubener Thore.

Das 15. Jahrhundert ließ mit neuen Stürmen nicht lange auf sich warten und schloß abermals mit einer Stiftung, die ein strahlendes Zeugniß ablegt für den geistigen Fortschritt, den diese hundert Jahre in den Häuptern und Köpfen des deutschen Volkes, und zwar nicht nur im Norden, bewirkt hatten. Die Kriegszüge der Hussiten erstreckten sich bis nach Frankfurt; Procop belagerte die Stadt zweimal vergeblich. Mit eben so wenig Erfolg lagen 1450 die Polen vor den Mauern der festen Bürger. In besonderer Gunst stand Frankfurt bei dem Kurfürsten Friedrich II. und Johann Cicero, der schon als Kurprinz eine Vertheidigung der Stadt gegen den Herzog von Sagan geleitet hatte (1477). Damals kehrten 350 gefangene Frankfurter, die der Herzog frei gelassen hatte unter der Bedingung, daß 100 Dukaten Lösegeld für sie bezahlt würden, in die Haft zurück, weil diese Summe für sie nicht aufzutreiben war. Das hieß: Worthalten, weiter nichts. Von da an ging das Jahrhundert auf der beglückenden Bahn des Friedens seinem Ende entgegen; denn die einige Zeit störenden Strauchdiebereien märkischer Edelleute, der Krächte, Köckerige, Lüderige, Ipenplize und Cons., legten sich, nachdem die Bürger mit guten Stangen und Klingen einige Male die adeligen Schnapphähne auf Finger und Köpfe geklopft hatten. Die Stiftung, mit welcher Frankfurt das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts verherrlichte, war die einer Universität: so weit war man in 100 Jahren vom Karthäuserkloster aufwärts gestiegen! Den Anfang dazu machte das noch von Johann Cicero (1499) errichtete „Fürstenkollegium“; die Universität selbst wurde 1505 von Joachim I. gestiftet, nach dem Muster der leipziger Hochschule eingerichtet und 1506 eingeweiht. Einer ihrer ersten Studenten war Ulrich von Hutten, und — der Ablass=Zettel erhielt von ihr den Doktorhut. — Viel schadete der jungen Universität die Pest, welche zehn Jahre lang in Frankfurt wüthete und die Verlegung der Anstalt nach Rotibus nöthig machte, und die Eifersüchteleien gegen Wittenberg und Luther. Erst nachdem unter Joachim II. am 9. November 1539 die Reformation in Frankfurt eingeführt und die Universität nach reformirten Grundsätzen eingerichtet worden war, gedieh sie zu einer schönen Blüthe. Sie ward 1811 nach Breslau verlegt.

Eine lange Zeit äußeren Friedens ließ der Stadt Muße, an der Entwicklung ihrer Verwaltung und Verfassung, der Ausbreitung ihres Handels durch die berühmten Messen und gesicherte Schifffahrt zu arbeiten. Im Nordosten Deutschlands war Frankfurt damals eine Zierde deutscher Handels- und Gewerbsthätigkeit. Da kamen über die Stadt drei große Kriege, gekämpft mit den Waffen der neuern Zeit, gegen welche ihre Mauern keinen Halt mehr boten: der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige Krieg und die Franzosenkriege. In allen drei Kriegen lag Frankfurt fortwährend in der Feuerlinie. In welchem Zustand eine Stadt aus solchen Drangsalen hervorgehen muß, erklärt sich von selbst.

Nach dem dreißigjährigen Krieg waren 500 Feuerstellen der Stadt verschwunden und 5000 Einwohner von Krieg und Elend dahin gerafft worden. Nach dem siebenjährigen Krieg klopste die Armuth an alle Thüren. Nach der Schlacht bei Jena bis zum Aufruf: „An mein Volk“ fraß die französische Herrsch- und Habgier bis in's Mark, so daß damals viele Bewohner die Stadt mit dem Rest von Hab' und Gut lieber in Stich ließen, als der Schande länger zusahen, die man in unseren Tagen mit „Helena-Medaillen“ verewigen mochte.

Seit dem Frieden von 1815 hat die Stadt wieder rastlos an ihrem Wohlstand gebaut und, trotz mancher ungünstigen Vorgänge, in der Handelswelt einen ehrenwerthen Rang behauptet. Die jährlichen drei Messen (zu Reminiscere, Margaretha und Martini) sind die stärksten der Monarchie, und wenn sich auch seit 1835 eine Abschwächung derselben fühlbar machte, so wird Frankfurt doch stets ein wichtiger Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen den deutschen und nordischen Staaten, ein besonders glücklich gelegener Austauschplatz der deutschen Fabrikwaaren gegen polnische und russische rohe Produkte und deshalb, so lange sich der Kulturzustand des Nordostens nicht bedeutend verändert, noch fort und fort ein bequemer und lebhafter Meßplatz bleiben. Die Eisenbahnen, die es mit Berlin, Breslau, Danzig und Königsberg verbinden, werden für die Zukunft der Stadt, im Verhältniß des riesigeren Verkehrs, so großartig wirken, wie dieß durch die Kanäle und Chaussees im langsameren Schritt der früheren Zeit geschehen ist.

- Frankfurt liegt bekanntlich am linken Ufer der Oder und besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten Gubener-, Rebuser- und Dammvorstadt. Letztere liegt auf dem rechten Oderufer und ist mit der Stadt durch die 844' lange und 31' breite hölzerne Brücke verbunden, welche wir auf unserem Stahlstich vor uns haben. Stadt und Vorstädte bedecken einen Flächenraum von fast 1058 Morgen. Die Stadt hat 5 Thore und ist regelmäßig gebaut: ihre vier geraden Hauptstraßen werden von 13 anderen durchschnitten. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehören, außer den schönen öffentlichen Plätzen (großer Markt, neuer Markt, Anger und Roßplatz) und den meist sehr alten und gut restaurirten Kirchen und weltlichen Gebäuden (Rathhaus, Herrenhaus, große Magazine in der Rebuser Vorstadt, Hebammeninstitut auf dem Damm u.), sowie den verschiedenen Unterrichts-, Erziehungs-, Vergnügungs-, Wohlthätigkeits-, Heil- und Besserungsanstalten, wie wir dergleichen in allen gleich großen deutschen Städten finden, auch mehrere wahrhaft denkwürdige Denkmäler. Im Park, zwischen dem neuen Markt und dem Anger, sehen wir die des Generals von Diringshofen, des Professors Darjes und des Dichters Ewald Christian von Kleist, der in der Schlacht bei dem nahen Runnersdorf 1759 den Heldentod gefunden hat, und auf dem rechten Oderufer erhebt sich das Denkmal eines Helden der Menschenliebe, jenes Herzogs Leopold von Braunschweig, der sein Leben in der Oder verlor, aus deren Wellen er

Verunglückte retten wollte. Endlich ist Frankfurt der Geburtsort des Großkanzlers von Cocceji, des Theologen Augusti und des Dichters Heinrich von Kleist. — Die Einwohnerzahl Frankfurts, die im Jahre 1825 nur 19,620 betrug, stieg bis 1840 auf 25,900, bis 1843 auf 28,700 und mag gegenwärtig ungefähr 35,000 sein.

Battshi-Serai und der Palast des Khans.

Auch Rußland hat sein Hesperien; es ist die Krimm, das Tartarenland, dem Potemkin mit neronischer Faust das fremde Joch aufgelegt. Es gehört freilich ein an die monotonen Ebenen seines Vaterlandes gewöhnter Sinn des Russen dazu, die Schönheiten der Krimm überschwenglich zu finden. Auch ist immer nur der südliche Theil der Halbinsel so gepriesen. Es steigen hier die Berge von Nord nach Süd allmählig auf und fallen dann gegen das Meer zu ziemlich steil ab, so daß die höchsten Erhebungen des Landes dicht an die Küste hingestellt sind. Diese Abdachung, welche Fronte gegen Mittag macht und von Nord her durch die Wälder geschützt ist, die den Rücken des Gebirgs bedecken, kommt vermöge ihrer Lage in eigenthümliche Verhältnisse. Unter dem Breitengrad von Genf weht hier sicilische Luft. Die Olive, der Lorbeer, die Orange, die Granate, die Cyprresse gedeihen, die Reben geben die delikatesten Weine, und saftiger Cactus sproßt an den der Mittagssonne zugekehrten Wänden der Felsen. Alle Pflanzen des italischen Himmels kommen hier fort. So günstige, klimatische Verhältnisse haben diese Landschaft von jeher zum Schauplatz thätiger Kultur gemacht und Ansiedler aus der Ferne hergelockt: — früher die Griechen, die Römer, die Genuesen; jetzt die Russen. Während die civilisirten Nationen, eine nach der andern, im bunten Durcheinander diesen schmalen Küstenstrich besetzt hielten, in Parks verwandelten, und in prächtigen Schlössern und Landhäusern dem raffinirten Genuße lebten, trieben von jeher oder treiben noch hinter den 4000 Fuß hohen Bergkämmen rohe, einfache Hirtenvölker ihr Wesen: erst die Kimmerier, dann die Gothen, hierauf die Alanen, zuletzt die Tartaren. Die Heerden dieser Nomaden weiden auf der einen Seite des nämlichen Gebirgs, auf dessen anderer der schwelgerische Luxus sein Wesen entfaltet. —

Den Mittelpunkt der gepriesenen Landschaft bildet die Bai und der Hafen des Städtchens Zalta. Rechts und links von demselben ist das Land mit Ruinen aus den Zeiten der Griechen, der Römer, der Byzantiner, der Genuesen, und mit Schlössern und Gartenanlagen der russischen Großen besät. Wo gefeierte Tempel der pantheistischen Gottheiten gestanden, stehen jetzt Klöster und Kapellen. So nimmt z. B. das uralte, berühmte Sanct Georgenkloster auf den Trümmern des alten Cherson die Stätte des Dianentempels ein, wo Iphigenia, die „holde, vielgeehrte“ Priesterin, der jungfräulichen Göttin diente. Am Kap Parthenon, einem bei der Bai Fioraventi weit in das Meer hinaus ragenden Vorgebirge, steht ein Kreuz auf dem nämlichen Felsen, unter welchem Orest und Pylades sich versteckt hielten, als sie von den Scythen entdeckt wurden. Die Höhle ist die Zelle eines Klausners, und in dem heiligen Haine der Diana steht ein Bild der Maria. So knüpfen sich Vergangenheit und Gegenwart, heidnische und christliche Myrthe, schwesterlich zusammen.

Vom Städtchen Zalta bis nach Alupka führt auf dem einige hundert Fuß hohen Meerstrande hin die treffliche Chaussee, welche der Graf Woronzoff, Gouverneur von Laurien, anlegen ließ. Wallnuß- und Maulbeerbäume beschatten sie. Gärten an Gärten reihen sich über einander auf den Terrassen der Gelände, an jeder Felswand klebt ein Weinberg, und zu beiden Seiten des Wegs prangen, durch geringe Entfernungen von einander geschieden, die Landsitze der russischen Großen. Man glaubt sich in der Nähe von Neapel, in den Umgebungen einer großen südlichen Hauptstadt, nicht in Rußlands Winkel. Unter unzähligen kleinern Schlössern ragen die Paläste der kaiserlichen Familie, der Narischkins, der Gallizins, die Villa Livadia des Grafen Potozki, und der Sitz des Grafen Woronzoff stolz hervor. Glieder der Czarenfamilie bringen jährlich ein paar Wochen in diesem russischen Paradiese zu. Dann wehen die Flaggen mit den Familienwappen der Anwesenden von allen Villen, und von Strecke zu Strecke aufgestellte Kanonen begrüßen mit ihrem Donner jedes vorübersegelnde Fahrzeug. Zwischen Zalta, einem schönen Städtchen, wo der Fremde in trefflich eingerichteten Hotels so gut leben kann, als in jeder europäischen Hauptstadt, und Odessa besteht eine sehr frequente Dampfschiffverbindung. In der schönen Jahreszeit fehlt es in Zalta nie an Touristenschwärmen vieler Nationen, und man trifft dort fast immer eine gewählte Gesellschaft an.

Die Streifereien jenseits des Gebirgskamms in das Innere der taurischen Halbinsel geschehen meist von Zalta aus und in größeren Gesellschaften. Der erste Ausflug gilt der alten Hauptstadt des einst mächtigen Tartarenreichs — Baktshi-Serai. Von Zalta sind es sieben Meilen. Der Weg geht durch ein angebautes, von einem ungestüm rauschenden Flüsschen bewässertes Felsthal, dessen senkrechte Wände mehre hundert Fuß emporragen. An diesen Felsen sieht man hie und da kolossale Arbeiten der Menschen aus längst vergangener Zeit, anscheinend Werke der Befestigung. Man

kommt durch mehre Tartarendörfer. Sie nehmen sich von fern sonderbar aus, und man denkt bei ihrem Anblick eher an einen Kaninchenbau, als an den von Menschen. Die Wohnungen stehen so an den Berggehängen, daß die Dächer der hintern Seite den Boden berühren. In der Fronte ruhen die einstöckigen Hütten auf Säulen, welche weitvorspringende Dachgesimse stützen. Um die Pfosten ranken Reben- und blühende Schlinggewächse und bilden schattige Lauben. Hier sitzen Männer und Weiber mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen, nach asiatischer Weise, auf den untergebreiteten Teppichen, und rauchen aus langen Pfeifen, umtaumelt von halb- oder ganz-nackten Kindern, die mit ihren rothgefärbten Haaren, Augenbraunen und Nägeln, mit ihren, an kleinen Haarzöpfchen hängenden Amulettmünzen und bunten Halsbändern, aus der Ferne Affen ähnlicher sehen, als Menschen. Dann und wann kommen koraitische Juden und armenische Handelsleute die Straße daher geritten, letztere in prächtigen, glänzenden Kostümen, auf wohlgefütterten Saumthieren, oder es begegnet eine Bande Zigeuner, mit ihrem buntscheckigen Gepäc von Kesseln, Proviant und Lumpen. Sie durchziehen ungehindert das Land und treiben als Musikanten, Gaukler und Gauner ihr Wesen. Um die Mannichfaltigkeit voll zu machen, überrascht mitten unter der tartarischen Bevölkerung ein deutsches Kolonistendorf, von Schwaben bewohnt, die vor langen Jahren sich hier angesiedelt haben. Sie brachten ihren Schulzen, Pfarrer und Schulmeister aus der Heimath mit, haben sich ganz wie im Vaterlande eingerichtet, Tracht und Sprache unverändert beibehalten, und leben mit ihren mohammedanischen Nachbarn in friedlichem, freundlichem Verhältniß. Wunderlich nehmen sich die schwäbischen Mädchen mit ihren kurzen, faltenreichen Luchröcken, ihren engen Hauben, den knappen Miedern, den rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Absätzen neben dem ernstern Mullah mit seinem schneeweißen Turban, dem Murza (Edelmann) mit seinem gestickten Rocke, oder unter den tartarischen Bauernmädchen mit dem weiten Gewande und den zierlichen Sandalen aus.

Jedes Tartarendorf hat seine Moschee, ein kleines, reinliches, niedliches Säulengebäude, das an die Tempelform der Alten erinnert. Das Volk ist sehr religiös und hängt mit um so innigerer Liebe an dem Glauben seiner Väter, seitdem ihr politisches Band vom russischen Schwerte zerhauen ist. Aberglaube, von der Priesterkaste genährt, ist die schwerste Last dieser gutmüthigen Menschen: denn in allen Begegnissen und Zufälligkeiten des Lebens sehen sie Gnomen- und Geisterkräfte wirksam, und der Kampf dagegen durch Amuletten und Gebet beschäftigt sie unablässig. Alle Tartaren lernen bei ihrem Mullah lesen, und die meisten auch schreiben; — der Koran ist in jeder Hütte; freilich ist er auch ihr einziges Buch. Sie sind einfach, freundlich, gastfrei, ehrlich; bebauen das Feld und weiden ihre Heerden, in welchen ihr Reichthum besteht, auf den Steppen und in den Bergen. Nur eine heftige Leidenschaft scheint dieß Volk mit patriarcha-

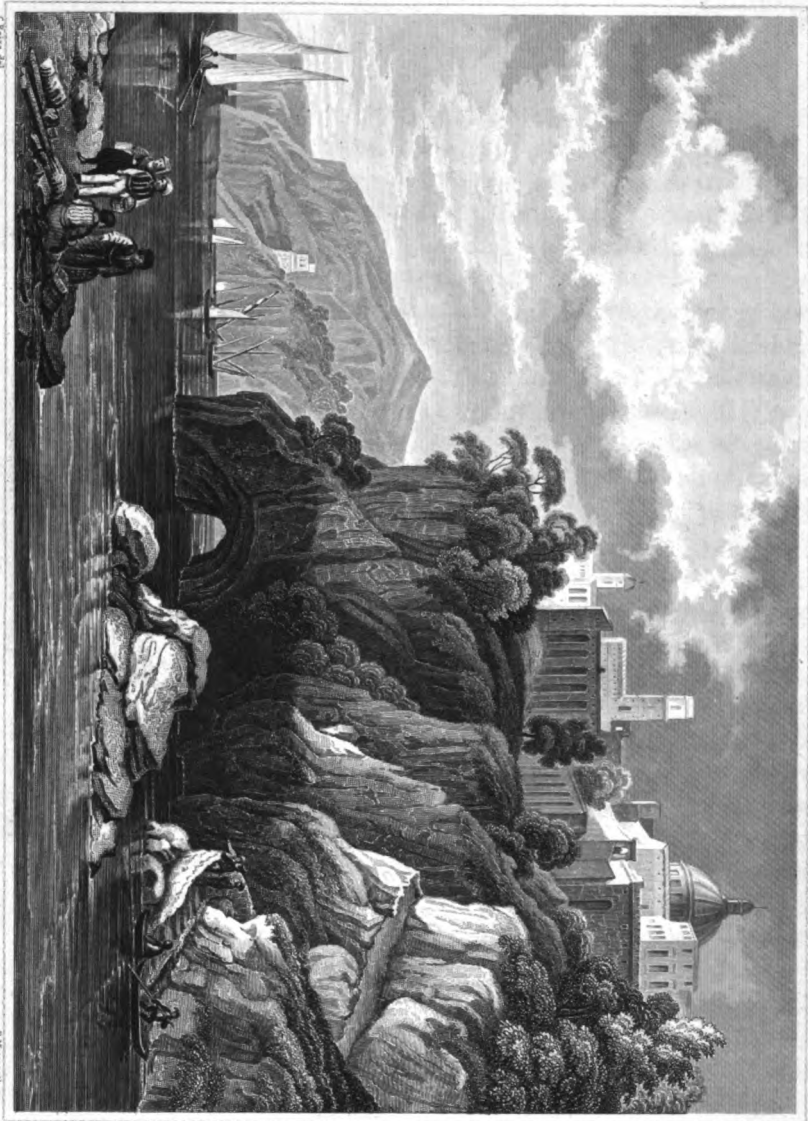
lischer Sitte zu beherrschen: unverdöhllicher Haß nämlich gegen seine Unterdrückter. Er erbt fort von Generation zu Generation, und wird genährt durch die traditionelle Hoffnung auf einen Messias, der im Volke zur rechten Stunde erstehen und wieder aufrichten werde das Reich Timurs, und erneuern soll den erloschenen Glanz der Nation. Der Tartarenhaß gegen die Russen, obschon uralte und in der Frühgeschichte beider Völker begründet, bekam durch die unmenschliche Behandlung Potemkins, unter Katharinen's Regierung, die höchste Schärfe. Dieser allmächtige Günstling der Kaiserin hauste in der Krimm mit Grausamkeit, und fügte zum Joch der Knechtschaft die Lust an der Qual. Schauergeschichten, von denen in den Annalen jener Zeit kaum einige Züge aufgezeichnet und erhalten sind, füllen in den tartarischen Hütten die Winterabende aus, machen jedes Gefühl sträuben und frischen den Haß, den die jetzige kluge und menschliche Regierung vergeblich auszulöschen strebt.

So wie man die Gebirgsrücken überstiegen hat, wird das Klima auffallend rauher, die Fruchtbarkeit und der Anbau nehmen ab. Von der Höhe erblickt man zum erstenmal der Krimm einförmige Steppen. Ueber die baumlosen, unabsehbaren Ebenen schweift das Auge, kaum in den kleinen, zerstreut liegenden Tartarendörfern einen Ruhepunkt findend. Diese Steppen liegen jenseits des Zieles unseres Ausflugs; denn die ehemalige Hauptstadt der Khane prangt in einem schönen Thale dicht am Fuße des Gebirgs, in das wir nun hinabsteigen.

Baktshi-Seraï hat eine wirklich beneidenswerthe Lage. In seiner Nähe erweitert sich das schöne Thal, der anfänglich kleine Strom ist durch die aus den vielen Nebenthälern zurinnenden Gewässer zu einem mächtigen Flusse angewachsen, dessen krysthelle Woge auf der einen Seite hohe Felswände bespült, während auf der andern die schönsten Wiesen gründe sich ausbreiten. Hier ruht die „Gartenstadt“ in einem weiten Kranze von Obsthainen und Wäldchen von Cypressen, über deren Wipfel die schlanken Minarets von 30 Moscheen ragen. Das Innere der Stadt ist ganz orientalisches, und sähe man nicht dann und wann eine russische Uniform, so würde nichts die gänzliche Veränderung in den politischen Verhältnissen des Landes andeuten, welche nun bald ein volles Jahrhundert gedauert hat. Gebäude, Sitten, Kleidung, Gewohnheiten sind durchaus dieselben geblieben. Die Bazars, die Kiosks und Begräbnißplätze, die schwarzen Pappeln, die terrassirten Gärten und Weinberge, die in der Luft zu hängen scheinen, die zahlreichen, schön geschmückten und mit kunstvoller Architektur verzierten Brunnen versehen nach Stambul oder nach Buchhara. Die Straßen sind nach der Sitte des Orients sehr eng, schlecht gepflastert, unregelmäßig und krumm; die sehr lange Hauptstraße windet sich wie eine ungeheure Schlange durch das Häuserchaos der Stadt. Wie im ganzen Orient, wird hier jedes Gewerbe und werden selbst die Beschäftigungen, welche nach abendländischer Sitte zu den häuslichen gehören, auf offener

Straße getrieben. Vom Schneider, Schuhmacher, bis zum Schreiber und Arzt hinauf, hat jeder seine Bude vor der Hausthüre aufgeschlagen. Daher die große Lebendigkeit auf den Straßen, obschon die Bevölkerung unter russischer Herrschaft um mehr als die Hälfte abgenommen hat. Die zum Verkauf hergeführten Früchte, Tabak, Flachs und Korn, werden ebenfalls in den Straßen zu Pyramiden aufgeschichtet, und sie verengen die Passage oft so, daß nicht fortzukommen ist.

Der Palast der Khane, welcher seit der Eroberung mit großer Sorgfalt ganz in dem alten Zustand erhalten wird, ist das merkwürdigste Gebäude nicht bloß in der Krimm, sondern im ganzen südlichen Rußland. Die äußere Umfangsmauer umschließt einen Raum von $\frac{1}{2}$ engl. Quadratmeile. Es ist der Anziehungspunkt für alle die Krimm besuchenden Touristen, und lobenswerth ist die Einrichtung, welche jedem anständigen Fremden den freien Zutritt zu allen Theilen der weitläufigen Anlage gewährt. Er besteht, wie das Serail in Konstantinopel, aus einer Menge abgesonderter Gebäude, welche durch Korridors, Säulen- und Laubengänge mit einander in Verbindung stehen, und von feenartigen Gartenanlagen mit Bädern, Springbrunnen, Kiosks etc. umgeben sind. Von außen ist die Ansicht des Palastes nirgends eine besonders gefällige; desto malerischer aber gleich im ersten Hofe, in welchen man durch das große Eingangsthor (das einzige, welches die Umfangsmauern haben) tritt. Zur Linken erhebt sich daselbst die Schloß-Metschke, einfach, aber Ehrfurcht erregend, mit dem Khanschen Todtengarten zur Seite; während rechts der eigentliche Hauptkörper des Palastes hinläuft mit den wohl erhaltenen Wohnungen des Khans, vor denen eine liebliche Gartenterrasse sich erhebt. Der verödete Harem liegt in einem besondern von hohen Mauern umschlossenen Garten, an dessen Ende sich ein runder hölzerner Thurm befindet, einst der Erholungsort der Lieblingsfrauen des Khans, von wo aus sie, hinter goldvergitterten Fenstern, der anmuthigen Aussicht auf die nahen Gebirge und in das Innere der Stadt genoßen. — Portiken, Moscheen und Fontainen sind geziert mit Inschriften in arabischer Sprache, meist Sprüche aus dem Koran, andere mit den Namen und überschwenglichen Titeln der Khane, die hier gelebt und geherrscht haben. Alles ist noch wie in den Tagen des großen Dwelet Ghirei, der 1519 den Palast erbaute: — nichts fehlt, als — die Menschen. Still ist Alles; still wie das Grab. Kein Fußtritt tönt durch die hohen vergoldeten Hallen, der des betretenen Schließers ausgenommen und der Neugierigen, welchen er die verlassenen Räume öffnet.



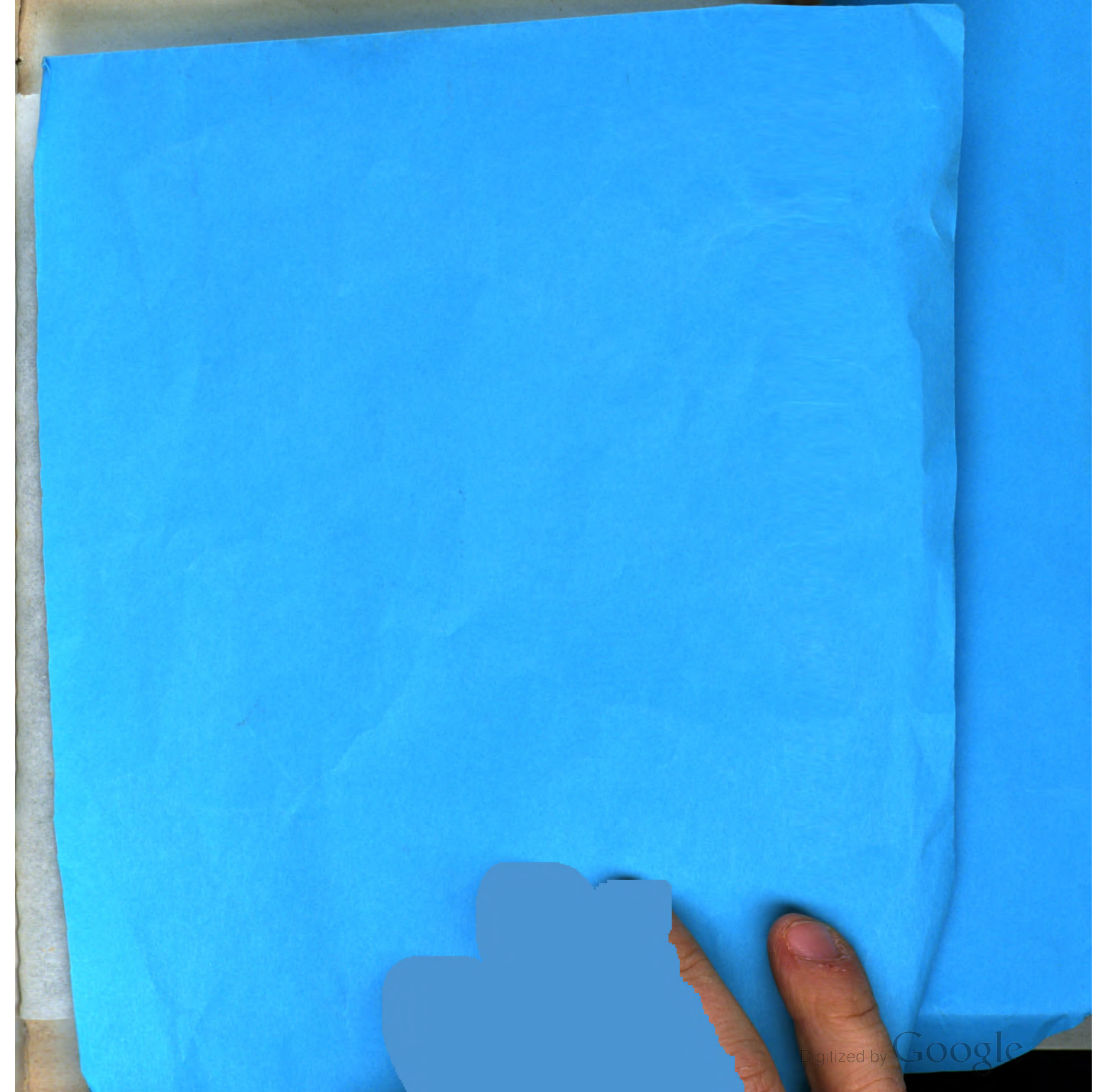
Chorus 241

B. Morrell sculp.

VICQ, BAY VON NEAPOL.

Das 4. Kunstwerk ist Bild. Auf 1. Bild.

Eigenthum des Verlegers





Vico in der Bay von Neapel.

Es gibt in ganz Italien keinen malerischeren und bezaubernderen Anblick, als die südlichen Gestade der Bay von Neapel. Von dem Fuße des Vesuvius an bis nach Sorrent hin ist die Küste ein ununterbrochener Wechsel von Fels und Schlucht, von Thälern und Bergen. Eichenwälder kränzen die Gipfel der letztern, und dem Meere näher grünen Olivenwäldchen, blühen und duften Drangenhaine, wallen Getreidefelder, prangen Weingelände, und Gärten mit reichbehangenen Fruchtbäumen laden zur Ruhe und zum Genuß ein. Stattliche Dörfer, zierliche Kapellen, umfangreiche Klöster und die geistnregenden Ruinen des Alterthums schauen von dem Gestade herab, Villen verstecken sich zwischen den Bäumen, und die festen Thürme des Mittelalters, die von Strecke zu Strecke die ganze Küste besetzen, rufen die Zeiten zurück, wo die räuberischen Sarazenen die Herren in diesen Gewässern spielten. Selbst die glühende Hitze des Sommers beeinträchtigt die Anmuth des Aufenthalts auf dieser Küste wenig, denn der während dieser Zeit wehende feuchte Westwind erhält den Thälern und Hügeln die Vegetation und bewahrt den Quellen ihre Frische.

Mitten in dieser schönen Landschaft liegt, wie eine Feste auf hohem Felsrand, das Städtchen Vico, der Sitz eines Bischofs, mit einer königlichen Villa und einer Kathedrale. In seiner Nähe findet eine Naturmerkwürdigkeit, die Grotte von Vico, ein vom Meere ausgehöhlter Fels, der ein Thor bildet, durch welches die Fluth mit furchtbarer Brandung aus- und einwohlt, viele Besucher.

Schloß Borgholm auf Deland.

An wenigen Festen hängt so viel Blut, als an den verfallenden Mauern der Burg, welche dem Leser unser Bild zeigt. Schloß Borgholm war Jahrhunderte lang der Zankapfel zwischen den Scandinaviern des Festlands und der Inseln, den Schweden und den Dänen.

Borgholm liegt auf der Westseite der an der Ostküste Südschwedens lang hingestreckten Insel Deland. Es ist ein wunderbares Stückchen Erde, dem die Laune der Großen allerlei Schicksal zugemuthet hat. Die Natur allein hat es gut mit ihm gemeint; sie hat ihm in seinem mittleren Theile, dem sogenannten Midlandsdal, anbauwürdigen Boden gegeben, die schmale lange Nordspitze der Insel mit prächtigen Waldungen bedeckt, zwischen welchen reiche Steinbrüche der fleißigen Menschenhand Gewinn bringen, während der langgedehnte Süden durch Ackerbau und Viehzucht seinen Mann nährt. Die Westküste ist flach, die Ostküste wird von einem sandigen Bergzuge begrenzt, Landborg genannt. Der Südtheil ist so holzarm, daß man Kuhmist zur Feuerung braucht, ein Anzeichen, daß die Bewohner der Insel, deren Zahl jetzt auf 28,000 angegeben wird, zum großen Theil der Unbehülfslichkeit der vielgepriesenen „guten alten Zeit“ noch schwere Opfer bringen müssen.

Das Leben der Deländer, muthiger und kräftiger Schweden, ist mäßig und verb. Landbau, Viehzucht, Fischerei, Steinbrechen und Kalkbrennen nährt sie, ohne ihnen die verzärtelnde Schmeichelei des Luxus nur von Weitem zu zeigen. Sogar ihre einfache Kleidung besteht aus „hausgemachtem“ Zeug. Bringt auch der Ackerbau bei dem mangelhaften Betriebe desselben oft kaum das vierte Korn und straft den Schlendrian nicht selten mit Missernten, so schadet das dem im Allgemeinen herrschenden Wohlstande doch nur wenig; man führt eben Getreide ein, während Butter, Vieh, Pferde, Wolle, Kalk, Alaun und Fische einträgliche Ausfuhrartikel der Insel sind. Die Pferde sind kleine, aber muntere und kräftige Thiere und im ganzen Norden bekannt unter dem Namen der Delandsklepper.

Schon ist's von der Insel, daß sie auch ihren Bloßberg hat; sie bedurfte desselben, denn bis zum Jahre 1802 — bis dahin war ganz Deland ein königlicher Thiergarten! — ist von dem gehetzten und geplagten Volke gar mancher zum Teufel gewünscht worden. Delands Brocken



SCHLOSS BORGHOLM
(Auf Borgholm in der Ostsee)

Ansicht von der Feste, nach der Natur.

Verlag von L. Neumann.

stellt ein Felsen bei Åkerbo vor. Er ist von schwarzem Moose überzogen und mit einem lebensgefährlichem Kranz von Klippen umgeben. Der Schiffer von der See, wie der Wanderer vom Lande her nahen sich der schauerlichen Stelle nie ohne Grausen. Die Volksversammlungen der Dämonen, die zum nicht geringen Theil von den Wünschen des Volkshasses hierher verbannt worden sind, finden alljährlich am grünen Donnerstage Statt. Da wimmelt Fels und Schlucht von Heren und Zauberern, und „die wilde Jagd“, von vielen gekrönten Waidmännern geführt, soll dem Unfug des „Wüthenden Heers“ der Deutschen wenig nachgeben.

Das einst sehr feste Schloß Borgholm ist ein uraltes Bauwerk. Vom Besitz dieser Feste hing Jahrhunderte lang der der ganzen Insel ab. Bei der Lage Delands zwischen Kopenhagen und Stockholm mußte es in allen Kriegszügen bald wichtiger Stützpunkt, bald Kampfplatz sein, und sowohl während der blutigen Herrschaft der Dänen, wie während des schwedischen Regiments war Schloß Borgholm häufig der Ort, wohin die Könige sich durch noble und auch ignoble Passionen gezogen fühlten. Die Wichtigkeit der Feste sank mit ihren Mauern. Jetzt ist der altersgrauen Ruine nur die Ehre geblieben, zur Zierde der jüngsten Stadt Schwedens und der einzigen Delands zu dienen. Die Stadt Borgholm besteht erst seit dem Jahre 1816. Sie hat einen königlichen Hof, schöne Kirche und das Postbureau für die ganze Insel. Der Handel von hier ist ziemlich lebhaft, und der jährliche große Markt ist ein vielbesuchtes Volksfest.

Da suchen die Alten die alten Gefährten,
Da freut sich der Wandel des Handels,
Da drücken die Hände sich froh, die bewährten,
Da freut sich der Handel des Wandels!
Die alten Herzen durchzittert das Bangen
Vor den Tagen, den sinkenden, schwachen,
Und die jungen Herzen durchbebt das Verlangen,
Ja, die jungen Herzen, die lachen!

Die Tafeln des „großen Geistes“ am Mississippi.

Mit Zauberkraft wirkt die große Natur auf das Gemüth der Menschen. Denke dir diese Wassereinsamkeit im fernen Westlande bei mittägigem Sonnenglanz voll tiefer heiliger Stille; denke sie dir wiederum bei Nacht, wenn die Blitze zucken, der Donner in den Bergen grollt, der Sturm an den Felswänden hinfährt und heulend die Wogen peitscht: und wenn dir dann die Myrthe geheimnißvoll in das Ohr raunt, daß dort oben hoch über der Fluth auf den Riesenaltären der Schöpfer seinen Thron aufgeschlagen und der Odem des Weltgeistes niederweht, werden dich dann die Schauer der Andacht nicht durchbeben, und wirst du nicht inne werden, daß der Gottesglaube ein allgemeines Gut ist, nur in seinen Formen verschieden, wie die Gewänder, in welche der Allmächtige seine Geschöpfe kleidet? In jeder unverdorbenen Menschenbrust ist ein Fühlen, Hoffen und Ahnen des Unendlichen; nenne ihn wie du willst, oder heiße ihn unennbar: dein Gebet wird ihn doch finden, wenn du ihn auch im kindlichen Wahn in kindliche Begriffe hüllst. —

Daß der Gang der Kulturgeschichte, der Staatenentwicklung und der Völkerschicksale nach der Absicht Gottes mit der Natur in innigster Wechselbeziehung steht, daß er mit der physischen Erscheinung und den plastischen Formen der Erdrinde im wesentlichen Zusammenhang sich befindet, ist eine jener Wahrheiten, welche mit jedem Fortschritt der vergleichenden Länder- und Völkerkunde bestimmter hervortreten, und bei den Eingeweihten längst zur Ueberzeugung geworden sind. Die physische Erdbeschreibung liefert vielleicht die sichersten Kommentare zu der Geschichte der Menschheit. Aber sie erklärt uns nicht bloß, mit Hindeutung auf gewisse klimatische und mitunter physiologische Eigenthümlichkeiten der Länder und ihrer Bewohner, wie Vieles im Laufe der Jahrtausende, wo Staaten aufblühten und untergingen, als eine Naturnothwendigkeit so und nicht anders kommen mußte, sondern sie erhellt auch manche dunkle Seite der Gegenwart, und lüftet an mehr als an einer Stelle den Schleier des Kommenden und werdenden. Der Sehkraft der Forscher verleiht sie optische Waffen, die ihnen einige Blicke in die Ferne vergönnen, welche über das kurze Erdenwallen einer Generation hinüberreichen. Das Tröstlichste, was sie dem Auge zeigt, ist, daß unsere Erde nicht bloß Raum und Mittel für den allgemeinen Fortschritt auf sehr lange



GRAND - SPRING - TRAILERS

1877-1878

By the same author as the "Grand - Spring - Trailers"

Also a Manuscript of the First Part in the MS.

Zeiten hinaus besitz, sondern daß nach den göttlichen Naturgesetzen die Kultur zum Weiterschreiten gezwungen ist. Alle Perioden des Stillstandes oder Rückganges sind nur scheinbar. Den Blütenstaub, den eine lokale Sterilität nicht zum Keimen bringen will, führen Luftströmungen empfänglicherem Boden zu, und oft ist die scheinbare Unfruchtbarkeit mancher Nationen nur Winterschlaf, welchem Thauwetter und neues Grün folgen. Die Civilisation aber im Allgemeinen muß, wie es scheint um zu leben, irgendwo sich ausdehnen. Nicht bloß der innere Drang, sondern auch die äußeren Naturverhältnisse und der Erhaltungstrieb nöthigen sie dazu, sie kann nicht auf ihrer Wanderung stille stehen. Das Vorhandensein eines Wandergesetzes, nach welchem Kultur und Bildung sich über die ganze Erde verbreiten müssen, ist eine eben so anerkannte Wahrheit als der Gang der Gestirne. Denker fast aller gebildeten Völker und Zeiten haben in verschiedenen Zungen das Axiom wiederholt: daß wie im Leben der Natur, so im Leben der Staaten, der Fluch auf den Stillstand gelegt sei.

Eine Wissenschaft, welche zugleich als eine Leuchte dunkler Vergangenheit, als Wegweiser in manchem Labyrinth der Zeitgeschichte und als Sybille der Zukunft dienen kann, verdient das allgemeine Interesse. Nicht die Geschichte, sondern die physischen Verhältnisse China's erklären uns z. B. das seltsame Faktum, warum das ungeheuer „Reich der Mitte“ in seiner alten Kulturentwicklung einen so langsam schleichenden Gang verfolgte, der fast dem Stillstand gleicht. Bei seiner Umgrenzung durch hohe Gebirgsketten, Wüsteneien und gefährliche Meere, wie bei der einseitigen Richtung seiner Ströme, fehlten ihm die Verkehrsmittel und der Ideenaustausch mit andern Völkern, und das Abschließungsprincip des chinesischen Despotismus ward dadurch höchlich begünstigt. Nur von reichgegliederten Küstenländern können ihm neue Kulturideen, die nothwendigen Pflanzfreier zukommen, aus denen der alte Stamm vielleicht einmal wieder junges Laub und neue Blüten treiben wird.

Die herrschenden Naturverhältnisse erklären uns eben so einfach, warum jenes Morgenroth der Kultur, welches von Westasien und Aegypten ausgegangen und im südöstlichen Europa zum ersten Sonnenschein geworden, nicht in Zonen des kalten Nordens oder des heißen Südens, „da, wo die Natur erstarrt oder wo sie zerfließt“, entstehen konnte, weder in Ländern, wo der Fiskus seine nahrhaften Früchte von selber bietet, und das Klima dem Menschen nackt zu gehen und ein Faulenz erleben gestattet, noch in Gegenden, wo die Rauheit der Atmosphäre den Menschen zum ewigen Ringen und Mühen für die tägliche Existenz zwingt, und weder der freie Gedanke, noch die Erkenntniß des Schönen so leicht von selbst aufkommen konnten wie in milderen Zonen des Erdgürtels. Warum unter dem heiteren Himmel von Hellas zuerst das Reich der Wissenschaften und der Künste in so edler Form blühen konnte, das erläutert uns ein

Blick in die physischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des Landes, ebenso wie der seltsame Umstand, daß ein vom Orient ausgegangenes glänzendes und heiteres Licht, nach dem minder beglückten nördlichen Himmel versetzt, so lange Zeit nur den trüben Dämmerchein des halbbarbarischen Mittelalters und seiner folgenden Jahrhunderte zurückwerfen konnte. Aber erklärt wird uns auch durch Einsicht in denselben Naturcharakter, warum die Bildung im Norden, zwar langsamer wachsend und minder schöne Blüthen treibend, doch zu einer mächtigeren und dauerhafteren Pflanze als im Süden werden konnte, dort, wo auch die nordische Eiche älter wird und mehr Material zum Bauen und Brennen liefert als die schöneren Myrten und Lorbeerbäume. Unter Völkern, welche durch Boden und Klima zur rastlosen Arbeit gezwungen waren, mußte die Natur eine mehr praktische als anmuthige Form gewinnen. Kriegergruppen und Kriegervereine vermochte die germanische Kultur, selbst in Ländern, wo sie sich am freiesten entwickeln konnte, wie in England, nicht hervorzubringen, wohl aber Dampf- und Spinnmaschinen, Banken und Associationen, deren Wunder heute die Welt regieren und zwei Staatengebäude von einer Ausdehnung, Macht, Freiheit und Reichthum erschufen, wie sie von den blühendsten Staaten der anmuthigen Südvölker nie erreicht worden sind, und von denen das eine zugleich in seinen geographischen Verhältnissen die Gewähr einer Dauer hat, welche nicht bloß über Hellas kurze Blüthenzeit, sondern selbst die Dauer eines Römerreiches weit hinaus gehen dürfte.

Daß die Gottheit den Völkern des Erdballs ihre verschiedenen historischen Rollen nach der Configuration, der Struktur und dem Klima ihrer Wohnplätze angewiesen hat, erscheint uns eben so gewiß, als daß die Vorsehung den langsam-stätigen Fortschritt und die allmähliche Entwicklung gesellschaftlicher Stufen will, und nur das „übereilte Streben“ dem Verderben preisgibt. Länder, welche mit reich entwickelten Meeresküsten oder vielfach gegliederten Binnenseen und schiffbaren Straßen, dazu noch mit Kohlen und Eisen gesegnet sind, richten auf Handel, Industrie und Beherrschung der Meere ihren natürlichen Instinkt, ihre besten geistigen Kräfte. Völker dagegen, welchen die Natur diese Mittel versagt hat, müssen in der Konkurrenz zurückbleiben oder unterliegen. Jene sind die Vertreter der großen friedlichen Zeitinteressen, während in Binnenländern mit unermesslichen Steppen der rohe, vorherrschend kriegerische und zerstörungslustige Volkscharakter eben so natürlich ist. Aehnliche Rollen, wie heute England und Nordamerika, spielten vor Zeiten die Küstenstaaten des Mittelmeeres: Tyrus, Karthago, Venedig, Genua. Auf das Element, das ihre Städte bespülte, basirten sie ihre Macht, ihre meisten Großthaten verrichteten ihre Schiffe; Handel und Kultur gingen mit ihren Eroberungen naturgemäß Hand in Hand; die Haupttriebfeder ihrer Politik war kommerzieller Egoismus. Einem entgegengesetzten Naturcharakter des Landes getreu, verbreiteten die Step-

penvölker Sibiriens, der Mongolei und Tatarei auf ihren Zügen, nach dem Vorbilde der Heuschreckenschwärme ihrer Wildnisse, von jeher nur Verheerung und Zerstörung, und ihre gefeiertsten Herrscher, von Attila bis auf Timur, hinterließen der Nachwelt nichts als Schandpyramiden und Barbarei.

Zu den vielen räthselhaften Ereignissen der Neuzeit in Ländern, welche noch jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, bietet die physische Erdkunde den richtigen Schlüssel. Der berühmte deutsche Geolog Abich hat uns vor Kurzem den wunderbaren Gebirgshau Daghestans und Lesghistans geschildert, und aus den plastischen Formen jener Trachyt- und Sandsteinfelsen, welche als ein ausgedehntes System von Naturschanzen und Bollwerken jene Länder umgeben, den zähen und erfolgreichen Widerstand erklärt, welchen die nicht zahlreichen Völker des östlichen Kaukasus den zahllosen Kriegshaufen Tamerlans und Nadir-Schahs, wie den jetzigen Armeen Rußlands entgensetzte. Man könnte denselben natürlichen Schlüssel auf die Geschichte und Zustände fast aller europäischen Staaten anwenden, und z. B. beweisen, wie in Deutschland und Italien, bei einer verschiedenartigen Gliederung und mannichfaltigeren plastischen Struktur des Bodens, der die Absonderung und Isolirung der Stämme und Staaten begünstigte, die Versuche, eine staatliche Einheit durchzuführen, auf weit größere natürliche Hindernisse stießen mußten, als z. B. in Frankreich oder in Rußland. Es darf in letzterem Lande bei einer so großen Monotonie der physischen Erscheinungen nicht Wunder nehmen, wenn daselbst eben so monotone Einrichtungen zur Geltung kamen, wenn dort ein Alles nivellirender Despotismus, eine konservative Gleichförmigkeit in Verwaltung, Sitte und Sprache erfolgreicher durchzuführen sind als in Westeuropa.

Mögen diese kurzen Andeutungen genügen, um die Betrachtung über den Einfluß der Bodengestaltung Nordamerika's auf seinen Kulturgang einzuleiten.

Der nordamerikanische Kontinent bettet sich zwischen den Ketten der Alleghanies oder Appalachischen Gebirge im Osten und der Rocky Mountains oder Felsengebirge im Westen, deren vorherrschende Richtung, der Konfiguration der beiden Oceanküsten entsprechend, dort im Allgemeinen eine nordöstliche, hier eine nordwestliche ist. Er stellt ein Thalbecken dar, welches sich von der Tropenzone bis zum Eismeer erstreckt.

Die Rocky Mountains, als die westlichen Grenzmarken des großen Thalbeckens, bestehen aus mehreren parallel streichenden und durch Querjoche verbundenen Ketten von sehr verschiedenartiger Kammhöhe. In den Felsengebirgen variiert dieselbe zwischen 10,000 und 14,000, in den Alleghanies zeigt sich durchschnittlich nur ein Viertel dieser Höhe und nur einzelne Gipfel steigen bis zu 6000 Fuß empor. Die mit den Felsengebirgen parallel streichenden kalifornischen Seealpen erreichen eine

Kammhöhe von 15,000 bis 16,000 engl. Fuß. Die durch Alluvionen der von beiden Gebirgssystemen herabströmenden Gewässer gebildeten Küstenstriche des nordamerikanischen Kontinents sind auf der Ostseite fast durchgehends, auf der Westseite theilweise flach oder von sehr geringer Erhebung und zeigen uns an den Mündungen des Hudson und des Sacramento die beiden schönsten und größten Häfen der Welt: New-York und St. Francisco. Unendlich wichtiger als die vergleichsweise schmalen Küsten an beiden Oceanen ist das Binnenland zwischen jenen beiden Gebirgen, dessen tiefste Thalsenkung der Mississippi, der „große Vater der Ströme“, einnimmt. Vor allen Binnenländern der Welt zeichnet sich diese Thalsenkung Nordamerika's durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner herrlichen Wasserstraßen aus, die in den verschiedensten Richtungen ziehen. Dieser Segen allein gibt schon dem Lande, abgesehen von seinen übrigen unerschöpflichen Hülfquellen, die Mittel einer schnelleren und großartigeren Kulturentwicklung, als sie in andern ausgedehnten Kontinenten, denen der Schöpfer diese Wohlthat viel sparsamer zugemessen hat, möglich ist. Die Hudsonsbai und der mexikanische Golf schneiden als zwei ausgedehnte Mittelmeere in Nord-Osten und Süden tief in das Land hinein, nehmen eine große Zahl von Flüssen auf, geben dem Binnenlande ausgedehnte Seeküsten und vermitteln den Verkehr des Innern mit dem Ocean. Eine fortlaufende Reihe von Süßwasserseen durchschneidet das große Becken von Nord-West nach Süd-Ost in einer Länge von beinahe 5000 englischen Meilen. Diese Seen zeigen in ihrer langen Reihenfolge vom großen Bärensee, an dessen eisbedeckten Ufern die Eskimos streifen, bis zu den Becken des Ontariosees, der den Niagara aufnimmt, ein bestimmtes Verbindungssystem, während die zahllosen kleineren Seen zwischen Minnesota und der Hudsonsbai regellos zerstreut sind. Vom Obern See bis zum Eriesee erreichen diese Süßwasserbecken eine so ungeheure Ausdehnung, daß man sie Binnenmeere, mit demselben Recht wie den Caspisee, nennen kann. Ihre Süßwassermassen kommen, nach angestellter Berechnung der Masse des gesammten übrigen Süßwassers, allen Seen und Flüssen der Erde gleich. Ihr Flächeninhalt beträgt 43,040,000 Quadrat-Aeres. Ihre mittlere Tiefe ist 6—700 Fuß. Ein charakteristisches Merkmal dieser Landseen, das für die Nationalökonomie Nordamerika's von hoher Wichtigkeit ist, ist die Verbindung der meisten Seen durch natürliche Wasserstraßen. Da, wo die Kommunikation noch auf Hindernisse stößt, sind bei den geringen Niveau-Differenzen des dazwischenliegenden Landes künstliche Kanäle ohne großen Aufwand von Zeit und Kosten herzustellen. Eine zweite Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen Kontinents und in seinem nationalökonomischen Einfluß noch bedeutender als jene beiden Mittelmeere und die lange Reihe von Süßwasserbecken, ist die Zahl, die Mannichfaltigkeit, die glückliche Vertheilung und die geringe Meereshöhe der wasserscheiden-

den Landhöhen, jener „hydrographischen Aren“, wie sie die nordamerikanischen Geographen, oder Schwellen, wie sie Humboldt nennt. Diese Erhebungsaren sind die Wiegen einer unendlichen Zahl wasserreicher Ströme, deren Bett in der Regel schon in geringer Entfernung von den Quellen so breit und tief wird und so geringes Gefäll hat, daß Dampfboote aller Größen sie befahren. Die Wasserscheide, von welcher die Quellen des Mississippi, des nördlichen Red-River und des St. Lorenzstromes nach drei verschiedenen Himmelsgegenden strömen, ist nur 1500 englische Fuß über dem Niveau des Oceans, und doch sendet sie zu langem Lauf die größten Ströme aus, von welchen der Mississippi, von seiner Entstehung bis zu seiner Mündung mit Inbegriff seiner Krümmungen, eine Reise von mehr als 3000 englischen Meilen zurücklegt, und von den Fällen bei St. Anthony bis zum merikanischen Golf zwar viele Untiefen und gefährliche Stellen, aber doch kein die Schifffahrt so erschwerendes oder unterbrechendes Hinderniß hat, wie die Katarakten des Nils oder die sogenannten eisernen Thore der Donau.

Die Umrisse jener „hydrographischen Aren“ haben zudem das Eigenthümliche und für die Rationalökonomie Amerika's Wichtige, daß sie nicht steile mauerartige Gebirgskämme, sondern Plateaux und Tafelländer bilden, welche mit vielen Teichen und kleinen Seen bedeckt sind, wodurch die Errichtung mannichfaltiger Verbindungswege durch Kanäle zwischen den verschiedenen Flußsystemen auf sehr geringe Schwierigkeiten stößt. Die langsame Strömung der Flüsse bei so wenig gehobenen Wasserscheiden, und die Tiefe des Bettes der meisten kommen der Schifffahrt in diesem Lande unendlich zu statten. Neben den unermesslichen Vortheilen innerer und äußerer Verkehrsmittel durch Ozeanküsten, tiefe Meerbusen, große Binnenseen, mannichfaltig gegliederte Flußsysteme und Quellgebiete von verhältnißmäßig geringer Erhebung, wiegen die Hüfsquellen, welche die geognostischen Verhältnisse darbieten, beinahe eben so schwer. Die ganze geognostische Struktur des großen amerikanischen Thalbeckens trägt den vorherrschenden Charakter der Gleichförmigkeit und Einfachheit. Ungeheure Wasserfluthen haben, nach der Darlegung der kenntnißreichsten Geologen Nordamerika's, diesen Kontinent einst von Norden nach Süden durchzogen, Höhen aus dem innern Thal weggeschwemmt, Tiefen ausgefüllt und die Schichten der verschiedenen geologischen Perioden abgesetzt, ohne in dieser Bildung durch die Durchbrüche plutonischer Massen so oft gestört und unterbrochen worden zu sein, wie der neptunische Bau der Erdrinde in der alten Welt.

Die ungeschichteten Formationen nehmen in der großen Thalsenkung dieses Kontinents kaum den achtzigsten Theil der Bodenfläche ein. In allen übrigen Theilen ist die festeste Erdrinde aus Niederschlägen des Wassers gebildet, welche von den alten Formationen des cambrischen und silurischen Systems bis zu den jüngsten Alluvialgebilden des sogenann-

ten Bottonlandes eine meist regelmäßige und ungestörte Reihenfolge zeigen. Horizontale oder wenig geneigte Schichten von so unermeßlicher Ausdehnung wie in Nordamerika, hat die Geologie noch in keinem andern Theile der Erde nachgewiesen. Diese regelmäßige Struktur des großen Beckens ist aber für die Nationalökonomie des neuen Kontinents von unendlicher Wichtigkeit. Sie erklärt nicht nur die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher hier Eisenbahnen in's Leben gerufen werden, sondern auch die Großartigkeit der Projekte hinsichtlich der künftigen Ausdehnung dieser Verbindungswege. Wer die geognostischen und hypsometrischen Verhältnisse nicht beachtet, dem wird der gigantische Plan einer Eisenbahn, welche ganz Amerika in der Breite durchschneiden, über die Rocky Mountains und die Seealpen nach Californien und Oregon führen und beide Océane verbinden soll, chimärisch erscheinen, während derselbe in der That auf geringere Schwierigkeiten stößt, als das Eisenbahnnetz in Süddeutschland. Die Niveauverhältnisse sind dergleichen riesenhaften Kommunikationsprojekten überaus günstig. Ebenso wie die Niveauverhältnisse in dem geognostischen Bau Nordamerika's den national-ökonomischen Fortschritt mächtig unterstützen, kommt auch die petrographische und orographische Beschaffenheit desselben dem raschen Wachsthum der ungeheuern Republik zu Hülfe. Die älteren Flöze bieten Steinkohlenlager und gute Bausteine, während unendlicher Metallreichthum die Durchbrüche des Trappgesteins begleitet und die Bildungen des Alluviums, welche zum Theil noch unter unsern Augen fortdauern, dem Boden jene erstaunliche Fruchtbarkeit verleihen, jene auf Jahrhunderte nachhaltende Ueppigkeit, die wir im fetten Bottonland des Mississippihales bewundern. Nicht übertrieben nennt ein berühmter Franzose dieses herrliche Thal von 3000 engl. Meilen Länge, dessen üppiger Boden mit allen Produkten des Nordens auch die Baumwolle und das Zuckerrohr hervorbringt: „La plus magnifique demeure que Dieu ait jamais préparée pour l'habitation de l'homme“.

Nach Deake's Angabe enthält das innere Thal von Nordamerika, ungerchnet das schöne Littorale der Neuenglandsstaaten, Oregon und Californien, eine Bodenfläche von etwa 6 Millionen engl. Quadratmeilen. Das zum Anbau vorzüglich geeignete Land mißt 3 Millionen engl. Quadratmeilen und besteht größtentheils aus den Anschwemmungen der Flüsse, eben jenem fruchtbaren Bottonland. Davon ist jetzt erst ein Drittheil von den Weißen dünn bevölkert; die übrigen zwei Drittheile sind noch unbewohnt oder dienen umherschweifenden Indianerhorden als Jagdreviere. Es ergibt sich, daß dasselbe 25 Mal größer ist als Großbritannien, 14 Mal größer als Frankreich, 11 Mal größer als der Kaiserstaat Oesterreich, und wenn wir für die jetzige Gesamtbevölkerung des Staates Massachusetts, deren Dichtigkeit noch lange nicht den dünnbevölkerten Staaten des mittlern Deutschlands gleichkommt, als Maßstab annehmen, so haben auf die-

sein Land 360 Millionen Menschen Raum, sich gut zu nähren und zu bewegen, ohne die schmalen Küstenländer beider Oceane und die weidreichen Thäler und Plateaux zwischen den Ketten in den Rocky Mountains und den kalifornischen Seealpen mit in Anschlag zu bringen.

Es lassen sich aus diesen staunenswerthen Naturverhältnissen, die hier in ihren wesentlichen Umrissen dargestellt sind, folgende Hauptschlüsse auf die Staatenentwicklung und den künftigen Gang der Geschichte Nordamerika's mit einer, wenn nicht mathematischen Gewißheit, doch mit einer Wahrscheinlichkeit ziehen, welche nichts mit den vagen Hypothesen und Spekulationen von Natur- und Geschichtsphilosophen gemein hat, sondern auf materielle Thatfachen und physische Gesetze sich stützt, vor denen auch gewisse Thatfachen des Augenblicks und vorübergehende Zustände, die unserm Urtheil zu widersprechen scheinen, jede Wichtigkeit verlieren.

1) In Nordamerika sind alle natürlichen Bedingungen zu einem Staatengebäude von einer Größe, Macht und Blüthe vorhanden wie die Geschichte der alten Welt nichts Gleiches bietet. Weder in den Reichen des Ctesostris und des Alexander, noch im Reich der Römer, noch in irgend einem Staat der Gegenwart hat Nordamerika seines Gleiches. Die Hand des Schöpfers hat über dieses gebenedeite Land nicht allein durch Fruchtbarkeit und Ausdehnung des Bodens, durch glückliche Vertheilung der natürlichen Verkehrsmittel, sondern auch durch die reiche Gliederung jener Flußrinnale, welche Humboldt „das belebende, menschenverbindende, zukunftschwangere Element“ nennt, und durch die freigebigste Verleihung der zwei nützlichsten Mineralien, der Kohle und des Eisens, reicheren Segen ausgestreut als über irgend einen andern Theil des Erdrundes.

2) Nordamerika ist von der Natur zu einem dauernden politischen Zusammenhang bestimmt. Die äußere Konfiguration wie die Struktur des innern Landes deuten die Erfolglosigkeit jedes ernstlichen Versuchs zur bleibenden Trennung an. Der Süden mag sich, wenn die einseitige Sorge für seine Partikular-Interessen seine Anhänglichkeit an das Ganze überwiegt, periodisch vom Norden, der Westen vom Osten ablösen, ja als getrennter Staat seine eigenen Interessen verfolgen und im gegenseitigen Wettstreit groß und stark werden; aber bei dem Mangel natürlicher innerer Grenzen und Absonderungsmittel in einem Lande, welches zum Wechselverkehr von der Natur gezwungen ist, kann eine solche Trennung nie von langer Dauer sein. Aus der Konkurrenz und der Rivalität unabhängiger Staaten müssen Kollisionen entstehen, und der stärkere Staat wird allemal den schwächeren zwingen, als Trabant in seiner Planetenbahn zu wandeln. Die ganze physische Gestaltung des großen inneren Thalbeckens bei einer so merkwürdigen Einförmigkeit deutet auch entschieden die naturnothwendige künftige Einheit nicht nur in

der Politik, sondern auch in Sprache und Sitte an. Daher die rasche Umwandlung und Verschmelzung oder das Verschwinden fremder Nationalitäten. Durch die Resultate irre geführt, haben manche Schriftsteller die anglo-amerikanische Assimilationskraft überschätzt. Wenn dieser in Amerika der unvermeidliche Sieg und den übrigen Nationalitäten der unvermeidliche Untergang bestimmt ist, so erklärt die Natur des Bodens hinreichend. Es war der Wille des Welterschöpfers, als er die plastischen Umrisse des neuen Kontinents im Gegensatz zur Struktur der östlichen Erdhälfte formte, daß nur einer Rasse, der kräftigsten unter den übrigen, der Sieg verhießen, und nur einer Nationalität die Berechtigung zur dauernden Existenz vergönnt werde.

3) Durch seine Natur ist Nordamerika überwiegend zu einem demokratischen Handelsstaat bestimmt, und wird als solcher ausdehnungslustig und ländergierig sein. Sowohl die Lage zwischen zwei Weltmeeren als die Menge der innern Wasserstraßen weisen den Amerikaner auf Schifffahrt und den Verkehr mit fremden Völkern vorzugsweise hin. Wie groß auch die Fortschritte der Agrikultur und Industrie in diesem Lande waren, so sind doch Handel und Schifffahrt noch weit riesenhafter vorwärts gegangen. Der ächte Yankee wird immer lieber Kaufmann oder Seefahrer als Farmer sein, und die mühsamere und weniger gewinnbringende Bodenkultur lieber dem europäischen Einwanderer überlassen. Der Handel aber flacht die Gewinnsucht und begünstigt die Unruhe und den Unternehmungsgeist. Handelsleute und Schiffseigner, Kapitäne und Maschinisten, selbst die meisten Matrosen sind verheirathet. Ihre Söhne ergreifen in der Regel die Profession der Väter. Jeder strebt mit allen Kräften darnach, Schiffseigenthümer und dabei so schnell als möglich reich zu werden. Bei der ungeheuren Konkurrenz wird es dieser Handelsnation zum Bedürfniß, neue Absatzorte, neue Felder für ihre stieberhafte Thätigkeit zu suchen, immer mehr Länder auszubeuten. Die wachsenden Bedürfnisse wollen ihre Befriedigung. Bei der Richtung, die hier der Nationalgeist genommen, ist an einen Stillstand gar nicht zu denken. Die Vereinigten Staaten werden, gleichviel welche Partei die Regierungsgewalt in Händen hält, gleichviel ob die republikanische Staatsform in ihrer Reinheit fortbestehen oder ein Patrizierregiment entstehen wird, ihre Ländergier bewahren, weil sie ein Erforderniß ihrer Natur geworden. Die kriegslustigen Phrasen von Zeitungsschreibern und Volksrednern, von Spekulant und Abenteurern würden wenig zu bedeuten haben, wenn nicht die physische Beschaffenheit und die materiellen Interessen des Landes diese künstliche Agitation so mächtig beförderten.

4) Den Höhepunkt der Macht und Blüthe wird Nordamerika, wenn seine Bevölkerung in gleichen Verhältnissen wie bisher zunimmt, nicht vor drei bis vier hundert Jahren erreichen. Bis dahin

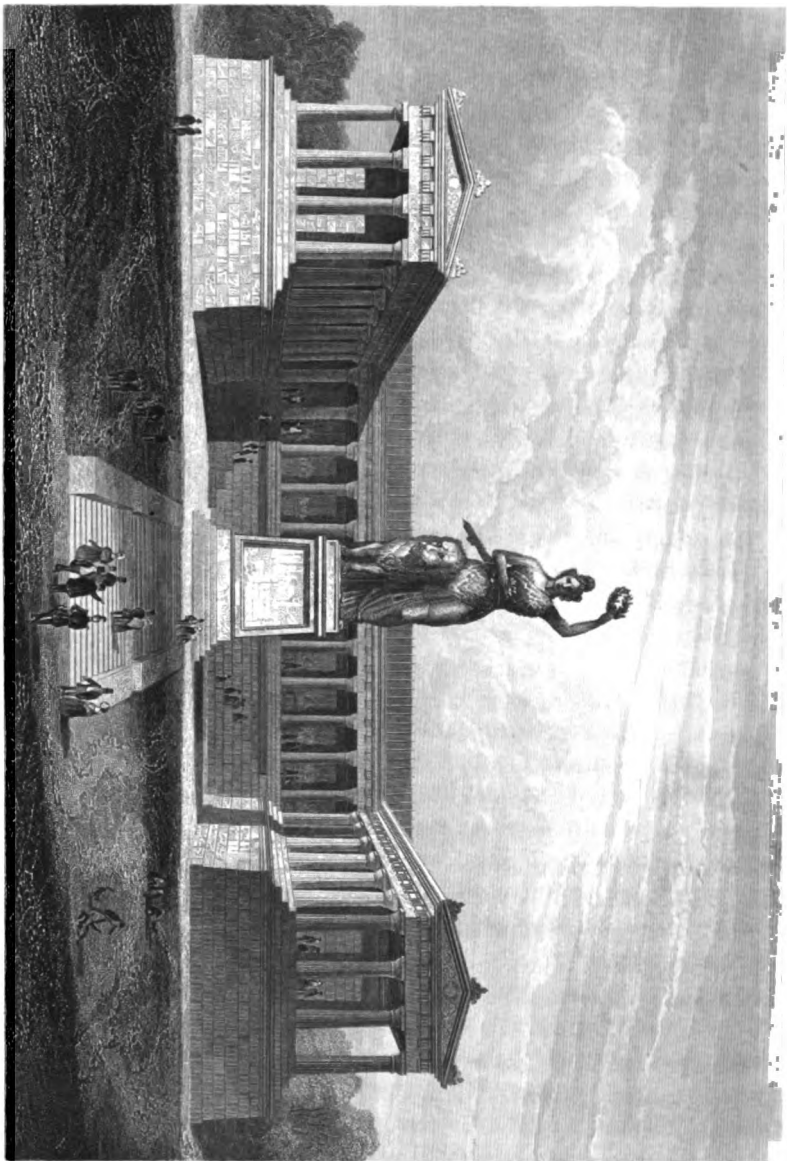
bletete sein Boden noch überflüssigen Raum für deren massenhafte, europäische Einwanderung. Seine Bevölkerung wird dann, wenn ihre mittlere Dichtigkeit den heutigen Populationsverhältnissen Großbritannien nahe kommt, etwa 500 Millionen betragen. Als blühendster Handelsstaat der Welt kann Amerika dereinst, wenn der Handelslohn billiger geworden und wenn es alle Kräfte seiner Wasserfälle und seines Kohlendampfes benutzen wird, mit der Produktion seiner Industrie und seines Bodens alle zugänglichen Länder der Erde versorgen und die Konkurrenz der übrigen Welt überflügeln.

5) Wenn die alte Behauptung richtig ist, daß Europa so viele Jahrhunderte das Scepter über die alte Welt führte, weil es in seiner reichen äußern Gliederung, in seiner Küstenentwicklung und seinen innern Verkehrsmitteln dem großen Welttheil Asien und besonders dem kontinentalen Afrika so weit überlegen war, so liegt der Schluß nahe, welche Rolle für Nordamerika als Weltstaat und dem Volke als Weltherrn vorbehalten scheint, dessen Reich im Norden durch Meeresküsten, Binnenseen, natürliche und künstliche Wasserstraßen die Verkehrsmittel Europa's jetzt schon um das Fünf- bis Sechsfache übertrifft, und dessen riesenhafte Hilfsquellen mit jedem Tage wachsen. Als eine Nation von einigen Hundert Millionen wird sie — wer könnte es ihr wehren? der ganzen Erde Gesetze diktiren.

Die Landschaft am oberen Mississippi zwischen dem Lake Pepin und der Mündung des St. Croix ist, wenn auch weniger imposant und großartig, als die der weiter aufwärts gelegenen Gegenden, doch nicht weniger lieblich und malerisch. Das Auge ruht nicht an den hohen zerklüfteten Felsmauern, welche die Ufer einrahmen, sondern wird durch die reiche Schönheit des Waldbandes und die Anmuth vieler Inseln erfreut. Vom Ausfluß des Lake Pepin an, wo das Fahrzeug sich dieser großen Wasserfläche entwindet, beginnt die Reihe der Eilande. Das erste, lang und schmal, von weinberankten Eichen beschattet, streckt sich viele Meilen weit aus, andere weniger große folgen, manche sind mit Immergrün bezogene Felsen, die meisten aber üppig bewachsene Anschwemmungen, groß genug für eine oder ein Paar stattliche Farmen. Nahe dem obern Ende der „Zwölf-Meilen-Insel“ auf dem westlichen Ufer ist der uralte Wohnplatz einer Sioux-Horde, lange Jahre bekannt als Redwing-Village, herkommend von einem Heros der mythischen Zeit, „Doolat“ oder „Rothflügel“, einem durch seine Kriegsthaten berühmten Häuptling. Auf diesem Flecke haben sich allezeit und bis auf den heutigen Tag die Rothhäute vorzugsweise aufgehalten, und die kegelförmigen Thierfell-Zelte, welche sich zwischen den Blättern und Zweigen erheben und ihre Rauchwolken

empotwirbeln, erhöhen durch ihren Kontrast mit den umliegenden Ansiedlungen des weißen Mannes das Malerische dieser schönen Wildniß. Unfern jener Stelle, an welche sich die kümmerlichen Reste der Ureinwohner festklammern wie einst die letzten Kelten an die Altäre ihrer Götter, sieht man, dem Gestade entlang, eine Reihe Berge von auffallender, regelmäßiger Tafelform, — die Gruppe, welche unser Bild darstellt. Sie führen den bezeichnenden Namen „Tafeln des großen Geistes“. Aus dichter Waldung, die ihren Fuß bedeckt, erheben sie sich ziemlich steil und zirkelrund einige hundert Fuß hoch, und steigen dann plötzlich als lothrechte Kalksteinwände nackt empor. Diese Felsmauern bilden gleichsam die Ränder von Riesentischen, auf deren kreisrunder Fläche sich eine grüne ebene Matte, da und dort mit Buschwerk bewachsen, ausbreitet. Der Anblick der majestätischen Tafelberge macht einen tiefen Eindruck, und es ist nicht zu verwundern, daß sie die einfachen Naturmenschen als Lieblingsaufenthalt der Gottheit betrachteten. Die Indianer-Legende hat Altäre des allgewaltigen und allschaffenden Gottes daraus gemacht, und sie erzählt, daß der große Geist hier seinen Fuß niederseze, wenn er, vom Himmel niedersteigend, die Erde zu besuchen und das Land zu besehen komme, was er den rothen Kindern des Urwaldes zugetheilt. Zu gewissen Zeiten des Jahres feiern sie das Fest seiner Ankunft durch nächtliche Tänze. Wenn das Mondlicht auf den Baldkronen schläft, das dazwischen liegende Thal in Dunkel begraben liegt und der majestätische Strom in seinem tiefen Bette ruhig dahinrollt, kann es da für ein kindliches Volk einen freudigern Gedanken geben, als daß der Geist Gottes gegenwärtig ist und von seinem Throne wohlwollend herabschaut?

Die Mythe erblaßt und bald werden die rothen Kinder Amerika's selbst nur noch der Sage angehören. Was von ihnen noch übrig ist in diesen Gegenden, ist wie einzelne Steine zertrümmerter Gebäude. Der alte Geist ist dennoch in den letzten dieses merkwürdigen Volkes deutlich zu erkennen. Die Genossenschaften der Siour, so schwach sie sind, halten sich noch fest an die Sitten und Anschauungen ihrer Väter und weisen jeden Kulturversuch standhaft zurück. Von Zeit zu Zeit versuchen sie es sogar, trotz ihrer geringen Zahl und ihrer Ohnmacht, im Kampfe mit dem weißen Manne um die Wiedereroberung ihrer alten Wohnsitz zu ringen, wie der Adler mit gelähmten Flügeln den gewohnten Flug nach der Sonne versucht. Diese Indianer lassen sich weder zähmen noch unterjochen. Aber ihr Leben geht schnell dahin und ihr Dasein verrinnt im All der Menschheit wie ein Tropfen im weiten Meere.



Aus d. Kunstzeit. d. Mitt. Jhrh. in Mäh.

Die BAVARIA
und die Ruhmeshalle in München.

Kyngham & Verleger

Die Ruhmeshalle und der Kolosß der Bavaria bei München.

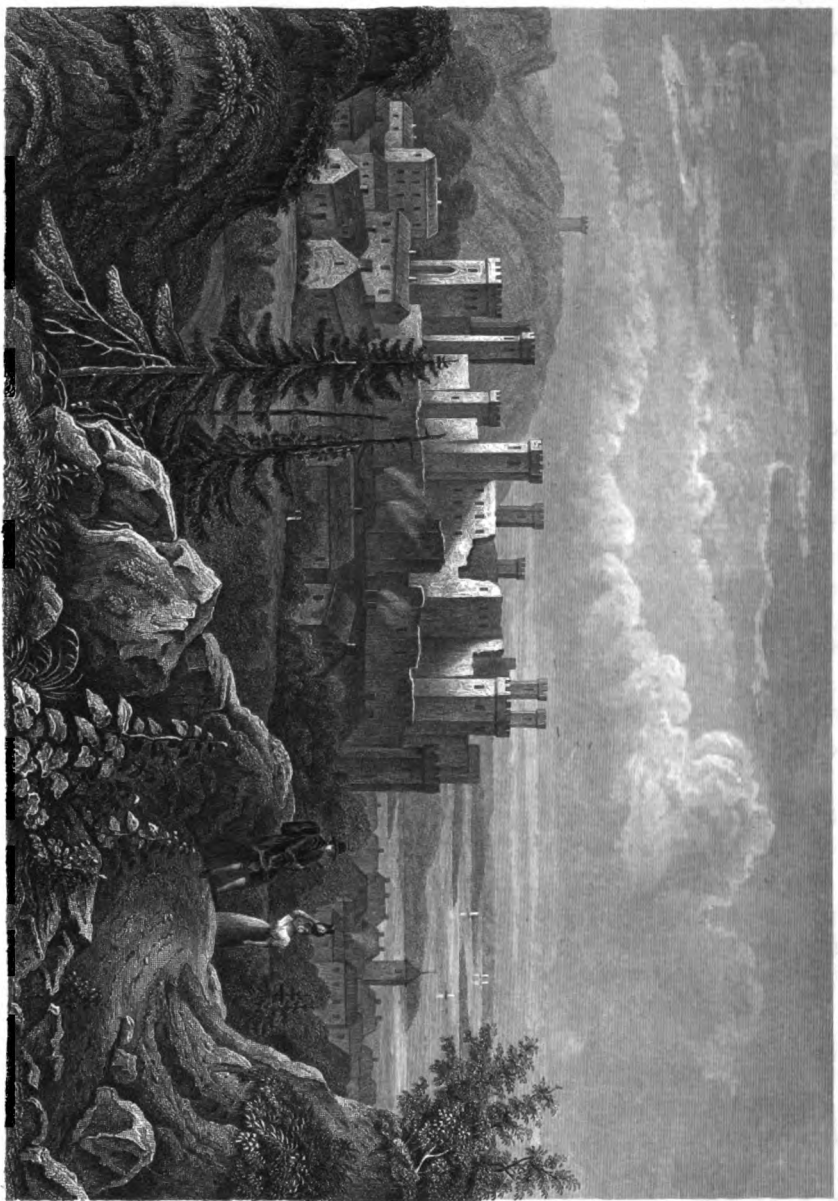
An das westliche Ende der bayerischen Königsstadt stößt eine begraste **Haide**, die **Theresienwiese** genannt, der Schauplatz der sogenannten landwirthschaftlichen Volksfeste, welche jährlich im Oktober abgehalten werden; in Zeiten politischer Bewegung auch wohl der Ort, wo sich das Münchener Volk um seine Tribunen und ihre Rednerbühnen versammelt. Das **Isarthal**, dessen hohe Bergwände schon weit oberhalb München sich verflacht haben, bildet von **Sending** aus eine unfruchtbare, dürre Kiesel-**fläche** — nur unterbrochen durch einen schmalen Landrücken, der sich, etwa eine halbe Stunde vom Mündsal des Flusses, auf der linken Seite, kaum 30 Fuß hoch aus der Haide erhebt. Dieß ist die **Sendinger Höhe**, welche von der einen Seite die Theresienwiese einrahmt. Auf dieser Anhöhe, die gleichsam einen natürlichen Sockel bildet, steht ein dorischer Tempel von Marmor, und vor demselben, auf erhöhtem Postament, ragt jenes Standbild von Erz, welches an Masse wie an Kunstherrlichkeit alles Vorhandene gleicher Art weit übertrifft — der **Kolosß der Bavaria**. — Der Standort ist gut gewählt — obschon die Dede der Umgebung der ästhetischen Wirkung einigen Eintrag thut. Der Ausblick über die weite Fläche hin umfaßt einen großen Theil des altbayerischen Landes bis zu den Vorbergen der Alpen. Die Fronte des Baues ist der Stadt zugekehrt, deren südliche Hälfte man übersieht.

Wie alles Künstlerisch-Große, womit in diesem Jahrhundert das bayerische Land und seine Hauptstadt geziert worden sind, sich an den Namen des Königs Ludwig knüpft, so auch dieses Denkmal. Wie die **Walhall**a an der Donau zu **Stauf** ein Monument zur Verherrlichung der ruhmwürdigsten Männer und Frauen des deutschen Gesamtvolks sein soll, so ist das der Ruhmeshalle auf der **Sendinger Höhe** ausschließlich dem Ehrengedächtniß jener Bayern geweiht, die sich bleibende Verdienste um ihr engeres Vaterland erworben haben. Wie dort an der Donau, so hier an der **Isar**, ist das Schuldenhaus dazu bestimmt, die Büsten der Gefeleerten aufzunehmen und für die Nachwelt aufzubewahren. Kein Verdienst ist ausgeschlossen um des Glaubens oder des Standes willen; neben den Bauer der großen That oder des hervorragenden Wirkens

ist der verdiente Regent des Landes gestellt, neben den Förderer der Wissenschaft der Held der Schlachten, neben den anspruchlosen Gewerksmann der große Staatsmann; der unsterbliche Dichter steht dem nützlichen Erfinder gegenüber. Alle Jahrhunderte, bis zu den frühesten, welche der bayerische Name erreicht, haben in diesem Tempel des Ruhms ihre Repräsentanten, und auf die verdienten Männer künftiger Zeiten harren die leergelassenen Nischen. Erhaben und groß ist die Idee, aus der dieses Denkmal entsprungen ist; sie ehrt seinen Urheber so unvergänglich, wie die Ausführung die Künstler ehrt, die jener Idee die edelste Gestalt und Wirklichkeit gegeben haben. Ludwig, Klenze, Schwanthaler und Miller, — der König, der Baumeister, der Bildhauer und der Erzgießer — gehen als unzertrennliche Genossen auf die Nachwelt über.

Der Bau stellt sich als eine offene Säulenhalle im dorischen Style dar. Aus der 230 Fuß langen Hauptfagade treten an beiden Enden zwei Flügel hervor, deren Giebel je vier Säulen unterfangen. Die innere eigentliche Büstenhalle umzieht den Hintergrund der Area; und sie wird durch eine mit farbigem Marmor bekleidete Umfangsmauer gebildet, die sie, vorn offen, nach drei Seiten schließt. An den innern Wandungen dieser Halle ist für zweihundert Marmorbüsten in Hermenform Raum geboten. Ersthore schließen die beiden Vorhallen. Die äußern und innern Skulpturornamente des Tempels sind, seiner Bestimmung und dem Geiste des dorischen Styls angemessen, — ernst, einfach, groß. Unter den stark markirten, mit Tropfen verzierten Dachvorsprüngen sind die Metopen des Frieses mit Reliefsen geschmückt, 50 an der Zahl, mit 44 Viktorien dazwischen. Die beiden Giebelfelder füllen runde Marmorbilder, welche die 4 Stämme, aus denen das bayerische Volk besteht (Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer), darstellen. Die Dachung ist von Kupfer und wird von einem eisernen Stuhle getragen.

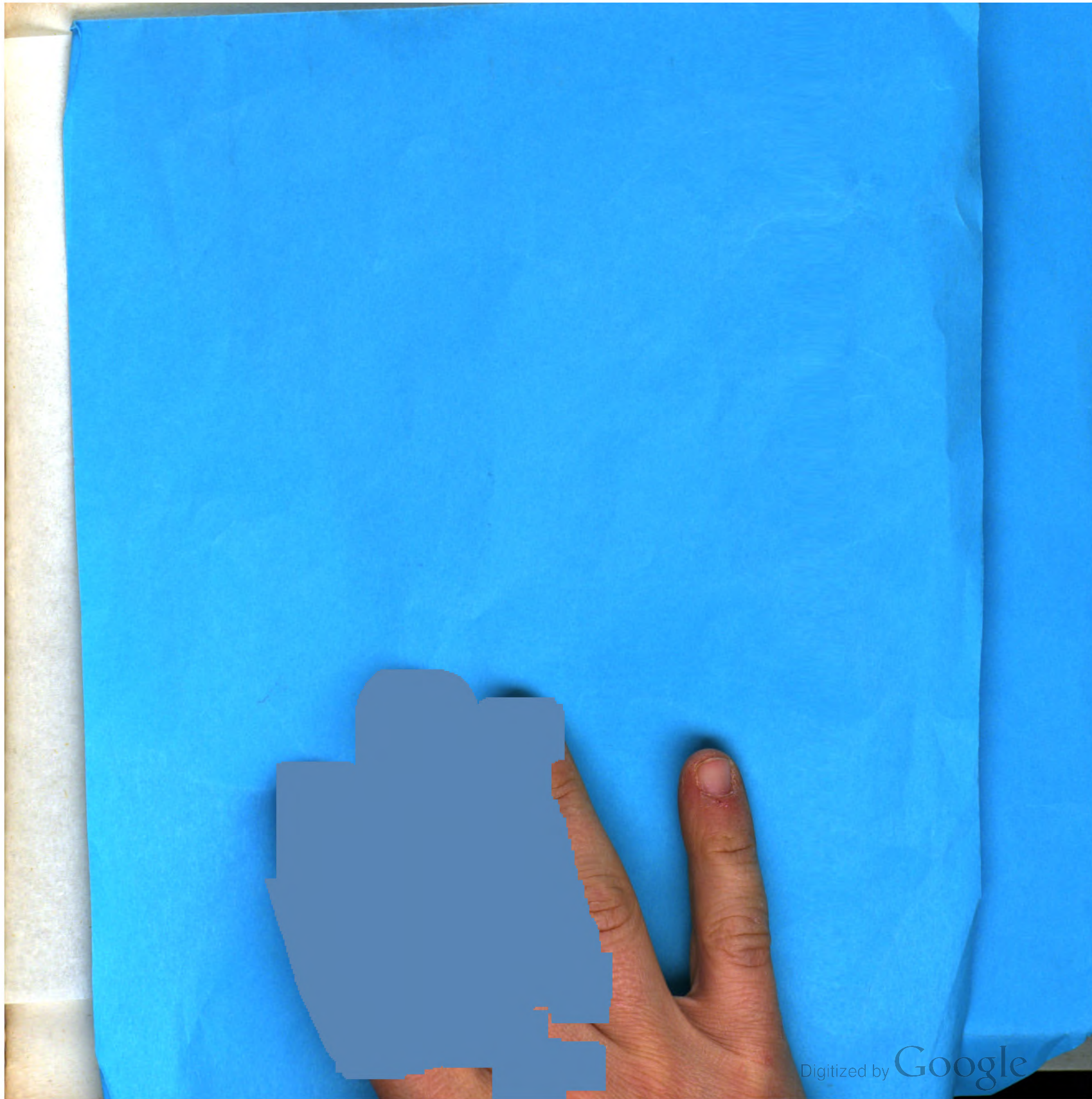
Ein Eichenhain umgibt den weißmarmornen Tempel des Ruhms zu beiden Seiten und im Hintergrunde; aus der Mitte des Vorgrundes aber steigt auf dem 40 Fuß hohen Postamente der 65 Fuß große Erzkolos der Bavaria empor, die Dachung des Tempels mit der halben Höhe überragend. Durch eine metallene Thüre an der Rückseite des Postaments zugänglich, führt eine Wendeltreppe aus Gußeisen im Innern hinan in's Haupt. Da befinden sich Ruhebänke; für 20 Menschen ist Raum. Oeffnungen unter beweglichen Kranzblättern führen Licht zu. — Es ist hier oben eine köstliche Aussicht auf die Stadt gegen Ost, über das weite, mit Städten und Dörfern besäete Land gegen Nord und West, — nach Süd aber bis zu den Zinnen der Alpen, weit hinaus über die Grenze des Reichs. Eine Tafel im Schädel der Statue trägt folgende Inschrift: „Dieser Kolos, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller.“



View of Carnarvon Castle, taken from the hill.

CARNARVON CASTLE

Engraved by W. H. W. H. W.





Wir haben (vergl. den frühern Aufsatz, S. 7) das Bild gedeihen sehen, wir haben, sie nachschildernd, die Sorgen und Mühen der schaffenden Künstler getheilt; wir sind nun im Stande, das sieghaft Vollendete zu betrachten und zu bewundern und Millers, des Erzbildners, Entzücken nachzufühlen, als bei der feierlichen Enthüllung des aufgestellten Kolosses der Chor der Säng' er ihn mit den Worten Schillers begrüßte:

„Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! Wie ein goldner Stern,

Aus der Hölse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern.

Von dem Helm zum Kranz,
Spielt's wie Sonnenglanz!“

Die Wonne, welche der Meister Miller aus vollem Becher schlürfte, die Genugthuung, welche dem König Ludwig beschieden war, sich im Sonnenlicht der Wirklichkeit seines schönen Gedankens erfreuen zu können, — das war dem eigentlichen Helden an diesem großen Triumphtage der neuern Kunst versagt. Unserm Schwantaler war es nicht vergönnt, sein unsterbliches und erhabenstes Werk vollendet auf dem Postamente zu sehen und den Jubelpreis einzuernten am Enthüllungsfeste. Der goldene Lorbeerkrantz, den ihm sein König bereitet hatte für jenes Fest, — er zierte schon seine Stirn im Campo Santo, wo der König und Freund dem sterblichen Reste des Unsterblichen ein Ehrenggrab anwies. Auch Stiglmayer war unter den Vorbereitungen für den Guß des Kolosses früher aus dem Leben geschieden. Beide Meister Büsten stellte König Ludwig in der nämlichen Halle des Ruhms auf, zu deren Ausschmückung er sie berufen hatte.

Burg und Stadt Caernarvon in Wales.

Ein englisches Zwing-Ur in dem einst freien Fürstenthum der Rymren kann Caernarvon Castle in zwanzig Jahren das 600jährige Jubiläum seiner Erbauung feiern.

Die Walliser gehören zu den Völkern, deren Nationaleigenthümlichkeiten in Sitten, Rechten und Sprache vor den Gewaltschritten fremder Eindringlinge immer weiter zurückweichen mußten, trotz des Widerstandes nach jedem Kampf an Boden verloren, aber trotz alles feindlichen Machtgebots

immer noch genug vom Untergang retteten, um den Freunden und Forschern der Geschichts-, Volks- und Sprachkunde reichen Stoff für Studien und Darstellungen zu bieten. Zwei Thatsachen sind es aber vor Allem, die den Walliser an die Seite der gegenwärtig in Sprach- und Nationalitätskämpfen begriffenen Völker stellen, dem stolzen und mächtigen England gegenüber: der Sachsenhaß erbt, wie in Irland, auch in den Herzen der Walliser fort, trotz dem, daß dem Lande schon seit drei Jahrhunderten mit den Lasten auch alle Rechte, Freiheiten und Wohlthaten der englischen Staats- und Gerichtsverfassung zu Theil wurden, der alte Haß erbt fort und hat in unseren Tagen den originellsten Ausbruch gefunden in den Zerstörungszügen der Rebekka und ihrer Töchter. Der Sprachkampf dagegen hat sich vor der Hand auf den unantastbaren Boden der Wissenschaft zurückgezogen: gelehrte und patriotische Gesellschaften und Vereine suchen von den Sprach- und Literaturschätzen des kymrischen Volkslebens zu retten, was unter dem französisch-sächsischen Druck noch erhalten und den Ausrottungsplänen der Regierung gegenüber lebendig oder lebensfähig bewahrt worden ist. Wie bei den Tschechen in Böhmen und den Flamändern in Belgien knüpft sich allerdings an den Gedanken der Bewahrung zugleich der der Wiederherstellung der sprachlich-geschichtlichen Erinnerungen, Bedürfnisse und Ansprüche des alten im Lande heimischen Stammes. Endlich tritt uns auch in Wales die Erscheinung entgegen, daß das Flachland und der Kreis der höheren Stände dem Einfluß des Fremden zugänglicher waren, als das Volk des Gebirgs; wir finden in Südwales englische Sprache und Sitte vorherrschend, während in Nordwales die Berge sich, wie überall, als Festungen des heimischen Volksthumus bewährt haben.

Um diesen Festungstrog zu brechen, baute der englische König Eduard I. im Jahr 1277 die Feste Caernarvon. Der Kampf Englands um Wales beginnt jedoch schon zur Zeit der angelsächsischen Könige, im 10. Jahrhundert. Schon damals mußten die Fürsten von Wales, deren stets mehrere von einander abhängig im Lande regierten, einen jährlichen Tribut in Geld und Wolfshäuten an die Könige in England entrichten. Entschiedener wurde der Widerstand, als Wilhelm der Eroberer Englands Herr wurde und die Normannen auch Wales zu überschwemmen drohten. Damals mußten gegen die Walliser, wie in Deutschland gegen die hereinbrechenden Slavenvölker, in England Markgrafen zum Schutz der Grenze eingesetzt werden. Die Uneinigkeit der wallisischen Fürsten unter sich brach mit dem Wohlstand des Volks die Macht zur Abwehr des stärkeren Feindes. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an, wo Heinrich II. in England König war, enden die blutigen und besonders im Norden mit erbittertster Hartnäckigkeit geführten Kämpfe um Unabhängigkeit mehr und mehr mit Niederlagen der Walliser, bis endlich Eduard I. die Unterwerfung des Landes und aller seiner Fürsten vollendete. Das geschah, wiederum nach harten Gefechten und Hinrichtungen, im Jahre 1283.

Aber nicht nur mit den Waffen der Gewalt mußte Eduard I. den Trotz der Walliser brechen, er suchte durch List sie sogar mit ihrem Stolz an sich zu fetten, und auch die desfallsige der Geschichte längst einverleibte Sage vermehrt die historische Wichtigkeit von Caernarvon Castle. Die Häupter und Angesehensten des Volks von Wales hatten dem Könige gesagt, daß sie nur einen wälſchen Mann zum Herrn haben wollten. „Gut“, sprach Eduard I., „ich werde euch einen solchen verschaffen.“ Hierauf hielt seine Gemahlin Leonore durch „das Thor der Königin“, wie es noch heute heißt, einen feierlichen Einzug in das feste Schloß Caernarvon und genas daselbst eines Knäbleins. Dasselbe nahm alsbald der König auf den Arm, trat vor die versammelten Häupter der Walliser, zeigte ihnen den Königsproß von Caernarvon und sprach die wälſchen Worte: „Eych dyn!“ — zu deutsch: — „Das ist der Mann!“ d. h. der wälſche, welchen ich euch versprochen habe. Seitdem führt jeder Erstgeborene der Herrscher von England den Titel „Prinz von Wales“, und seitdem sind die Walliser, mit einer einzigen Unterbrechung im Jahre 1400, der englischen Krone gehorsam geblieben.

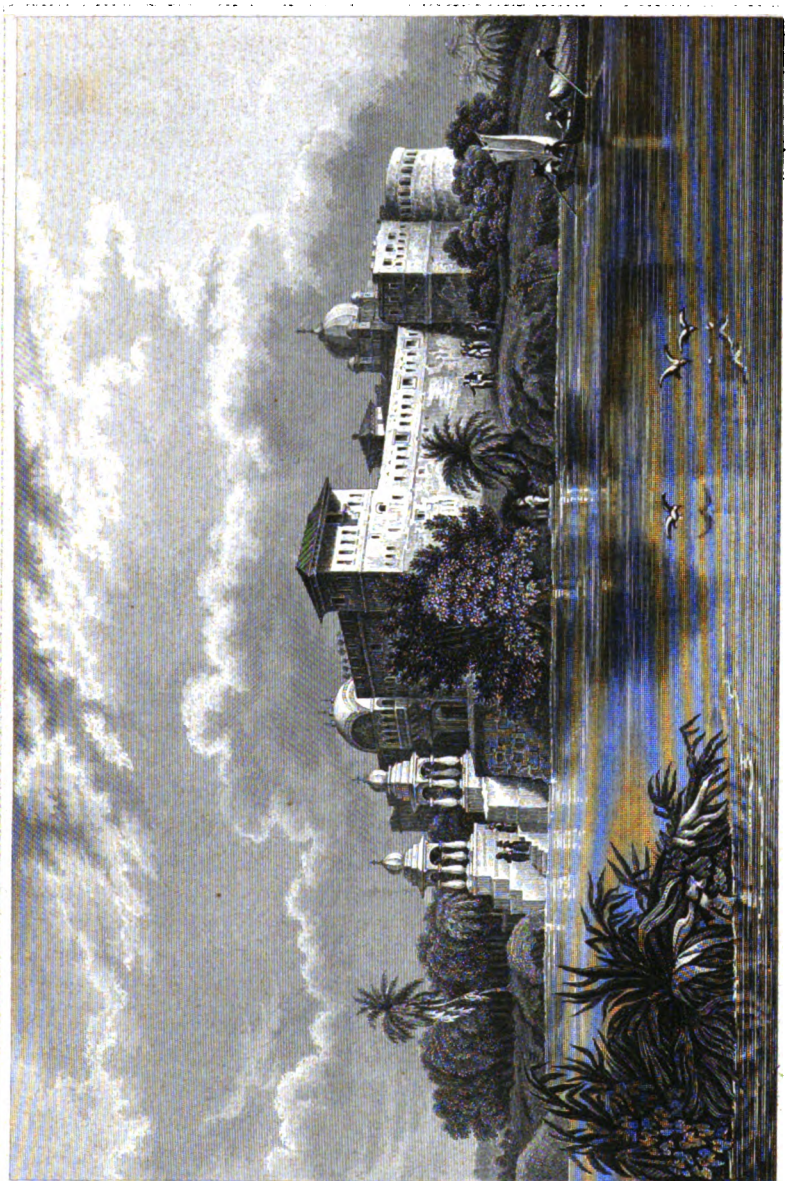
Das feste Schloß von Caernarvon, welches unser Bild zum Hauptgegenstande hat, ist von den vielen militärischen Bauwerken Edwards I. das geräumigste und herrlichste gewesen. Noch jetzt macht es mit seinen dicken festen Mauern und seinen vielen Thürmen einen imposanten Eindruck. Der höchste dieser Thürme heißt der Adlerthurm; man steigt auf 158 Stufen bis zu der Zinne, von welcher aus der Blick weit über die Menai-Straße, die Meerenge im Hintergrunde unseres Bildes, und jenseits derselben über die Insel Anglesea hinschweift und auf das Meer und seine Pracht hinaus. Die Stadt Caernarvon liegt unmittelbar an der Menai-Straße, durch welche das gebirgige Festland von Wales getrennt wird von Anglesea und seinen fruchtbaren Ebenen. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft von Wales und war früher, ihrer nun dahingeschwundenen Festigkeit wegen, der Regierungssitz von Nordwales. Eine der größten Städte des Landes ist sie noch; ihrer theils einheimischen, theils von England eingewanderten Einwohner mögen 9000 sein. Die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgegend sind, das Schloß ausgenommen, nicht architektonische, sondern montanistische Bauten: die berühmten Thonschiefersteinbrüche, die für Nordwales dasselbe sind, was das Eisen für Südwales, d. h. Hauptlebensfrage. Sie werden in Caernarvon großartig ausgebeutet. Ueberall sind in dieser Gegend die Berge von Schieferbrüchen angenagt. Ein einziger solcher Steinbruch beschäftigte schon 1842 gegen 2500 Menschen, hat seinen besondern Hafen sammt geneigten Flächen und Eisenbahnen und machte seinen damaligen Besitzer (Lord Penrhyn), trotzdem, daß die Anlagen von Hafen und Bahnen über 2 Millionen Gulden kosteten, zum steinreichen Mann. Der Schiefer von Nordwales ist so trefflich, so farbfest und elastisch und bricht in so großen Stücken und Tafeln, daß er sogar zu Schränken,

Schreibtrischen und andern Mobilien in den geschmackvollsten Formen verarbeitet werden kann. Die Hauptmassen dienen zu Dachziegeln, Kaminrücken, Rechentafeln, Tischplatten und — Grabsteinen. Dieser scheinbar an sich so unbedeutende Artikel verdankt, nach Kohl's Bemerkung, seine außerordentliche Wichtigkeit einem gewissen ächtenglischen Wörtchen, das man, erzählt er, in allen englischen Fabrik- und Handelsstädten vor jeder Waare, nach deren Handelsziel man sich erkundigt, immer und immer wieder hört. Das Wörtchen „All over the world, Sir!“ d. h. Ueber die ganze Welt hin, Herr! — Wenn man in Birmingham einen Knopfmacher fragt, wohin seine Knöpfe gehen, so antwortet er: Ueber die ganze Welt hin, Herr. Fragt man einen Löffler in den Löfflereien von Stafford, wohin diese Art Löffel kommen, so heißt es: Nach Amerika hin, nach Ostindien, nach Europa, „in der That Herr, über die ganze Welt.“ Und in Gaernarvon besinnt sich vor seinen Schiefersteinen Keiner bei deiner Frage: Wohin mit all' dem Schiefer? lange auf die stolze Antwort: All over the world, Sir!

Peraba-Malva in Central-Indien.

Despotismus ist die fruchtbarste Mutter der Revolutionen. Deshalb sind die auf Gewaltherrschaft gegründeten Reiche selten von Dauer. Es bestätigt dieß die Geschichte in tausend Beispielen.

Die Staaten in Indien und Centralasien hatten von jeher den Despotismus der Alleinherrschaft zum Fundamente, und Einsturz und Wiederaufbau folgen hier rasch auf einander. Mächtige Reiche und gewaltige Dynastien kommen und verschwinden wie Meteore. Ein kraftvoller Arm erhebt sie; ein schwächerer läßt sie sinken; ein anderer stärkerer stürzt sie nieder und errichtet auf den Trümmern eine neue Herrschaft, einen neuen Staat. Als im Mogulreiche, das unter Aurungzeb ganz Indien umfaßte und über 110 Millionen Unterthanen zählte, das Scepter von schwachen und unfähigen Tyrannen gehalten wurde, da geriethen die entfernteren Provinzen in den Zustand permanenter Empörung. Auflobernd und mit Blut gelöscht, flammte sie immer von Neuem auf, so lange, bis sie gelang und die Abtrennung vom Reiche erfolgte. Furchtbare Erpressungen brachten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch die gedrückten Gebirgsvölker der Ghauts zum Aufstand, an dem sich des Mogulreichs beste Kraft



PTERANON MURAL

See & Engraving & Print in the Museum

Exposition d'Orléans

fast ein Jahrhundert lang verblutete, ohne ihn zu bewältigen. Die Gebirgsstämme vereinigten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind, und unter dem Namen Mahratten spielen sie fortan in der Geschichte Centralasiens eine hervorragende Rolle. Ihr Held war Sewajih, der, anfänglich als erwählter Heerführer, ihre Schlachten schlug und dem sie sich, nachdem er viele Siege errufen, freiwillig unterwarfen. Sewajih eroberte die schönsten Provinzen des Mogulreichs, schlug in Poona seine Residenz auf und erbaute sich in Malva einen Palast, der als ein schönes Denkmal der indischen Baukunst dieser Periode noch jetzt Bewunderung erregt. Er liegt auf der Insel eines Sees, von dessen Ufer eine Brücke zum Hauptthore führte, die jetzt abgebrochen ist. Das ungeheuer Gebäude, dessen Errichtung zwei Millionen Rupien kostete, steht seit der Vernichtung der Mahrattenherrschaft durch die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts öde und eilt seinem gänzlichen Verfall entgegen.

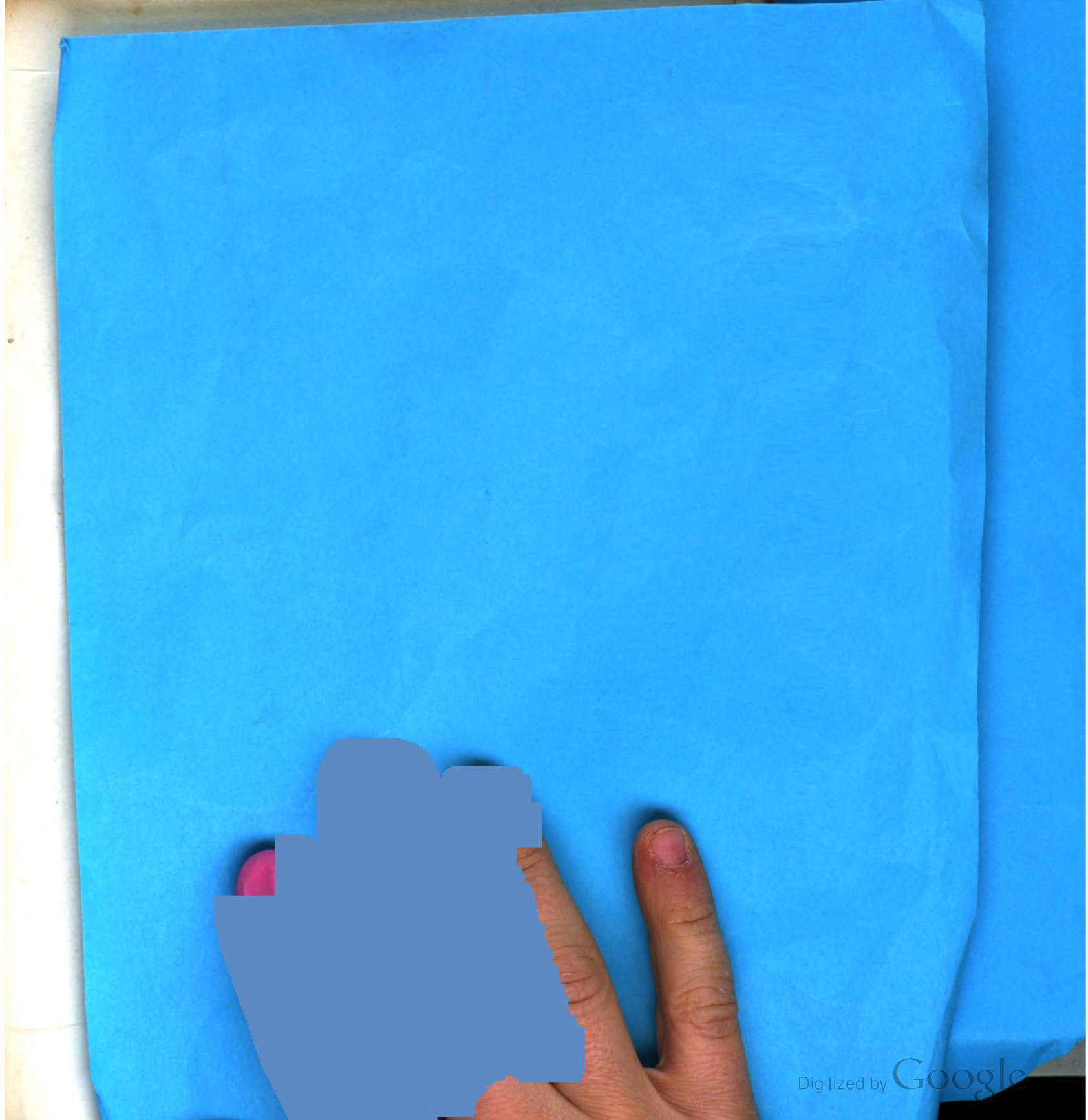
Der Mahratte, jetzt beherrscht von einer Fürstin eines andern Erdtheils, die wie ein Nebelbild in seiner Vorstellung schwebt, und gehorchend einem Statthalter, welcher ihn mild und gerecht regiert, sieht zwar in dem verlassenen Königshause ein Grab der Ehre seines Landes und seines Stammes; aber nichts desto weniger fühlt er, daß die neuen Gesetze der fremden Herren besser sind, als die alten der angestammten Fürsten. Diese waren Helden; aber sie waren Tyrannen. Die Helden wurden besiegt, getödtet, gefangen; dadurch konnte jedoch das Volk nicht seine Freiheit verlieren, denn es hatte keine. Es wechselte nur seine Gesetze und blieb unterwürfig; Unterwürfigkeit war seine Gewohnheit. —

Gegenwärtig sind die Mahratten der tapferste Kern der indobritischen Armee, und das Motto von Englands Politik für sein indisches Reich: „Herrschen durch die Ueberwundenen“ findet in den Mahratten eine starke Stütze.

Die Bai von Newyork.

„Vedere e puoi mori“ heißt's vom Golf von Neapel. — Auch übermüthlich sind Todesgedanken gekommen, als ich jüngst zum ersten Mal in meinem Leben Neapel sah und wagte vom Pausilipp einen freien Blick über Stadt, Kastell, Golf und Inseln spazieren zu lassen. Denn es ist ein Blick auf eine Todesstätte, auf ein herrlich geschmücktes blumiges Grab, in das im Laufe von zwei Jahrtausenden eine Herrschaft nach der andern, ein Volk nach dem andern, eine Kultur nach der andern gesunken sind; Eines der Zerstörer des Andern, Eines geschichtet über das Andere, Jedes gedeckt mit den Trümmern seines Schmuckes, seiner gebrochenen Tempel, Paläste, Denksäulen, Statuen und dem Leichentuch, das der ewig geschäftige Todtengräber daneben aus den Eingeweiden der Erde webt und von Zeit zu Zeit über seine Umgebung breitet, so weit seine glühenden Polypenarme reichen. Aber auf das Leben ringsum, im Hafen, in den Straßen, deutet der Cicerone und auf jene prächtigen Bauwerke, die hohen im Sonnenschein blendenden Mauern und Schlösser auf den vorspringenden Landzungen; diese sind doch Wohnstätten des Lebens. — Beschau sie näher, die trüg umherschleichenden Kutten und die Gestalten in Lumpen, die schlafend oder lungernd die Straßen bevölkern; was für ein Leben stellen denn die vor? — sinkende Blasen, die aus einem faulen Sumpf aufsteigen; — und die bligenden Uniformen und der tönende Waffenlärm? — unheimliche Irrlichter und Unkenruf über der verrätherischen Rache; — und die Schiffe im Hafen? — sie liegen lauernnd vor Anker und durch die offenen Luken grinst der Tod; — und die Paläste mit den schönen Säulenhallen und offenen Arkaden? — da drinnen waltet eine Gerechtigkeit ohne Winde und mit falscher Wage; — und die weißen Mauern mit den schlanken Strebepfeilern? — von ihren Zinnen starren glänzende Geschützreihen, wie zähnefleischende Gebisse, — und darunter, wo kein Auge und Ohr, wo kein Lichtstrahl des Tages noch der Hoffnung hindringt? — das sind die Gefängnisse von St. Elmo. — auch dort ist Leben — Hu! was für ein Leben! —

Die Rauchsäulen wirbeln aus dem Haupte des Vesuv und die Erde dröhnt in ihren Eingeweiden; es graust mir in deinem Paradies, Italien,







BAY VON NEWYORK
VON HOBOKEN GESEHEN.

Todesgedanken starren mich an von allen Seiten; fort von dieser Stätte, dein „Sieh und stirb!“ droht mir wie ein fürchterlicher Hohn.

„Sehen und leben!“ rufen wir aus beim Anblick unseres Bildes, und so jauchzt es aus der Brust der Tausende und Ubertausende, welche alljährlich nach langer Meerfahrt und Trennung vom heimischen Boden die Bai von Newyork erreichen. Sehen und leben, ein neues Leben der Hoffnung und Zukunft, der Freiheit und Wohlfahrt, der Kraft und Lust, das ist die gemeinsame Empfindung, die mit jedem Schiff, aus jedem Auge und Mund diese Küsten begrüßt, die Alles, Jung und Alt, im Festkleid auf's Verdeck drängt, die Noth der Heimath und Trübsal der Reise vergessen macht und den wonnetrunkenen Blick im Spiegel der grünen See badet, der die Reize einer bräutlich geschmückten Landschaft wiederstrahlt. Vorbei an den zackigen violett gefärbten Felsen von Sandy Hook, an den blendenden Sanddünen von Cooney Island und an den sanft geschwungenen grünen Hügeln der Nordseite von Staten-Island, passiren wir das Thor zur Bai von Newyork, gebildet durch zwei vorspringende Landzungen von Staten-Island zur Linken und Long-Island zur Rechten, bewacht von zwei hochaufragenden Leuchtthürmen und gehütet von den beiden in die See vorgeschobenen Forts Washington und Lafayette. Die Ufer weichen zu beiden Seiten zurück und öffnen den üppigsten Busen des atlantischen Oceans, an den sich, im Hintergrund, die Empire City der neuen Welt gebettet hat. Eine Steamtug hat uns eingeholt, unser Schiff in's Lau genommen, und plätschert, wie ein erbotter Entschuldigender gewaltig zischend und keuchend und dicke Rauchwolken aus seiner Esse pustend, voran, während sein Schutzbefohlener, mit eingenommenen Segeln und vom Mast bis zum Kiel gescheuert und gepuht, wie zu einer Staatsvisite, dem Schwan vergleichbar, eine breite weiße Furche durch die glatte Fluth zieht. Aber wir haben keine Zeit, uns mit uns selbst zu beschäftigen; sehen und — leben heißt's, und was für ein Leben umgibt uns! — Wie auf einer Straße zum Markt begegnen sich mit geschäftigem Lärm tausenderlei Gestalten, die diese Arena der See beleben. In allen Richtungen durchkreuzen Dampfboote der verschiedensten Größe, Gestalt und Bestimmung unser Kielwasser; unwirsch aussehende schwarze Schleppboote, gleich dem unfrigen, kurz und dick gebaut, wie ein Lastträger, mit breiten Schaufelrädern und schwerfällig Bewegung, rasseln vorüber, um den einlaufenden Schiffen ihre Dienste anzubieten; behende weichen vor ihnen die weißgetünchten schlanken Exkursionsboote aus, die innerhalb der Bai oder nach den nahegelegenen Küsten und Badeorten fliegen, wie Libellen, so elegant und zartgliederig gebaut, mit der fensterreichen Kajüte auf dem Deck und der bunten Gesellschaft Vergnügen oder Geschäft suchender Menschen auf dem Hurrikaneck; dann die flachen, breiten und sich kaum über das Wasser erhebenden Ferryboote, die fliegenden Brücken zwischen der Stadt und den über dem Wasser gelegenen Vorstädten, mit

Allem beladen, was der Verkehr der Straßen entleert, Menschen, Waaren, Pferde, Leichenzüge und sogar ganze Eisenbahntrains; sie begegnen sich, wie die Omnibusse, so regelmäßig und häufig auf den von ihren Schaufelschlägen stets sichtbaren Wasserlinien, die sich von den Mündungen der Stadt aus in allen Radien hinaus ziehen. Von Zeit zu Zeit bewegt sich durch dieses bunt umherschnurrende, kriechende und keuchende Gewürm an der Oberfläche der Wasserwelt ein stolz daher rudender Seesteamer. Er, der Riese, kümmert sich um die Pygmäen nicht, die unter seinem Bugspriet oder Stern vorbei gleiten und scheu zur Seite weichen oder wie Muschalen von den aufgewühlten Wasserschollen seiner Räder und Schrauben geschaukelt werden. Seine hohen Effen tragen die Spuren wilden Wetters und hoher See, die bis zu dem Funkenkranz emporgeleckt und den rothen und schwarzen Anstrich mit weißer Salzkruste überzogen hat. Noch viel und über alle Beschreibung mannichfaltiger ist das Gewühl der mit Segeln geflügelten Fahrzeuge. Neben den stattlichen Vollschißen, gleich den unsrigen, den Barken und Briggs, die im Tau oder mit geschwellten Segeln kommen und gehen, am Zib die wehenden Flaggen von aller Herren Länder, mit Produkten aus allen Zonen befrachtet oder die Erzeugnisse amerikanischen Bodens und Fleißes nach den entlegensten Häfen der Welt führend, durch die verschiedenartigste Bauart sich auszeichnend, unterscheidet sich der dickbauchige wettertrogende und sehnige Holländer von dem elegant gewachsenen Dänen und Engländer, der plumpe Russe von dem leichten, aber gebrechlichen Griechen oder dem soliden, aber gemächlichen Hanseaten; vor allen aber, wie ein edles Roß vor einer Koppel roher Ackergäule, der amerikanische Klipper, mit der schlanken elastischen Taille, dem lang gestreckten, schön geschwungenen Bug, den windwärts stehenden hohen Masten und dem scharfgeschnittenen Bugspriet, das ihm auch durch den vehementesten Wogendrang Bahn bricht. Mit diesen Schißen haben die Yankee's das Wunder erreicht, daß sie mit den atlantischen Seesteamern um die Wette segeln.

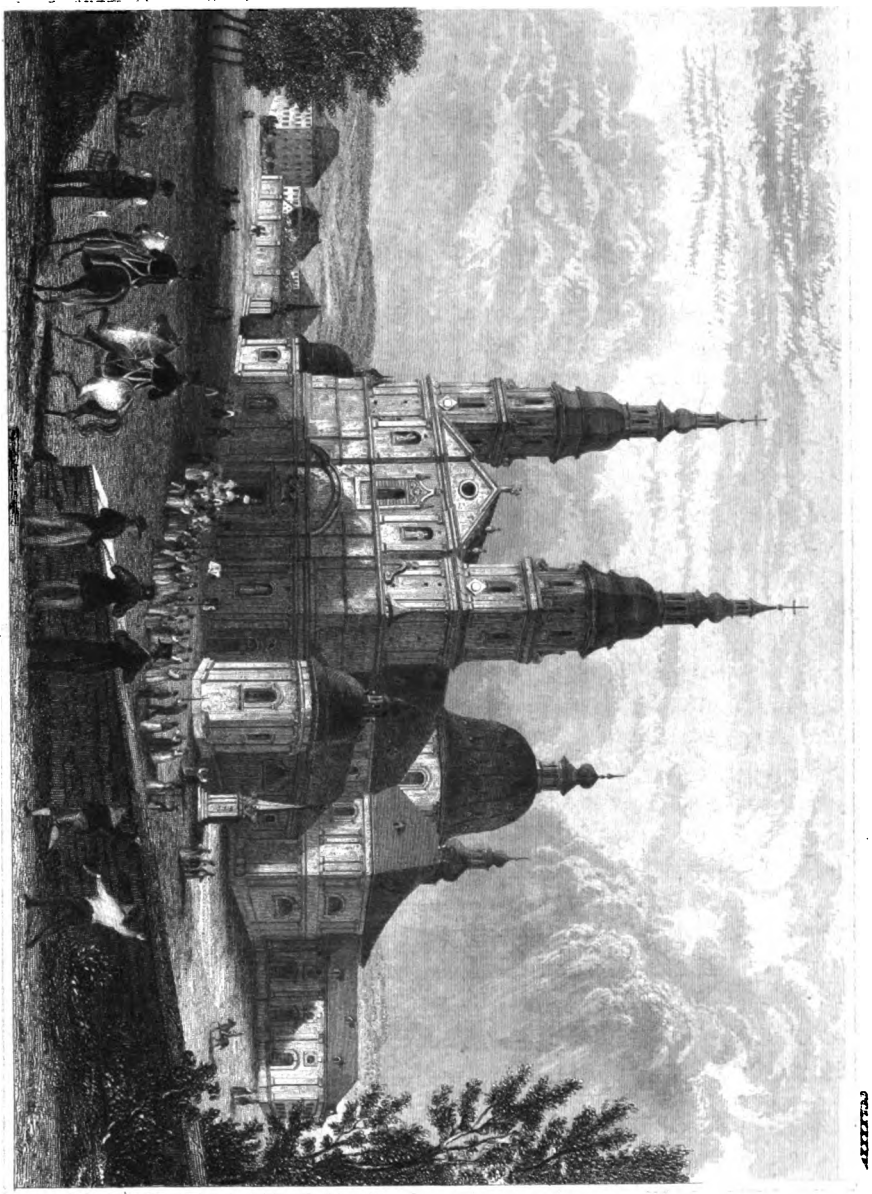
So verschieden wie ihr Bau ist auch ihre Toilette. Dort eine Barke mit dem Blue Jack oder den Sternen und Streifen auf der Flagge, wie schmuck und stolz schwebt sie einher; sie ist neu kalfatert und der blanke Kupferbeschlag wirft lange bligende Streiflichter auf die Wasserfläche; die neue Tafelage harret noch der Laufe des Seewassers, und die Segel, mit dem blauen oder rothen Streifen, sind noch ohne Flicker, die Masten neu gefirnißt, Name und Figur des Schiffes frisch vergoldet und gemalt, das Schiffsvolk in weißer Wäsche und sauberer Kleidung, Alles neu und proper, zur Mitreise einladend. Dort kommt ein Grönländer Wallfischfänger herein, man steht's ihm an, daß er zwei Jahre keinen Hafen gesehen und mit Eisbergen zu schaffen gehabt hat. Die oxydirte Bekupferung hängt in Fäden an ihm herab, dick rostig ist jedes Stück Metall, das Roth der gemalten Wasserlinie, das Weiß der Kajütluken und selbst

die dicke Theerhaut des Hulls hat das Seewasser abgenagt, die Tane sind schwarz und ausgefranzt, die Segel geflickt, die Matrosen zerlumpt, aber die vielen Barten, die außen an der Gallerie des Schiffes festhängen, zeugen von einem reichen Fang, und lustig und in frischen Farben flattert die sorglich verwahrt gewesene Flagge über dem Stern. Noch schlimmer sieht jene Brigg aus, die ein Lom-Boot in's Schlepp genommen hat; sie hat in voriger Nacht vor der Küste Hawarie gelitten; der Bugspriet verloren, das Steuer ohne Führung, kein ganzes Segel mehr, die Takelage um die Raan flatternd, Mast verloren und Nothspieren aufgesetzt, von der Gallerie des Schiffes keine Spur mehr zu sehen. Obgleich alle Hände an den Pumpen, liegt das Schiff doch auf der Seite und hat, wie man aus seinem Tiefgang bemerkt, schon viel Wasser gezogen. Es ist hohe Zeit, daß es in den Dock kommt, um nach ein Paar Wochen wieder frisch aufgetakelt und so neugeboren aussehend wie jene in See zu gehen. Noch ein anderes hereinkommendes Schiff fällt uns auf durch die langen Fahnen von Seegras, die es hinter sich durch's Wasser schleift. Es hat eine lange Fahrt im südlichen Golfstrom gemacht, dessen warme Gewässer eine so außerordentliche vegetabilische Kraft an dem alten Eichenholz ausüben. Selten verkündet eine Salve von den Forts die Einfahrt eines Kriegsschiffs. Die äußere Erscheinung eines solchen ist eine ebenso weit verschiedene von den übrigen Schiffsgattungen, wie die eines mit Wehr und Uniform angethanen Mannes des Krieges von dem im Civilrock oder Handwerkerfchurz. Man sieht ihm den Dienst des Krieges von weitem an, auch ohne auf die gebohrten Geschüßluken Acht zu haben; die Masten stehen scharf im Roth, so straff und regelrecht ist das Takelwerk angezogen, so glatt die Segel gerefft, so schmucklos und einfach der Anstrich, aber auch so sauber und so vornehm und ernst, wie an keinem andern Schiffe. Die tausenderlei Gegenstände, welche der Kriegsapparat in sich begreift, sind so vortrefflich geordnet und so streng ist jedes Ding an seinen Platz gewiesen, daß man sieht, hier regiert nicht bloß das Kommando eines Kapitäns und das Ende eines schlichten Laus, sondern das starre Gesetz der Kriegsartikel, aufrecht erhalten vom Säbel und der neungeschwänzten Rake. Die Matrosen und Marinesoldaten stehen auf den Raan in Reih und Glied, der Wimpel, die Epaulette des Kriegsschiffs, weht vom Topmast, und jauchzender Hurrahruf hallt herüber und hinüber, wenn das Schiff ein bürgerliches unter gleicher Flagge passirt. So sehr es auch in der Bai Aufsehen erregen mag, so wird es doch ausgestochen von dem festlichen Aufzug eines größeren Seefahrers, der, eben vom Stapel gelassen, seine Probefahrt durch die Bai macht; frisch von der Art und so blank wie ein geschältes Ei, paradirt das jungfräuliche Schiff auf dem Rücken des Elements, mit dem es sich eben vermählt hat. In frischen leuchtenden Farben weht die Comptoir-Flagge am Vornast, die Farben des Landes entrollen sich am Jib und die aller seefahrenden Nationen flattern in vielen hundert kleinen Fähnchen vom

Deck bis zu den Mastspitzen am Takelwerk hinauf und hinab. Die Büste oder Figur des Lauspathen unter dem Bugspriet ist mit Kränzen und Bändern geschmückt, gepuzte Damen und Herren füllen das Quarterdeck und eine Musikbande verkündet in lustigen Weisen, daß ein neues Schiff geboren ist. Die kleineren Fahrzeuge: das ebenso gewandte wie sturmefeste Lootsenboot, zu fortwährender Wachsamkeit und immerwährendem Kampf mit den Elementen gerüstet, wie der verlorene Posten eines Außenwerks; der plebejische Austerschooner und die aristokratische Yacht; das schmutzige Fischerboot und die einsiegelige Sloop schwirren und jagen durch, neben und gegen einander, wie ein Flug Schmetterlinge, und eine Unzahl Ruderboote, die den kleinen Verkehr zwischen den Schiffen und dem Land vermitteln oder zum Zeitvertreib umherspielen, vollenden die lebensvolle Staffage auf diesem kleinen Stück See, welches der Rahmen unseres Bildes umschließt.

Links begleitet von der immer belebteren, immer dichter von Landhäusern, Gärten, dampfenden Fabriken und blinkenden Ortschaften angebauten Küste von Staten=Island, rechts von dem flachern, aber eine große Stadt (Brooklyn) aufnehmenden Ufer von Long=Island, gelangen wir zur Quarantäne. Die Formalitäten der Untersuchung sind im Nu vorüber und wir, glücklicher als die dort vor Anker gebannten Auswandererschiffe, nähern uns dem Hafen von Newyork. Immer enger wird das Gedränge der Fahrzeuge, immer langsamer die Fahrt. Die rothen Häusermassen der Stadt verbergen sich hinter einem immer dichter und höher hervorragenden Wald von Masten; vorüber an der baumgrünen Spitze der Stadtzunge, der Battery mit Castle Garden, laufen wir in die Mündung des Hudson ein; es krächzt das Steuer, mit einer Wendung verlieren wir das linke Ufer, die waldigen Anhöhen von New Jersey, aus dem Gesicht; Masten ringsum, das Schiff legt an einem aus Pfahlwerk weit in den Fluß hineingerammten Pier an, der Anker rasselt nieder, wir sind im Hafen.

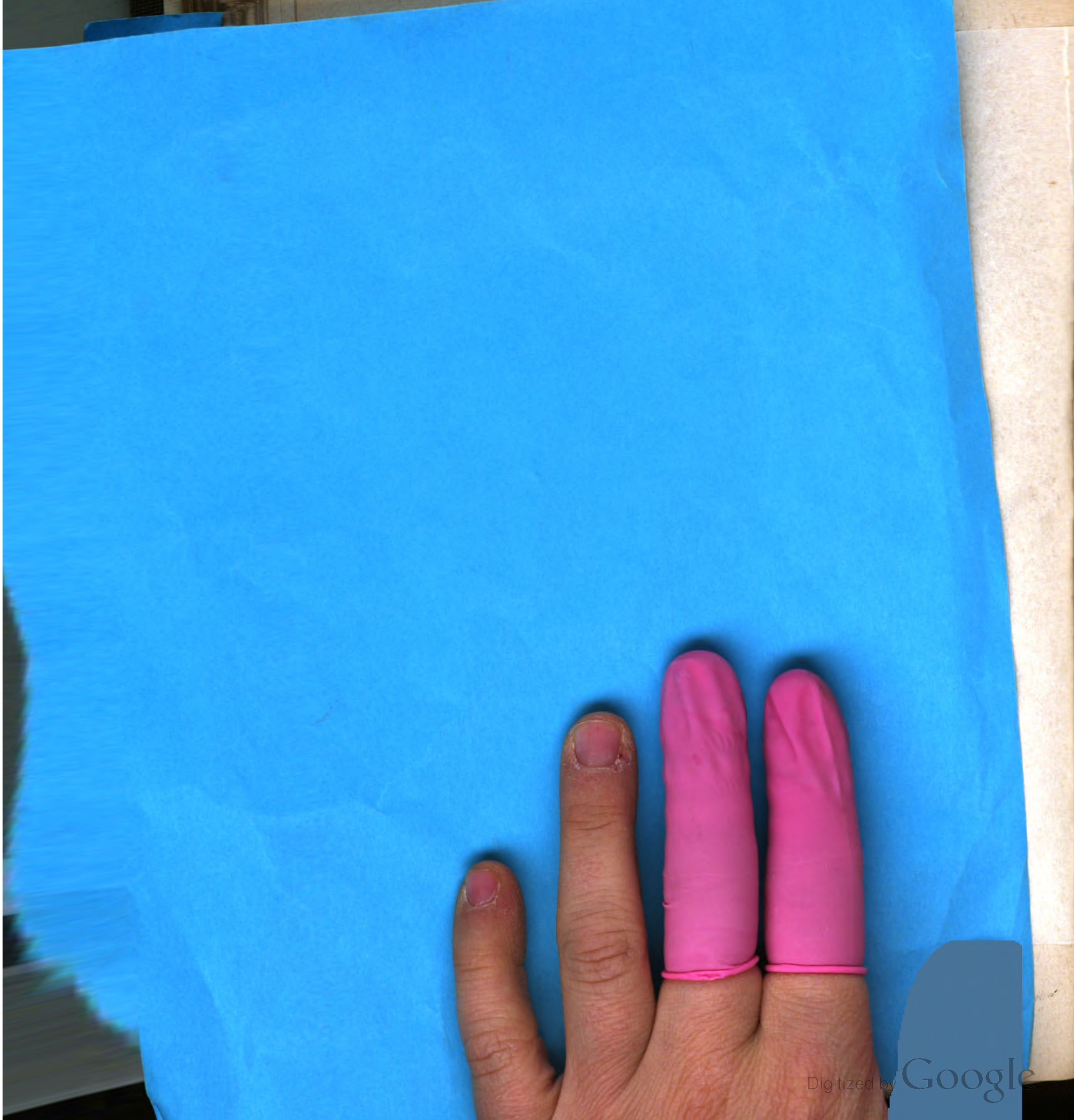
Die Ansicht des Hafens von Newyork wird von keiner Küstenscenerie der Welt übertroffen an Großartigkeit, Mannichfaltigkeit, Lieblichkeit und bewegtem Leben; zu vergleichen ist er nur mit der vom Golf von Neapel.



TRUANDA: DIAI DOM

Aut. a. Montanari e Montanari, 1871, n. 1, 1871.

Agostino e Verrini



Das Grab des heiligen Bonifazius

im Dom zu Fulda.

„Dort werde ich liegen“, spricht der Sinnliche; „und wo ist dann dieses Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Rasen geworden sein, und auch diesen letzten, kleinen Ruheplatz werde ich nicht einmal behalten. Andere werden ihn einnehmen, herauswerfen wird man meine Gebeine, die Luft wird sie bleichen und Kinder spielen mit den Knochen dieser starken Arme.“ — Du kleiner Mensch! hat die Wissenschaft dir nicht längst gelehrt und nachgewiesen, daß kein Atom untergehen kann in der Schöpfung und verschwinden in das furchtbare Nichts? Und bist du denn nicht besser als Steine, Bäume und Thiere, du lebendige Seele? Thor, du! Bist überzeugt von der Unzerstörbarkeit des kleinsten Atoms, und bezweifelst deine eigene Unsterblichkeit!

Es gibt zweierlei Fortdauer nach dem Tode, sagt irgendwo Jean Paul: die eine ist unser unentäußerliches Erbtheil; die andere macht sich jeder selbst.

Wohlan, Zweifler! Wenn das Zerfließen deines kleinen geliebten Körpers dir trostlose Vernichtung ist, so gebrauche die dir vom Schöpfer verliehenen Kräfte der Seele und ringe nach der Unsterblichkeit des Wirkens. Glaube nicht, das könne allenfalls nur Der, welcher das ist, was man einen großen Mann zu nennen pflegt. Ein jeder Mensch, seine Verhältnisse, seine bürgerliche Stellung seien, welche sie wollen, kann in der sittlichen Welt sich einen Wirkungskreis schaffen, von welchem aus er fortleben mag weit über sein irdisches Dasein hinaus. Wird auch die Welle, die von der Thätigkeit seines Ichs ausgeht, schwächer und unmerklicher, je weiter sie sich in den Ocean der Zeit entfernt: wer kann sagen, wo ihre Schwingungen gänzlich endigen? Wer die Grenze bemessen, wo eine böse oder gute Handlung aufhört zu wirken? Wer sagen, in welchem hundertsten oder tausendsten Geschlechte die während eines ganzen Erdenlebens ausgestreute Saat des Guten oder des Bösen aufhören werde, Früchte zu tragen und sich fortzupflanzen? Wo aber keine Grenze in der Zeit ist, da ist Ewigkeit. Siehe, so kannst du dir eine Unsterblichkeit selbst machen; ja, du mußt dir sie machen ungewollt, wenn du auch noch so närrisch und noch so beharrlich dein großes Erbe verleugnest.

Betrachte diesen Dom. Er wölbt sich als Mausoleum über dem Sarg eines frommen Mannes. Der ward vor eilfhundert Jahren begraben und ist längst verwest; doch ist er lebendig, gegenwärtig, wirksam unter seinen Brüdern, als rollte noch das warme Blut in seinen Adern, welche Staub sind. Sein Mund ist längst geschlossen; und doch hören wir ihn das Evangelium verkündigen so laut und so wirksam, als er es den heidnischen Thüringern und Ratten und Franken und Friesen verkündigte. Vergangen ist das irdische Organ seiner Stimme; doch tönt sie zehntausendfach in vielen Zungen und unter hundert Völkern. Die irdische Lebensfackel ist erloschen; aber an der ewigen Leuchte seines Wirkens erwärmen sich fort und fort Tausende von Herzen zur muthigen Nachfolge in seinem Berufe, und in seinem Beispiele findet jegliche Begeisterung für Verbreitung des Evangeliums und christlicher Art und Tugend eine nie versiegende Quelle und unerschöpfliche Nahrung. Wer kann sagen, Bonifazius lebe nicht mehr? Wer sagen, in dem und dem Jahrhundert höre sein Fortleben auf? Wer kann ihm überhaupt eine zeitliche Grenze stecken? Eben so gut könnte man dem Leben der Menschheit selbst das Ende verkündigen.

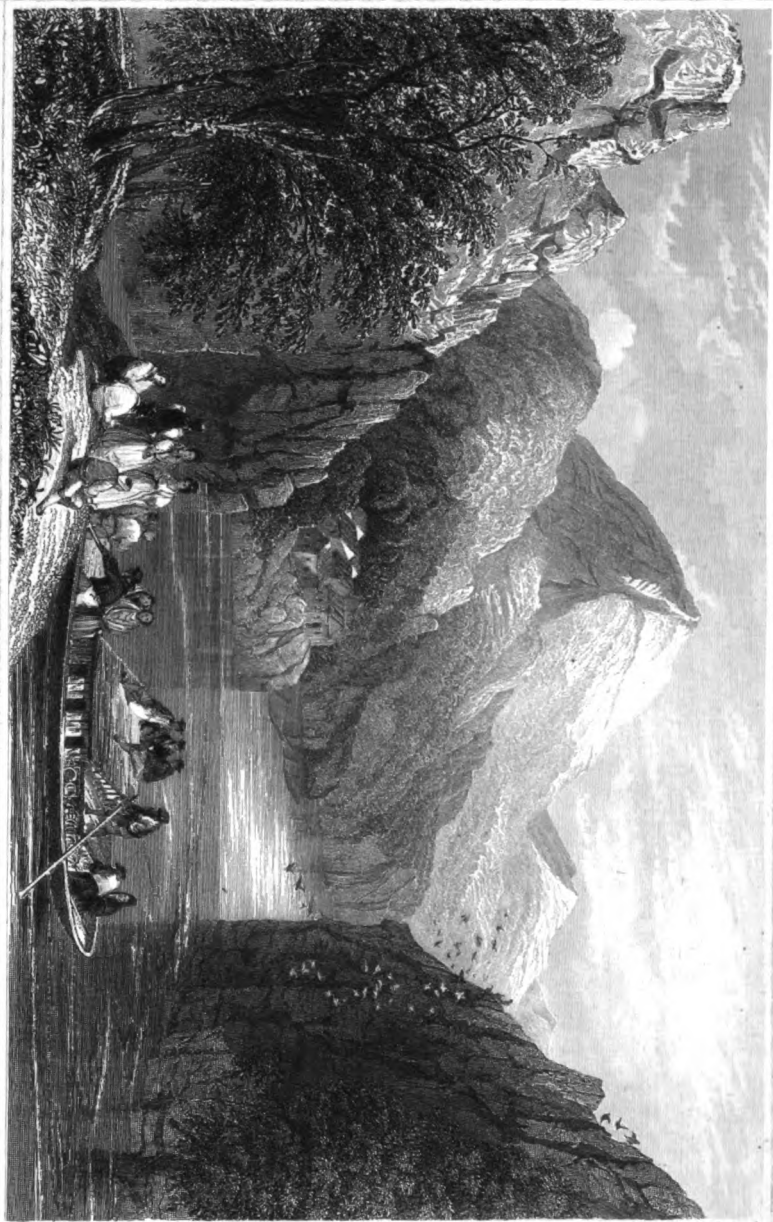
Winfried Bonifazius, Sohn eines Bauers, wurde um das Jahr 680 in England geboren. Im Kloster zu Exeter erzogen, erhielt er im 30. Jahre die Weihe des Priesters. Den größten Theil Europa's bewohnten damals heidnische Völker. Thatkräftig blühte das Christenthum aber in England. Dort trat ein Kreis begeisterter Männer zusammen, auszugiehen nach dem Beispiele der Apostel und unter die in der Finsterniß des Sittenglaubens versunkenen Völker das reine Licht des Evangeliums zu tragen. Nach Holland gingen Swibert, nach Schweden Siegfried, in Süddeutschland waren früher schon Kilian in Franken, Emiran in Bayern, Gallus in Schwaben wirksam. Nach Norddeutschland zog Bonifazius. Er begann sein Apostelamt 717 bei den wilden Friesen; mußte aber nach unsäglichem Gefahren unverrichteter Sache im nachfolgenden Jahre nach England zurück. Dort machten ihn die Brüder seines Klosters zu ihrem Abte. Aber weder die amtliche Würde, noch die Erinnerung an die erlebten Gefahren konnten des Bonifazius frühern Vorsatz erschüttern. Er erlernte die Idiome der deutschen Volksstämme, zog von allen Seiten Erkundigungen über ihre Sitten, Lebens- und Vorstellungsweisen ein, und als er sich zu seinem Vorhaben in Allem vorbereitet fühlte, legte er die Abtswürde nieder, ergriff den Pilgerstab und wanderte nach Rom, sich den päpstlichen Segen zu seinem Apostelberufe zu holen. Gregor II. ertheilte ihm förmlich Vollmacht, das Evangelium allen Völkern Germaniens zu verkündigen. Hierauf zog Bonifazius durch Tyrol und Franken unter das Volk der Thü-

ringer, und mitten in ihren finstern Waldgründen, unweit Göttha, bei Altenberge, pflanzte er, 719, das Zeichen Christi auf. Unter den furchtbaren Gefahren und Verfolgungen der heidnischen Priester erwarb sich die Wahrheit seiner Rede und der Mann, der sie verkündete, Freunde, und ehe 3 Jahre vergingen, stand das siegende Kreuz auf den Zinnen aller Berge, und Kapellen und Kirchen erhoben sich, wo man in heiligen Hainen den ungefalteten Götzen blutige Opfer gebracht hatte. Wieder ging Bonifaz nach Rom, Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen seiner Apostelwirksamkeit, und der Papst erhob ihn zum Bischof. Nach seiner Rückkehr vollendete er im Hessenlande das Bekehrungswerk und dehnte es bis tief in Westphalen aus; überall stiegen die Götzen von den Bergen nieder, und an ihrer Stelle christliche Kapellen und Klöster empor. Zur Förderung des Bekehrungswerkes berief Bonifazius Mönche und Lehrer aus England; der Papst überschickte 722 ihm das Pallium als Erzbischof, ernannte ihn zum Primas von ganz Deutschland und gab ihm Vollmacht, überall, wo er es zweckmäßig glaube, Bisthümer einzurichten und Bischöfe einzusetzen. Bonifazius gründete hierauf 4 Bisthümer: für Thüringen Erfurt; für Hessen und Westphalen Barnburg (Paderborn); für Franken Würzburg; für die Pfalz Eichstädt. Nach Karl Martells Tode weihte er Pipin zum König der Franken, und der Papst rief ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Aber sein liebster Aufenthalt blieb immer Fulda, wo er die so berühmt gewordene, nachmals gefürstete Abtei da gründete, wo er die erste christliche Kirche im Rattenlande gebaut hatte. Nach der Weise der Apostel Jesu machte Bonifazius jährlich große Rundreisen, um sich selbst vom Zustande jeder Diözese zu überzeugen, die Geistlichen in Provinzialsynoden zu versammeln, mit ihnen Rath zu pflegen und sie für die rechte Ausübung ihres Berufs zu begeistern. Achtmal vereinigte er die gesammte höhere Geistlichkeit Deutschlands in feierlicher Kirchenversammlung. Schon stand Bonifazius im Spätabend des Lebens; die Jahre hatten seine Locken gebleicht; die goldene Ernte seiner Lebensausaat sah er prangen von einem Ende Deutschlands zum andern; er war sehr glücklich; nur Eins bekümmerte ihn, immer wiesen die wilden Friesen das Evangelium zurück und beharrten in der Verehrung ihrer Götzen. Vergeblich hatte er zu verschiedenen Malen ihnen Lehrer zugesendet; keiner kehrte wieder. Da schien es dem edeln Greise, als wäre sein Werk nicht ganz vollbracht, und entschlossen tauschte er, nachdem er Verweser seines Amtes eingesetzt, den Erzbischofsstab mit dem Wanderstab und pilgerte nach Friesland, Christus dort selbst zu verkündigen. Schon hatte seine unbezwingliche Beredtsamkeit viele Tausende bekehrt. Von Ort zu Ort verpflanzte er das Kreuz; bald sah er sich dem Ziele seines Strebens nahe, als er das seiner irdischen Wanderung erreichte. Bei Doctum, unweit Leuwarden, wurde (755) Bonifazius von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen.

Aber kaum ward die That ruchbar, so strömten die bekehrten Friesen herbei, bemächtigten sich der Leiche und führten sie feierlich nach Utrecht. Hier wurde sie eingefahrt, und Priester trugen von da die irdische Hülle des großen Apostels von Station zu Station bis nach Fulda, wo man sie in der Stiftskirche, im Grabgewölbe (der Krypta), beisezte. Bonifazius hatte dasselbe sich selbst zur Ruhestätte erbaut und oft geäußert, sterbe er wo anders, möchte er doch hier begraben sein. Noch heute ruht seine Asche da, heilig geachtet und unangetastet von den Stürmen 11 langer Jahrhunderte.

Die Fuldaer Stiftskirche, welche Bonifazius baute, und an der die Krypta das letzte Ueberbleibsel ist, brannte 927 aus, wurde dann bei weitem herrlicher und größer wieder aufgebaut und 980 als Dom geweiht. 1393 legte auch diesen eine Brunst in Asche. Im 15. Jahrhunderte im schönsten gothischen Styl wieder hergestellt, traf ihn, wie so manchen andern Prachtbau der Vorzeit, zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Schicksal, den damaligen Fürstbischöfen so geschmackswidrig vorzukommen, daß er eingelegt wurde bis auf die heilige Krypta. Auf seinem Fundamente und aus den Materialien des alten erhob sich der neue Dom. Es ist eines der schönsten Bauwerke aus jener verdorbenen Zeit, wo der italienische Styl mit seiner Affengrazie und seinem Schnörkelreichtum der Baukunst allein Muster geben durfte. Dieser Dom, aus Werkstücken in einem lateinischen Kreuze erbaut, mißt 300 Fuß Länge, und die beiden Hauptthürme haben eine Höhe von 200 Fuß. Sein Inneres, obschon mit Pilastern und Ornamenten überladen, imponirt durch Größe, und man bewundert in demselben die vortreffliche Vertheilung des Lichts.

Mit dem Dom in unmittelbarer Verbindung steht das große Konventsgebäude der obenerwähnten alten von Bonifaz gegründeten, 1803 aber aufgehobenen Benediktinerabtei, einst, in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters, ein weitberühmter Sitz der Wissenschaften, wo die einsichtsvollsten Männer der damaligen Zeit, ein Rhabanus, Walofried Strabo, Servatus Lupus Diefried, Alkuin, Candidus u. a. lebten und lehrten und ihre Schüler nach allen Weltgegenden aussandten. Gegenwärtig befindet sich in dem Gebäude das geistliche Seminar.

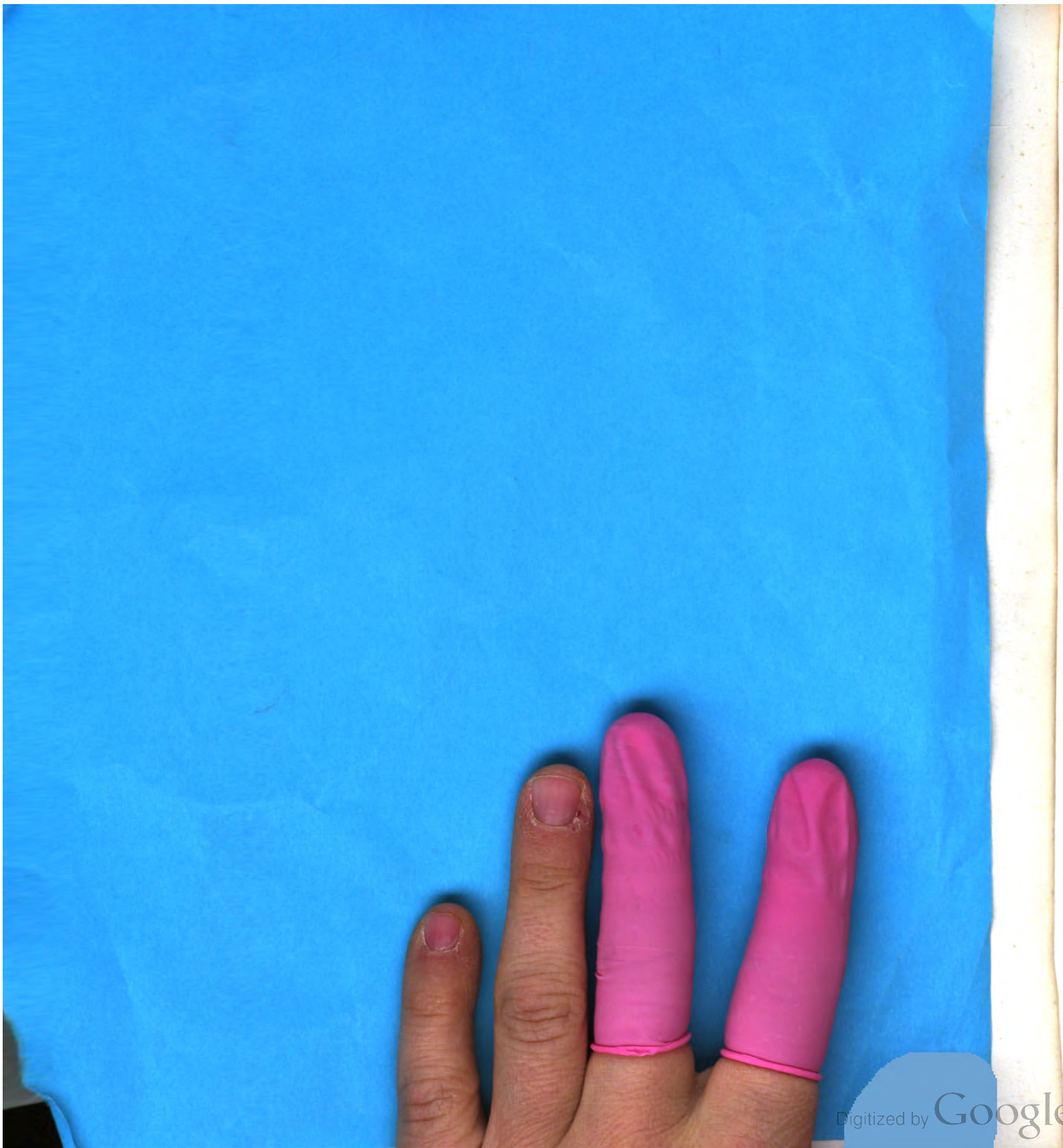


XXXX

© 1855 = 21000000
an der Jenseit.

Also a Monument d'Hydrographie in Hildes.

Verlag von d. Verlags



Der obere Mühl.

Da waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb;
Zu einander konnten sie nicht kommen:
Das Wasser war viel zu tief!

Das ist der Anfang eines uralten ostfriesischen Volkslieds. So lange ist es her, daß den deutschen Königskindern das Wasser viel zu tief war! — Das ist nun anders geworden, erst in unseren Tagen. Die Königskinder überlassen es nicht mehr den kühnen Männern des deutschen Volks allein, über Meer zu fahren, sondern stehen als Herren und Führer selbst an der Spitze ihrer gerüsteten Schiffe. Der Jahrhunderte alte und von den klugen Nachbarn sorgfältig gepflegte Irrthum, daß Deutschland ausschließlich Landmacht sei, hat ein Ende. Ein Ende hat das Vorurtheil, daß ein Staat ohne überseeische Kolonien keiner Kriegsslotte bedürfe. Auch hier kommen die vom wahren Bedürfniß diktierten Gesetze der Industrie und des Handels zur Geltung, daß überall der Handelsflotte angemessen die Marine der Waffen sein müsse und daß dagegen eine Kriegsslotte ohne Handelsmarine selbst dem reichsten Lande eine zehrende Krankheit sei. Deutschland besitzt, an Schiffs- und Tonnenzahl, ohne Oesterreich, nach Großbritannien und Frankreich, die dritte, mit Oesterreich nach England die zweite Handelsflotte in Europa.

Die germanischen Völker streben zum Meere, sie bewahren von den ältesten Zeiten unserer Geschichte an bis heute den unzerstörbaren Trieb und Beruf zur Seeherrschaft. Wer sich von der Wahrheit dieser Thatsache nicht überzeugen lassen will durch die Geschichte der Angeln, Sachsen, Friesen, der Hanse und der Niederlande, für den liegt das unumstößlichste Dokument noch heute ausgebreitet in Europa's Mitte: das deutsche Sprachgebiet. Auf der deutschen Sprachkarte hat die Nation die Grenzen ihres Bereichs gezogen, und wie steht das Bild desselben vor uns? Von Dänkirchen in Frankreich bis Riga in Rußland herrscht noch heute die germanische Zunge! Blämisches und holländisches, friesches und sassisches sprechen die Männer, die von Dänkirchen bis nahe zur dänischen Königsbau am deutschen Meere wohnen. Blämisches-deutsche Niederfesten bewahren noch

heute im Volke das Bewußtsein der alten Stammverwandtschaft, und die Friesen Hollands und Deutschlands halten das germanische Völkerband am Dollart zusammen. Ihre größten Triumphe feierte die deutsche Sprache an der Ostsee. Hier hatte sie fast das halbe Norddeutschland für sich erst zu erobern. Das Slaventhum herrschte bis zur Elbe und der Saale entlang bis zur Grenze von Böhmen. Hier drang zuerst die Religion kämpfend vorwärts. Wohin aber die Schwerter der deutschen Ritter nicht reichten, dahin trugen die Schiffe der Hanse deutsche Kultur und deutsche Sprache. Und so herrschen Beide noch immer an den Küsten der Ost- und der Nordsee weit über die Grenzen des jetzigen Deutschlands hinaus. Wie zwei sehnüchtig und liebend ausgebreitete Arme strecken sich die Sprachgebiete nach West und Ost die Küsten entlang, — ganz so sehnüchtig und liebend, wie das gesammte deutsche Volk zum Meere blickt.

Wie im Norden die Meere, sind abwärts von den Küsten und bis hinauf zu den Gletscherbächen der Alpen die schiffbaren Ströme die Lieblinge der Deutschen. Den Germanen ist für das Leben des Wassers ein besonderer Sinn eigen. Wo wäre der Bach in Deutschland, dem nicht irgend eine Sage folgte? Wo der Fluß, dessen Ufer nicht Bauwerke des Stolzes oder der Andacht schmückten? wo der Strom, der nicht seine begeisterten Sänger hätte? Wo sind die Ströme außer Deutschland, die sich messen könnten mit dem Gesangesreichtum der unseren, von den Rheinliedern ohne Zahl bis zu den G'stanzerln, welche der Donau zu Ehren in den Lüften jubeln? Dafür waren auch die Ströme die Träger der deutschen Kultur. Den Rhein von seinen Quellen bis zu den Mündungen halten die Deutschen umlagert, er verläßt ihr Sprachgebiet nicht; Elbe und Oder entlang drang der Deutschen Herrschaft vorwärts, wieder bis zum Meere; und vom Meere an stromaufwärts schoben die Ordensritter Preußens einen germanischen Keil tief in das Polenland die Weichsel entlang.

Und die Donau? Da, wo unser Bild sie dir vorführt, ist sie mit nichtdeutschem Volke noch nicht in Berührung gekommen, ausgenommen zur Zeit des großen Römerreichs, wo man am rechten Ufer zeitweise viel Latein sprechen hörte. Die Stelle findest du so ziemlich in der Mitte der Stromfahrt zwischen Passau und Linz, im zweiten der großen Krümmungsbogen, welche die Donau dort zwischen den Gebirgen der beiden Ufer ziehen muß. Unterhalb Gaienbach und wenn man an der in schauerlicher Wildniß klappernden Mühle Schlägleiten vorbeigefahren ist, öffnet sich ein sehr enger Felsenpaß, durch welchen der gepreßte Strom mit allem Ungestüm seiner schwellenden Kraft sich hindurchdrängt. Da, wo die Felsen wieder langsam auseinander gehen, der Strom aber noch zornig fort tobt, liegt auf steilem Felsenufer das Dertchen Ober-Mühl und gleich dahinter braust die große Mühel aus einer Schlucht hervor in die Donau. — Die Donau geht aber weiter, ein deutscher Strom, der

seinen kulturgeschichtlichen Beruf wohl mitunter eine Zeit lang vergessen, aber nie aufgegeben hat.

Die germanische Kultur schiebt nach Osten vorwärts, im Norden von Preußen aus nach Polen, im Süden von Oesterreich aus in die Länder der Maggiaren und Südslaven, im Norden langsamer und Schritt vor Schritt, weil die Polen mit Nationalität und Religion den Preußen widerstreben, im Süden rasch und in kühnen Sprüngen, weil hier der Deutsche seinem Elemente folgt: den Donau entlang zum Meer! Zwischen Deutsch-Oesterreich und dem schwarzen Meere gibt es nur sehr wenige Städte, wo kein Deutscher wohnte, nicht deutsche Handwerker ihre Kunst, ihre Herberge hätten, wo überhaupt gar nicht deutsch gesprochen würde. Bildet so fast jede Stadt gleichsam eine Station der vordringenden deutschen Kultur, so besitz dieselbe in der Zipf und im Sachsenlande Siebenbürgens zwei große befestigte Lager, von denen das letztere in nicht langer Weile seine Dampfrösse bis zu den Mündungen der Donau senden wird. Mit diesen Dampfrössen werden die 112 Lloyd-Dampfer der Donau wetteifern, die von der deutschen Kaiserstadt zum Meere eilen, und es ist alsdann durchaus nicht anders auszudrücken, als daß das Deutschthum seine Bahn nach Osten sich mit Dampf bricht.

Ich darf die einmal hervorgefuchte Sprachkarte nicht weg legen, ohne unseren Lesern noch Etwas verrathen zu haben, welches das von mir so eben arg gehätschelte germanische Selbstgefühl wieder in bescheidene Haltung bringt. So viel wir im Osten zu gewinnen scheinen, so viel und weit mehr haben wir im Westen verloren: die Niederlande und die Schweiz, Lothringen und Elsaß sind politisch seit Jahrhunderten entdeutscht; jene selbständigen Länder bewahren sich Nationalität und Sprache, von den an Frankreich gefallen deutschen Provinzen ist Lothringen auch sprachlich für Deutschland bereits verloren. Das Elsaß schützen noch die Vogesen und die Mütter und vor Allem die Kinder des Volks auf dem Lande vor demselben Schicksal. Die Städter und die Männer hätten längst den vielen äußeren Einflüssen der vom Westen herein brechenden Civilisation des Reichs der Mode nachgegeben, und die unaufhörlichen Bemühungen der Behörden würden auch die sorglichen Bestrebungen der elsässischen Dichter, Schriftsteller und Volksfreunde nutzlos zu machen wissen, das Alles wäre so ohne Anstrengung und Aufsehen zu beseitigen gewesen und längst erklänge um Erwins steinernen Riesengedanken kein heimisch-deutscher Laut mehr, ja, wenn die Gebirge keine Völkerschutzmauern und — wenn die Kinder nicht wären!

B a d e n = B a d e n.

Die Erscheinungen der Zeit finden ihren Schlüssel im Wesen und Zustand der Gesellschaft. Wie glänzend oder wie groß, wie stark oder wie trügend, wie widerlich oder wie fade sie auch aussehen mögen, alle haben doch nur eine Quelle als Ursprung und ein Steuer, dem sie gehorchen: die socialen Verhältnisse und die Ideen, welche dieselben beherrschen. Das Kulturleben, ausgehend von einem Punkte, wie die Ringwellen des Wassers durch den geworfenen Stein, drängt sich hinaus in immer größere Kreise. Jedes Ende ist zugleich ein Anfang, und hinter jeder untergehenden Gesittung steigt die Morgendämmerung einer neuen herauf. Die griechische ist hinweggeschmolzen mit ihrer Herrlichkeit, als wäre es Eis gewesen bis auf wenige Ueberreste; die römische, ihre Tochter, ist ein Trümmerhaufe, und auch die europäische der Neuzeit wird in den Abgrund sinken. Wie die Natur die neuen Kontinente aus den Ruinen der älteren aufgebaut hat, wie sie die neuen Geschlechter aus der Zersetzung der vorhergegangenen ernährt, wie junge Völker und Reiche an die Stelle der alten treten, wie die modernen Künste die alten ersetzen, wie neue Erfindungen, Fertigkeiten und Anwendungen die früheren verdrängen und unnütz machen, so steigen auch von Zeitraum zu Zeitraum neue Kulturformen auf den Ruinen der älteren empor. Das, was sich der organischen Verwandlung hemmend entgegenstemmt, sei es Staat, Gesetz, Kunstregel, Sitte, Religionen, wird zerbrochen: — denn das Streben zum Neugestalten duldet keine Fesseln, je größer der Widerstand ist, desto größer ist seine Kraft, und wo ihm eine allmähliche Entwicklung nicht zugelassen ist, wird es durch Umwälzungen und Revolutionen siegen.

Doch der gewöhnliche Verlauf des Kulturlebens ist ein ruhiger. Sprosse um Sprosse erklimmt eine Gesittung ihre Höhe, und Staffel um Staffel steigt sie von derselben wieder herab. Auch die moderne Kultur Europa's hat ihren Gang abwärts angetreten. Unser Auge mag es nur nicht sehen, die Seele scheut zurück vor dem Gedanken, daß es so sei, sie zittert vor der Idee, daß die europäische Civilisation ihr weites Haus räumen müsse — daß das Schicksal ihr das letzte Gemach, den letzten Schrein vielleicht in nicht sehr langer Frist verschließen werde. Während die meisten Menschen ein leichtfertiges Spiel mit den auffälligsten und bedenklichsten Erscheinungen des Verfalls treiben, sind es nur wenige, die sie wie das Mene Tekel, wie Prophezeiungen des Kommenden betrachten.



CONVERSATIONS-SAAL IN BADEN

(BADEN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliog. Inst. in Bonn.

Eigenthum d. Verlags.

Es gehört in der That doch ein sehr leichter Sinn dazu, z. B. den glänzenden, summanden Wüdentanz des heutigen Genußlebens für ein Zeichen des Wohlbestehens und der Sicherheit zu halten. Seht euch vor, wenn der große Gott beschließen sollte, einen Zerstörer und Messias zu senden in das faule Babel! Es wird dann in Europa sein, wie in einer großen Stadt, wo das Feuer an hundert Orten zugleich aus den Giebeln bricht, und kein Mensch mehr weiß, was sicher vor ihm sei und wo es ende. Dann ist kein Reichthum, der nicht verzehrt, keine Macht, die nicht über den Haufen geworfen werden könnte; dann ist kein Gut und Besitz ungefährdet; dann ist kein Verdienst, das gewißlich schützt; dann ist Alles bis auf den Glauben, bis auf Volksfittte und Volksgebräuche, ja, bis auf die Hoffnungen und Gedanken des Herzens der Zerstörung und Verwandlung hingegeben — Alles geht in dem neuen Kulturprozeß auf, welchen eine unbekannte Macht als Keim in ihrem Schooße birgt. Daher der Schauer, welcher jeden Gedanken an diese Wandlung begleitet; darum die allgemeine Scheu, dieses Thema zu erörtern; daher die Leichtfertigkeit, mit der sich die Menschen in den Strudel des Genußes und Vergnügens stürzen, sich zu betäuben; daher die Willfährigkeit, sich über das Treiben dieser Zeit Illusionen zu machen. Mitten in der Periode des Verfalls lebend, niederstehend von Staffel zu Staffel, stehend am Rande des Abgrunds, aus welchem der Krieg und die Revolution, mit den Attributen der Barbarei beladen, drohend heraufsteigen, um die Gesellschaft umzukehren, freut sich der Leichtsinn der Flammenzüge, welche an den Wänden glühen, wie eines Feuerwerks, und umgeben von den gewaltigen Symptomen des herrannahenden neuen Weltalters, sitzen die Uebrigen wie Idioten da, weder hoffend noch fürchtend, wartend, stumm, leer, kalt, Menschen gleich, die zu Stein wurden, wie Lots Frau, durch die Furcht, daß sie dem Geschick nicht enttrinnen können. — Europa ergraut mit jedem Tage. Es nützt ihm nichts, daß es sich die Runzeln glättet, die Wangen malt und Rosen in das falsche Haar steckt. Das Weib von 70 Jahren wird darum keine junge Maid, in deren Auge sich ein Himmel voll Liebe und Glück aufthut. Die Kulturformen folgen in ihrem Entstehen und Verschwinden unabänderlichen Gesetzen. Die Macht großer Ideen allein kann sie schaffen: auch sie ist's wieder, die sie ihrem Untergang zuführt. Der Einzelne ist ein Tropfen im Strome; er kann an dem Laufe desselben nichts ändern. Aber die Ewigkeit seines Daseins hebt ihn über alle Phasen des Veränderlichen und Vergänglichen hinweg und glücklich ist er, wenn er dem Zuruf folgt:

„Laß wandeln die Gedanken-Sterne
Den lichten Pfad;
Als Sämann streue in die Seelen
Des Guten Saat.

Baden=Baden, das heutige, ist ein Bad für Gesunde. Seine unermesslichen Anlagen, die Menge seiner Prachtsäle und Paläste, in denen sich die vornehme Welt aus allen Theilen der Erde zusammen findet, würden leer stehen, wäre Badens Anziehungskraft auf seine Heilquellen allein begründet. Unter den Luxusbädern ist jetzt Baden, was London ist unter den Städten; denn die Zahl seiner Gäste steigt allsommerlich auf 30,000 und darüber! Es ist begreiflich, daß in einem solchen Bade die kleinlichen Rücksichten, die man anderswo zu nehmen hat, um nicht Anstoß zu erregen, wegfallen. Da wird nicht ängstlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand stamme, welches Kleid er trage, wie er seine Zeit am liebsten sich vertreibe. Wer in Baden=Baden bemerkt sein will, muß schon ganz besondere Eigenschaften besitzen oder sehr auffallend leben. Freilich fragen auch die kleineren Kreise, deren es hier Hunderte aller Art gibt, streng genug nach den Verhältnissen eines Unbekannten, der sich ihnen zu nähern sucht. Das heutige Baden wimmelt nämlich von männlichen wie weiblichen Abenteurern selbst des vornehmsten Ranges, so daß man gegen jeden Fremden, mit dem man nähere Bekanntschaft schließen will, vorsichtig sein muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verschmelzung aller Badegäste in eine einzige große Familie, wie man es in kleineren Kurorten findet, wo der Ankommende sich schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes wie zu Hause fühlt, trifft man dort keine Spur. Nicht großstädtisch ohne Neugier und ohne Theilnahme geht Alles an einander vorüber. Wo Jedem, wie hier, eine so reiche Auswahl zur Geselligkeit offen steht, kann auch Jeder nach seiner Neigung wählerisch sein. Es gewährt ein komisches Schauspiel, wenn irgend ein Großwürdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt ist, schon vor seinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Respekt vom Kopfe fliegen zu sehen, zum ersten Mal in Baden ankommt. Nachdem er seinen Titel, der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängstlicher Sorgfalt, daß um's Himmelswillen kein „Ober“ oder „Geheim“ vergessen werde, eingeschrieben hat, schreitet er, ganz gegen die hiesige Sitte, alle Ordensbänder im Knopfloch, die Gemahlin — aufgepuzt, als wollte sie zum Hofballe fahren, — ihm zur Seite, im Gefühl seiner Würde stolz einher, in der Meinung, Jeder müsse mit zuvorkommender Höflichkeit sich ihm nähern, sich glücklich schätzen, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Aber von all den langen Titeln, breiten Bändern und der stolzen Attitüde nimmt Niemand Notiz. Da läßt denn der Verblüffte allmählig die Dekorationen verschwinden, die Excellenz trägt mit dem einfachen Kleide auch einfache Manieren zur Schau, und dem Witzbold ist die Gelegenheit genommen, an einer Lächerlichkeit seinen Stachel zu üben.

Das Konversationshaus mit seinen vielen Sälen, und noch schönerem freien Plage, von süßduftenden großen Orangenbäumen umsäumt,

ist der eigentliche Mittelpunkt des großartigsten gesellschaftlichen Lebens. Die Abendzeit von 7—9 Uhr hält hier die haute volée versammelt. In einem Kiosk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Konversationshauses getrennt ist, spielt ein gut besetztes Orchester. Die Klänge der neuesten Walzer, Polka's und der Ouvertüren beliebter Modeopern tönen in das Geseumme der auf- und niederwogenden Menschenmenge. Es sind hier oft 2000 Personen aus allen Gegenden der Welt vereinigt, die auf dem Plage promeniren oder auf den Sätzen der Ruhe pflegen. Alles findet hier seine Repräsentanten: Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz berühmter, sei es erworbener oder ererbter Namen. In einer Gruppe sieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler zusammen, die sich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwischen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten, wo sich oft die höchste Eleganz mit der höchsten Einfachheit der Toilette zu verbinden sucht. Und welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da sind die vornehmen Russinnen mit ihrem schmiegsamen und biegsamen Körper, den sie so geschickt zu tragen wissen, mit den gelblich blassen Gesichtern ohne Frische, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber sehr lebendigen, mandelförmig gebildeten Augen Leben und Reiz erhalten. Selten findet man unter ihnen eine vollkommene Schönheit; schon die Gesichter junger, kaum den Kinderschuhen entwachsener Mädchen sind fast immer krankhaft; weißer Teint, frische Farben gehören bei ihnen zu den seltensten Ausnahmen. Aber etwas Piquantes haben sie in ihrer Erscheinung trotz dieses Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorstehenden Backenknochen. Uebertroffen werden sie im Allgemeinen von den Französinen, denen man in ihrer ganzen Erscheinung die Palme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchse und fesselndem Ausdruck der Züge ist bei ihnen vereint. Von Engländerinnen, deren Zahl in Baden eine Legion ist, sieht man einzelne, welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr rosiges Kolorit die Blicke mit Recht anziehen; sonst haben sie etwas Steifes, Eckiges, wenig Ansprechendes in Wuchse, Gang und Kleidung und stehen hinter den andern weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unseren deutschen Frauen mangelt nicht selten der Reiz einer eleganten Erscheinung, obschon sie es an Sinnigkeit und wahrer Anmuth mit der ganzen übrigen Damenwelt aufnehmen können. — Die Kokette ist in Baden Königin. Wie feurige Raketen fliegen die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen, die hier auflobern, sind meist leere Strohefeuer, eben so schnell wieder erloschen wie aufgeflackert; aber leichte Verhältnisse knüpfen sich schnell, denn die Gelegenheiten sind günstig, die strenge Sitte beugt sich in Baden dem Vergnügen. Ein Blick auf die hundert Verhältnisse, die sich auf der Promenade anknüpfen und zwischen verschwiege-

nen Wänden fortsetzen, könnte uns zeigen, wie locker die Bande, wie leicht die Moral der vornehmen Welt aller Nationen geworden sind.

Doch wer mag solche Spuren verfolgen, wo so Vieles zum reinern Genuß ladet! Wie süß duften die Orangen! Sie erhöhen den süßlichen Zauber, der über Allem ausgebreitet liegt. Lind und warm ist die Luft, jedem rauhen Winde ist der Zutritt durch die schützenden Berge verwehrt, von dunklerer Färbung ist das Blau des Himmels. Auf der einen Seite der Promenade steht das im edlen Style gebaute weitläufige Konversationshaus mit seiner Säulenhalle und seinen zierlichen Nebengebäuden; auf der andern breitet sich ein grüner Rasenteppich aus, rings von einer Allee schattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatralisch erhaben, ist die Stadt Baden mit ihren schimmernden Häusern, Balkonen und flachen Dächern, die ihr einen italienischen Charakter verleihen; hoch oben darüber glänzen die sorgfältig angebauten Höhen des Schwarzwaldes, in deren Baumwipfel die Winde wie Chordale rauschen. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, ruht das malerische Gemäuer der alten Schlossruine Baden; mit ihm in gleicher Höhe sich über alle Berge hinziehend ein hoher Ramm kahler Felsen, deren todes Silbergrau schön von dem dunkeln frischen Waldesgrün absticht. — Jetzt hat die scheidende Sonne über dieß bunte Gemälde ihre purpurne Gluth ausgegossen, alle Farben erscheinen zuletzt noch in hellerem Glanze, die Fenster des Städtchens spielen Flammen und, gleich Rubinen, funkeln sie in der silbernen Einfassung der weißen Gemäuer. Noch so ein letzter hellstrahlender Blick, und die Schatten der Nacht sinken allmählig herein, und verbreiten über Alles leise ihren dunkeln Fittich. Da blitzen wie mit einem Zauberschlage unten auf der Promenade die Gasgirandolen mit ihren weißen, durchdringenden Strahlen auf, und helle Streiflichter fallen auf die immer noch wogende Menschenmenge. Ihr trügerischer Schein ist Vielen günstiger als das klare Licht der Sonne, er schmeichelt dem falschen Glanze, den dieses unbarmherzig enthüllt. Lebendiger glänzen die Wangen der Frauen, unsichtbar sind die Falten und Runzeln und die matten Kreise der Augen, die des Lebens Eile und überschwenglicher Genuß zu frühe gezeichnet; feuriger scheinen die Blicke, deren innere Leere sich jetzt weniger bemerklich macht. Immer lebendiger wird das Gesumme, immer kühner werden die Worte der selten vergeblich schmach tenden Seladons, immer gewährender die Blicke der Frauen; was die Helle des Tages noch zurück drängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rücksichtsloser wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwischen das Geplauder der Gruppen, die weiter unten an der galerie des fumeurs um einzelne Tische sitzen und, behaglich Sorbet oder farbiges Eis schlürfend, sich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Konversationshauses, die mit vielem äußeren Glanze, ganz darauf berechnet, die Augen der großen Menge zu blenden, ausgestattet sind, drängt sich die Menge. Welche Fundgrube für

einen Genremaler, der die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben wollte! Interessant müßten solche Bilder sein, schön aber selten, denn ein wohlthuender Anblick ist's nicht, den diese Scenen gewähren. Wie verschieden malen sich die Leidenschaften in ihren wechselnden Steigerungen in den Gesichtern dieser Gesellschaft! Welche unvergängliche Linien werden hier oft dem Antlitz für immer eingegraben! Alt und Jung, Vornehm und Gering stehen dicht um die grünen Tische geschüart; Stand und Rang sind hier ganz verschwunden; die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harzt der Groupier die Geldrolle des Fürsten und den letzten Kronenthaler des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war, der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall, das er mit geschickter Hand umher wirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegierten Geldsucht; was kümmert's ihn, wie die rollende Kugel fällt, ob sein Leben oder Nehmen des Goldes Entzücken oder Verzweiflung bereitet? *Faites vos jeux, Messieurs!* tönt heiser die tonlose Stimme, bligend fliegt das Auge über den langen Tisch, die Sätze zu kontrolliren und Betrügereien zu verhindern.

Oft sieht man viele Tausende auf einem Säge stehen, und der Unternehmer, ein französischer Oberst, Benazet, soll, außer dem jährlichen Pacht von 40,000 Franken und den großen Kosten für den Bankbetrieb, bei dem allein nahe an 30 Groupiers angestellt sind, in einer Saison oft mehr als 100,000 Gulden reinen Gewinn gehabt haben. Gewähren schon Männer an Spieltischen einen widerwärtigen Anblick, so ist dieß in weit stärkerem Grade bei den Frauen der Fall. Förmliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten, machten in der Regel nur vornehme Russinnen, die, wie überhaupt über alle Schranken der Sitte, so auch hier über den Anstand sich am leichtesten hinwegsetzen; außer ihnen auch einige Französinen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich den Tischen nähern und stehend, gleichsam aus Scherz, einige Goldstücke dann und wann hinwerfen. Das ächte Bild einer wahren Spielerin gab mir eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens, wo die Säle der Bank sich öffnen, bis spät um Mitternacht, wo sie geschlossen werden, behauptete sie unablässig ihren Sitz, gewöhnlich beim Trente-un. Sie spielte nicht sehr hoch, ihre Mittel schienen dem großen Spiel nicht gewachsen. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem einst die Flammen der Liebe gelodert haben mochten, auf der Hand des Groupiers, der die Karten umschlug! Welche unersättliche Gier spiegelte sich in den scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer,

als der Jorn über Verlust. Im letzteren Falle verfehlte sie nie, durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn anzufrischen!

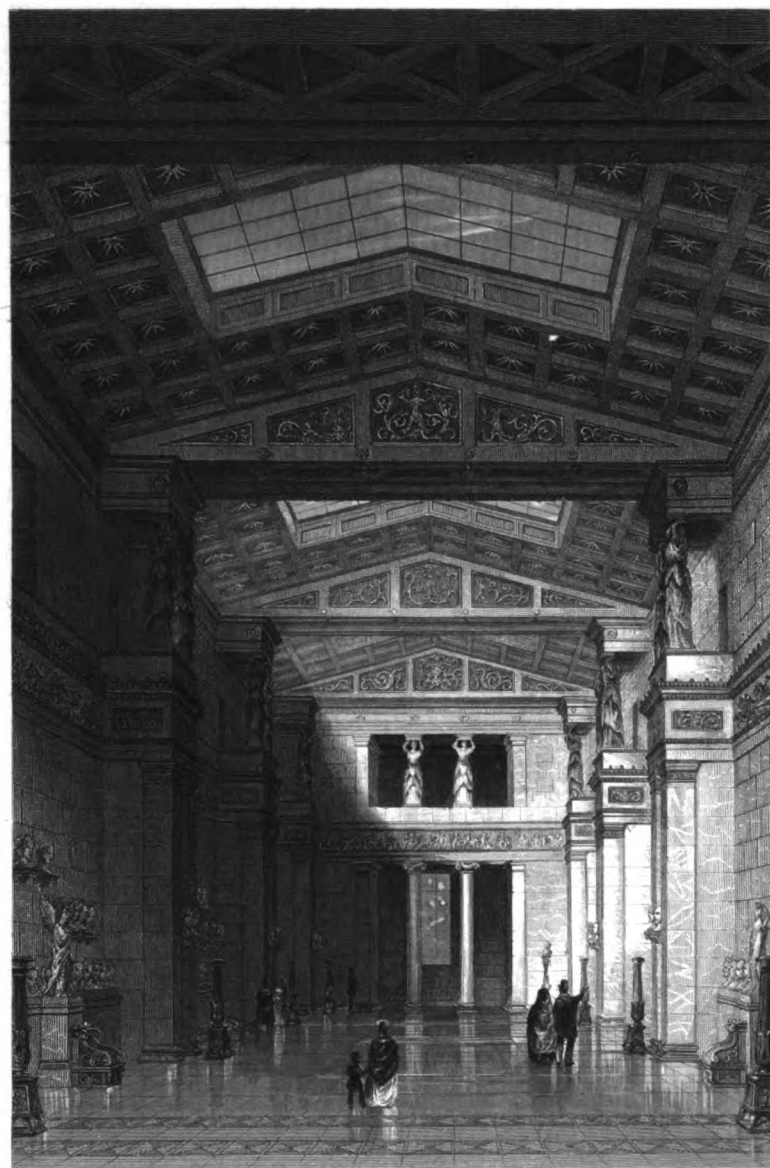
An den Spnntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, theilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die von dem Unternehmer freigebig bezahlt werden. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen der Kugeln, dem Klappern und Klingen der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden, die an solchen Abenden doppelt zahlreich sind, können sich dann wenigstens trösten, daß Fanfaren ihren Verlust begleiten oder sanfte Flötentöne ihn betrauern.

Werfen wir noch einen Blick auf Badens Landschaft.

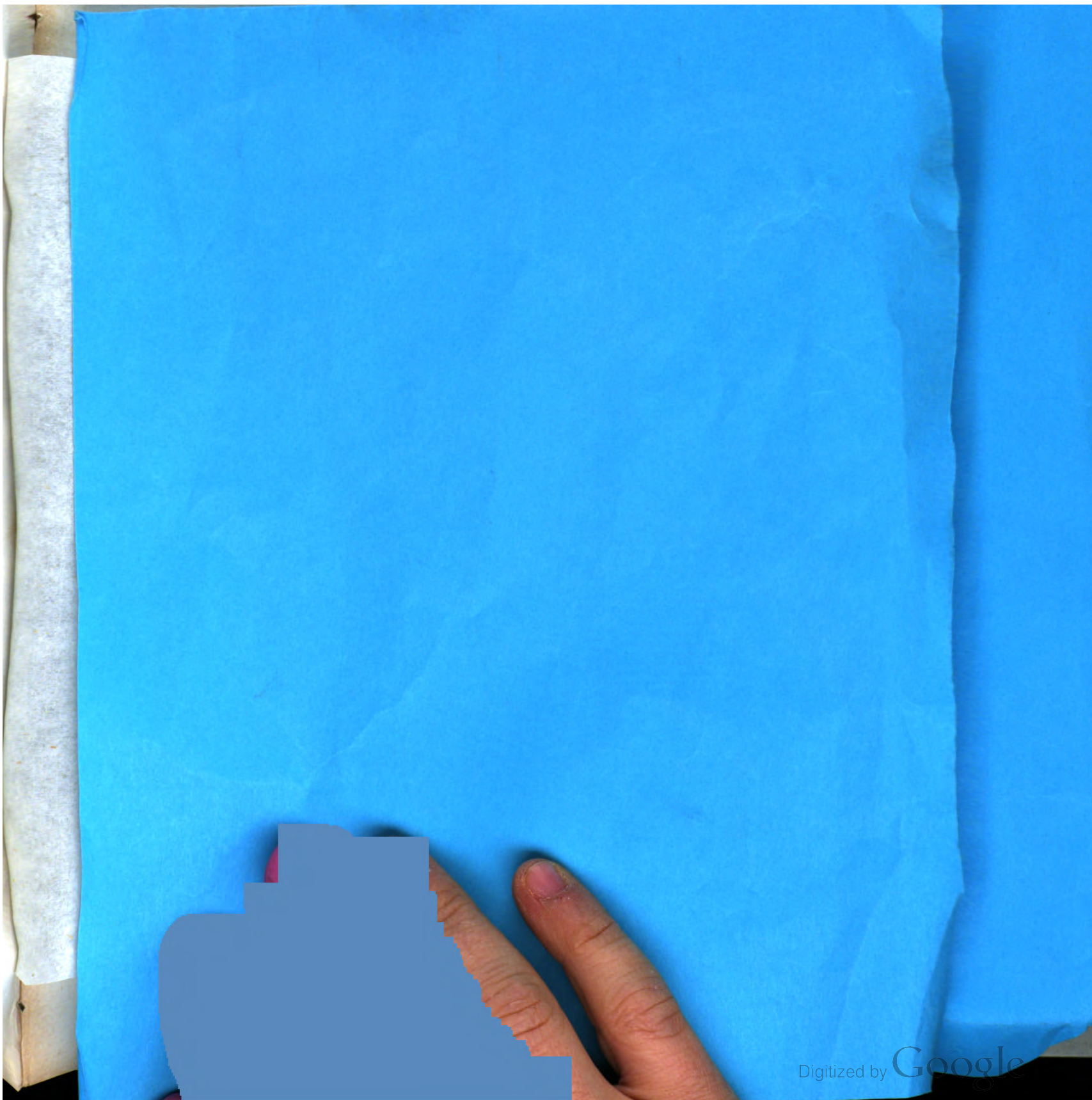
Im schwäbischen Gebirge, dem dunkeln Schwarzwalde, hat sich das Murg-Flüßchen ein tiefes Thal gegraben, welches, ohne auf Großartigkeit Anspruch zu machen, doch eine Menge Naturschönheiten in sich vereinigt. Streckenweise unbewohnt, wild, schauerlich, öde und still, lärmt und klopft an andern Orten das rührige Leben der Schneidemühlen, Poch- und Hammerwerke, und aus Stollen und Galben in der Thalwand guckt der verborgene Fleiß des Bergmanns. Die prächtigen Wälder, die bis zum Thalgrund hinabsteigen, bestehen aus Fichten und Weißtannen und alle Schluchten und Höhen dampfen von den Meilern der Köhler und den Oefen der Kienrußbrenner und Theerschweeler, welche hier im innungsmäßigen Verbande stehen.

Eine schmale Kette kegelförmiger Waldberge trennt das Murgthal mit seinen anspruchlosen Bewohnern von dem betäubenden Geräusch der großen Welt in Baden-Baden. Die Gegend ist schön. Die Bucht, an deren Rand der freundliche Ort gebaut ist, wird von einem Halbkreis von Bergen umgeben, auf deren Gipfel das Grau verfallener Burgen mit dem Grün des Waldes anmuthig wechselt, und umsäumt von Parkanlagen, Rebgeländen und Obsthainen, aus denen die Menge niedlicher Häuschen herauschaut, zwischen welchen da und dort ein schloßartiger Landsitz oder eine prunkende Villa sich hervorhebt. Einer der besuchtesten Punkte in der anmuthigen Umgebung der Stadt ist die oben bereits erwähnte Ruine des alten Schlosses Baden, der Ahnensitz des badenschen Herrschergeschlechts; sie liegt über dem Thal auf halber Höhe einer bewaldeten Bergkuppe; gebnete Pfade führen von allen Seiten zu der Ruine, die auf schroffem Porphyrfels im Kreise vielhundertjähriger Bäume steht, von Epheu umgürtet und durch abgetragene Felsmassen, sowie durch einen tiefen jetzt verschütteten Graben, von der Kette des Bergrückens geschieden. Neben dem Schloß überrascht, durch eine lichte Waldöffnung, eine heitere Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

Der Ruhm der badener Heilquellen ging schon durch die römische Welt. Septimius Severus, Caracalla, Heliogabal hatten Wohnungen bei den Thermen, und der glänzende Hof der Imperatoren trug vor 1600



INNENRIE DER WALHALLA



Jahren in Baden ein vielleicht noch üppigeres Leben zur Schau, als die Gegenwart. Noch geben eine Menge Trümmer und Merkmale von der Anwesenheit der alten Weltbeherrscher Kunde: — Thermenreste, Mosaiken, Inschriften auf Meilenzeigern und Grabsteinen, Gefäße und Münzen. — Die Quellen, welche aus dem Gneis der Terrasse des sogenannten Schneefengartens hervorsprudeln, sind in ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen den wiesbadener Thermen ähnlich. Sie gehören zur Klasse der muriatischen und ihre Heilkraft äußert sich vorzugsweise in den Krankheiten des Lymph- und Drüsenystems, bei Skropheln, hartnäckigen Rheumatismen, Rähmungen und in den Leiden, welche aus der Schwäche der Verdauungsorgane entspringen. Man braucht den Brunnen als Bad in allen Formen, am häufigsten als Douche. Ein frisches, kräftigendes Stahlwasser, das in der Nähe quillt, unterstützt den Gebrauch der Thermen und öfters mit großem Erfolge.

Die Saison beginnt im Mai, ihre Glanzzeit füllt den Juli aus, und in den ersten Septembertagen veröden Salons und Promenaden. Doch bleiben immer kleine Winterkolonen zurück, meistens englische Familien, die, von der herrlichen Gegend gefesselt, nicht selten für mehrere Jahre sich hier niederlassen.

Die Walhalla.

Seit Jahren schon sucht der nicht befriedigte und in so mancher Beziehung schmerzlich verletzte deutsche Nationalstolz einen Ausweg, indem er sich bald gegen diese, bald gegen jene Seite wendet. Des äußern Schwerpunkts entbehrend, auf dem er mit seinem irdischen Bestande ruhe, sucht er einen idealen auf; und wo ihm die Lebenden nichts bieten mögen, kehrt er bei den Todten ein. Gehindert, sich in schattenden Zweigen auszustrecken, sendet er seine Triebe in die dunkle Erde hinab und schlingt sie liebend um die Schreine seiner Heiligen. Deutsches Volk, das nicht versuchen darf, Rath zu schlagen über deutsches Wohl, sammelt sich um die Urnen seiner großen Männer und richtet ihnen Denkmäler auf.

Vorzugsweise ist es die Architektur, welcher, vermöge der Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Formen, vor allen übrigen Künsten es zukommt, Nationaldenkmäler aufzuführen, und Skulptur und Malerei sollten nur die-

nen, die großartigen Gedanken jener zu verdeutlichen und zu erklären. In diesem Geiste schufen die alten Völker ihre Denkmäler; schmückte Athen seine Akropolis aus, bauten die Römer dem August und Hadrian Mausoleen, richteten die Pharaonen Pyramiden und Tempel auf. Nur da, wo die Persönlichkeit des Helden einen beschränkten Wirkungskreis ausfüllt, ist ein einfaches Bildniß=Sezen schicklich und am rechten Orte; bei Geistern unversessener Thätigkeit aber muß das Bildniß stets eine untergeordnete Rolle spielen. — Als die Thüringer dem Bonifazius vor Jahrzehnten an einsamer Waldstelle, da, wo der Apostel das erste Kreuz aufgerichtet hatte, ein Standbild errichten wollten, und dem Herzoge August von Gotha zwei Zeichnungen, die in den Gesichtszügen der Statue sehr differirten, zur Prüfung vorgelegt wurden, fragte der geniale Fürst einen Leuchter mit brennender Kerze auf's Papier und schrieb darunter: das ist Bonifazius. Und ein Candelaber wurde aufgerichtet auf der Höhe, der weithin sichtbar ist im thüringer Lande, und Jeder weiß ihn zu deuten. Was soll eine Armins=Statue, noch so groß, bei Detmold? Stellt mir auf einen Würfel ein deutsches Schlachtschwert als Obelisk hin, die Spitze gen Himmel gerichtet, und das Volk, dem's doch gilt, wird's besser begreifen.

Eine verwandte, gleich umfassende Bedeutung hat der Tempel, den ein deutscher König an der Donau bei Regensburg aufgerichtet. Die Walhalla, jener Ehrentempel deutscher Größe und deutschen Ruhmes, dessen nördlicher Stiebel die Armins=Schlacht schmückt, dessen südlicher Deutschlands neueste Befreiung darstellt und dessen Inneres die ganze vaterländische Geschichte verherrlicht, kann auch ein Armins=Denkmal heißen, aufgefaßt im großen Geiste der Geschichte. Die Idee bekrundet den hohen Sinn jener Janusgestalt unter den Fürsten der Jetztzeit, und die Ausführung ist des Königs ganz würdig, den die Welt den Beschützer der Künste nennt. —

Es war zu Anfang des Jahres 1807 — in jener für Deutschland so schlimmen und trostlosen Zeit, in welcher alles Nationalgefühl erloschen, alle Nationalkraft gebrochen schien — als Ludwig von Bayern den acht königlichen Gedanken faßte, dem Andenken von Deutschlands edelsten Männern eine Halle der Unsterblichkeit zu gründen. Wahr und herrlich schrieb ihm damals Johannes von Müller: „Väter und Enkel, wenn der deutsche Stamm, wie wir hoffen, noch für die Zukunft grünt, — Väter und Enkel werden es Ihnen danken, Edelster der Wittelsbacher, zu einer Zeit, welche uns selbst uns zu entreißen drohte, des Vaterlandes eingedenk gewesen zu sein. Es ist eines eigenen Vorbeers würdig, das Gefühl der Nationalkraft nicht untergehen zu lassen und, wie manchmal Ihre Altvordern an entscheidenden Tagen, so als Vorseher des verkannten Werthes zu erscheinen.“ — Und unter allem Schlachtenlärm, unter allen Stürmen der folgenden Jahre bewahrte Ludwig die erhabene Idee treu in seiner

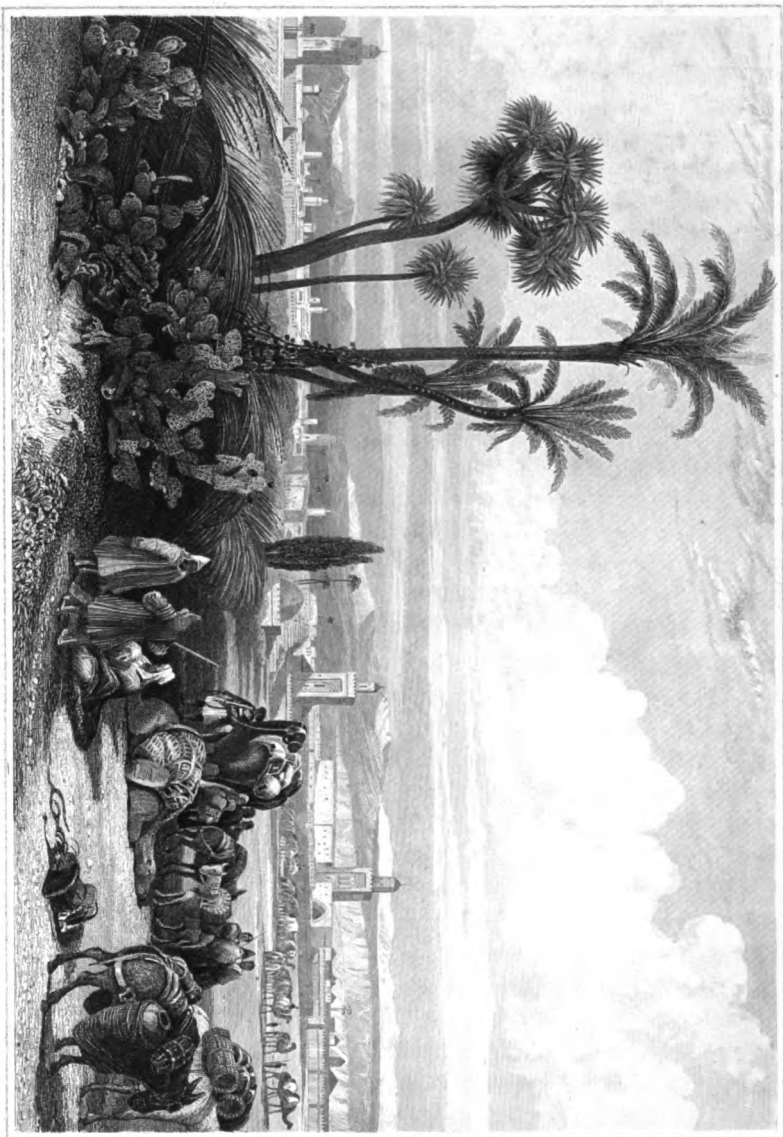
Seele und bildete sie weiter aus. Endlich im Jahre 1830 am 18. Oktober legte er, der unterdessen zum Mann gereift war und die Königskrone trug, stolzen Bewußtseins den Grundstein zum Gebäude, zu dem Leo von Klenze, nach des Königs Idee, den Plan entworfen hatte. Es bedurfte 12 Jahre zu seiner Vollendung; 1842, abermals am 18. Oktober, wurde es mit großer Feierlichkeit eröffnet.

Das Gebäude selbst ruht auf einem cyklopischen Unterbau, von dessen Füße Marmorstufen hinauf zur Tempelterrasse führen, und stellt einen dorischen Tempel von salzburger weißem Marmor vor, ähnlich dem Parthenon auf der Akropolis Athens. Bei einer Höhe von 70 Fuß hat es eine Breite von 100 und eine Tiefe von 300 Fuß. Das Dach wird rings von 58 kolossalen Säulen getragen, von denen zweimal 8 den vordern Giebel stützen und eine geräumige Vorhalle bilden, und 17 an jeder Nebenseite und 8 an der Rückseite den übrigen Theil des Baues umschließen. Dieser Großartigkeit entspricht die Ausführung der einzelnen Theile auf's Vollkommenste. Die beiden geräumigen Giebelfelder sind, wie schon angedeutet wurde, mit Darstellungen der großen Freiheitskämpfe der Deutschen geschmückt. Der nördliche Giebel enthält die Hermannsschlacht. Da sieht man in der Mitte Hermann den Cherusker, auf eroberten römischen Feldzeichen stehend; um ihn die Helden, die Var den, die begeisterte Seherin; dieser Gruppe gegenüber die besiegten Römer, unter ihnen Varus, der sich das Schwert in die Brust stößt, um den Tag der Schmach nicht zu überleben. Auf dem südlichen Giebelfeld ist die Wiederherstellung nach dem letzten Freiheitskampfe gegen Napoleon dargestellt; in der Mitte sieht man die schöne und majestätische Gestalt der Germania thronen, das Schwert in der Hand.

Das Innere stellt einen weiten Marmorsaal dar, der sein Licht durch die hohe mit Bronzeplatten und Ornamenten auf das Reichste ausgeschmückte Decke erhält. Blendende Pracht empfängt den Besucher. Fußboden, Thronessel, Tafeln und Tische sind alle von köstlichem Gestein, öfters reich vergoldet. Vor allem aber wird der Blick von einem Marmorfries angezogen, der 1300 Fuß lang rings um den Saal läuft und, nach Entwürfen des Bildhauers Wagner, in halberhabenen Gestalten die Heldensagen und Urge schichten der deutschen Völker erzählt. Die Hauptmomente sind folgende. Im ersten Felde sieht man die Wanderung des deutschen Stammes von seinen Ur sizen am kaukasischen Gebirge her in die Länder des Niederganges. Dann ist das Leben und Treiben der alten Deutschen dargestellt; man sieht den Var den, dessen Liebern Männer und Frauen lauschen, die opfernden Priester und die weissagenden Seherinnen, die Fertigung der Waffen und Schilde, den Schwerttanz u. Die dritte Abtheilung stellt eine deutsche Volksversammlung dar, wo der Stamm über Gesetze rathschlägt und seinen Herzog wählt; daneben den Handel mit fremden Kaufleuten, welche Bernstein eintauschen. In den folgenden

Feldern sieht man den Zug der Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojorix und die Niederlage der Römer bei Noreja; den Kampf der Deutschen gegen die Römer am Rhein; die Kämpfe in Thracien vor den Mauern von Hadrianopoliß; die Huldigung Roms vor dem siegreichen Gothenkönig Alarich; im achten Felde endlich die Aufrichtung des Christenkreuzes auf dem Plage, wo die Art des heiligen Bonifazius die tausendjährige Donnersäule fällt.

Hundert und vierzig Konsolen, an den Wänden hingereiht, sind bestimmt, die Büsten der Männer und Frauen zu tragen, welche deutsches Volk seit seinem Ursprung in jeder Beziehung verherrlicht haben: seine Helden im Krieg und im Rath, in der Poesie, in der Kunst und Wissenschaft. Die großen Männer der stammverwandten Nationen, Schweizer, Niederländer u., sind dabei nicht ausgeschlossen. Viktorien (von Rauch) unterbrechen die Eintönigkeit der Büstenreihen. In einer Vorhalle werden die Bildnisse und Büsten derjenigen aufgestellt, welche schon bei ihren Lebzeiten als würdig erkannt sind, den Helden der Walhalla beigezählt zu werden. Etwa 100 Plätze sind bereits eingenommen; die übrigen gehören den Ehren kommenden Geschlechter. Alle Büsten sind, so weit dieß zu erlangen möglich war, treue Porträts. Von den übrigen prangen die Namen in glänzenden Buchstaben an den Wänden über dem Fries. Den Reihen dieser eröffnet Hermann, der Römerbesieger; unter den folgenden Namen findet man die Westgothen-Könige Alarich und Theodorich, Hengist und Horsa, Theodorich den Großen, Alboin den Longobarden, den Sachsen Wittekind, Karl den Großen, Alfred den Großen und andere bedeutende Fürsten, die Dichterin Roswitha, Bonifaz und andere Heilige, Otto von Wittelsbach, die Dichter Heinrich von Ofterdingen, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach; die drei Männer auf dem Rütli; Arnold von Winkelried u. a. — Unter denen, die in Figuren oder Büsten unter dem Fries stehen, trifft man die deutschen Kaiser Heinrich den Finkler, Otto den Großen, Konrad den Salier, die Hohenstaufen-Kaiser und Rudolf von Habsburg; den Baumeister Erwin von Steinbach, Gutenberg, die Maler Joh. van Eyck, Hans Memling, Albrecht Dürer und Hans Holbein, Kaiser Maximilian I., Reuchlin, die Ritter Franz von Sickingen und Ulr. v. Hutten, den Künstler Peter Vischer und Erasmus von Rotterdam, Kopernikus und Kepler, Wilhelm von Oranien, Wallenstein, Bernhard von Weimar, Rubens und Wandysk, Hugo Grotius, die Admirale Tromp und Reuter, Otto von Guericke, Friedrich Wilhelm den großen Kurfürsten von Brandenburg, den Philosophen Leibniz, Moritz von Sachsen, den Tonsetzer Händel; L. v. Zinsendorf, Winkelmann, A. v. Haller, Raphael Mengs; Maria Theresia und Friedrich II.; Lessing, Gluck, Mozart und Haydn; Ferdinand von Braunschweig, Katharina von Rußland; die Dichter und Schriftsteller Bürger, Moser, Klopstock, Herder, Kant, Schiller, Wieland, J. v. Müller; die Feldherren Scharnhorst, Blücher,



caravan

Schwarzenberg, Diebitsch, Sneysenau; Minister von Stein; den Astronomen Herrschel und der Dichter Erzfürst Goethe!

Wahrlich eine stolze Versammlung! Möge die Zukunft der Ebenbürtigen noch Viele hinzugesellen, ehe die deutsche Zeit geschlossen ist und ihr letztes Kleinod in den Hausschatz fremder Herren wandert. So wird jeder Deutsche rufen, und dennoch, warum kann er diesen Tempel deutschen Ruhmes nicht verlassen ohne ein bitteres Gefühl im Grunde seines Herzens, traurige und schwere Gedanken? Vergebens sucht er in den langen Reihen großer Deutschen nach Luther, vergebens nach Melancthon und Zwingli. Keiner der Reformatoren ist aufgenommen! Gehören sie nicht zu Deutschlands großen Männern? Oder durfte in Bayern nur eine specifisch katholische Walhalla errichtet werden? Warum aber hat man dann protestantischen Dichtern, Philosophen, Künstlern und Kraftmännern aller Art den Zutritt gegönnt? So muß sogar diese Walhalla an den wunden Fleck erinnern, an dem Deutschland krankt und siecht und der das arme, so unendlich geist- und kunstblühende Land zu keiner Macht und Stärke gelangen läßt: an seinen Mangel an Einheit.

M a r t i o.

Von dem Ehrentempel des deutschen Volkes führe ich dich in den Erdtheil, auf dem die schwarzen Völker wohnen: Kulturembryonen kommender Zeiten.

Ich führe dich auf den Hügel, von dem der Zeichner vor wenigen Jahren diese Ansicht skizzirt hat. Denke dich dahin am frühen Morgen. Hinter den Bergen zucken rothe Strahlen, Sonnenboten, den schlummernen Tag zu wecken. Noch hüllt die Ebene sich in Nebelschleier, züchtig wie eine Braut, die des Geliebten harret. Da kommt Phöbus! Seine Feuerhand ergreift den Schleier: er zerteilt; er flattert auf im Aether und verschwindet. —

Welcher Anblick!

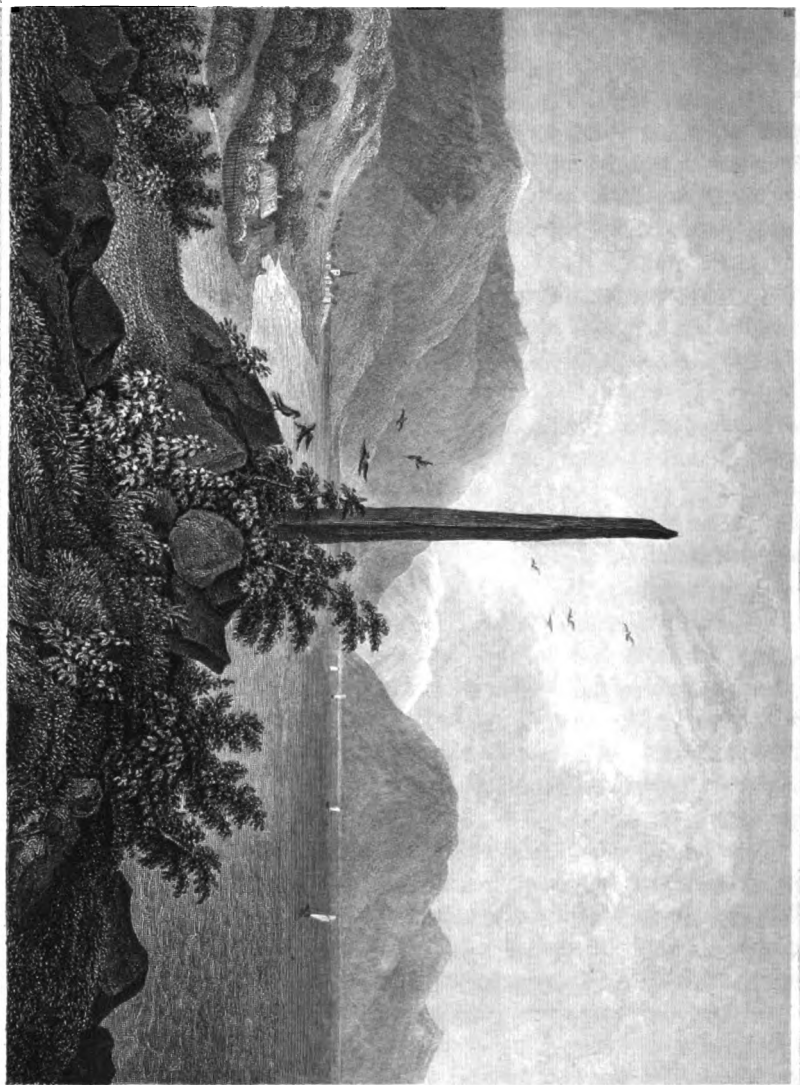
Eine weite Ebene voll überschwänglicher Fruchtbarkeit, glühend von blühenden Cactus, Nelken und Rosen, und besäet wie eine Tigerdecke mit Olivenhainen und Palmengruppen, breitet sich aus vor dir, unabsehbar wie ein weites Meer. In der Mitte derselben, gleichsam herausgewachsen

aus ihrem Schooße, umklammert von duftenden Gärten, liegt da, schön und reizend wie eine Braut des Orients, Marokko. Schneeweiß schmimmert das Gewand der Hauptstadt. Kronen bilden Minarets und Thürme; Dome, Kuppeln, schön vergoldet, strahlen diamanten in der Morgensonne.

Keine Stadt in der Welt, das gesteht selbst der prosaische Roberts, gibt einen so entzückenden Anblick. Auf dem saftigen Grün der Gärten, welche die Stadt durchwinden, nehmen sich ihre Gebäude größer und schöner aus. Neben den maurischen Thürmen wiegen schlanke Dattelpalmen ihre befiederten Häupter. Ein solches Verknüpfen des Städtischen mit dem Ländlichen weckt unwillkürlich die Idee der Opulenz, des Vergnügens und der Behaglichkeit, und gießt über das Ganze einen eigenthümlichen Reiz. Aber das Schöne und Anmuthige ist es nicht allein, was Marokko's Ansicht verherrlicht; das Grandiose ist's, jener prächtige Hintergrund, jene Himmelsmauer des Atlas, deren ausgezackte Zinnen über den Wolken im weiten Halbkreise auf die Ebene herabsehen.

Der Blick auf eine ferne Gebirgswelt hat für jeden gemüthlichen Menschen Etwas, was den Geist erhebt und zur Betrachtung stimmt; hier aber ist der bloße Name schon ein Zauberer. Wer möchte nicht dort hinauf sich träumen auf die alte Himmelsfestung, um in den offenen Schlund der Vergangenheit zu schauen und sein Ohr an die verschlossenen Pforten der Zukunft zu legen? — Wer nicht dort oben hin sich träumen und, fest und unbewegt über den Strudeln der Erde stehend, die umlaufende Welt und ihre Zeiten, Länder und Völker und ihre Geschichten vorüberziehen lassen? Ach der menschliche Geist schwebt ja so gern über zerbrochenes, oder auf die Erde gebautes, zerbrechliches Gehäuse und über das Wehe und die Wonne hienieden!

Paradiese und Gräber, Jubel und Jammer grenzen nahe an einander. Auch das marokkanische Paradies ist bloß extra muros zu finden. Das Innere der Stadt zeigt nur Verkommeniß und Verfall. Die Häuser sind niedrig und dunkel, meist schlecht gebaut; die Straßen eng und schmutzig; die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 30,000 Einwohner, ein trauriger Ueberrest von der Million, die arabische Schriftsteller im 12. Jahrhundert Marokko zuertheilen. Nur einige Moscheen erinnern noch an die Zeit des Glanzes, an die goldenen Tage von Granada. Schön ist der Palast des Sherifs, der in der Mitte großer Gärten, außerhalb der Stadt liegt und mit dieser durch die Judenvorstadt in Verbindung steht. Für den lebhaft betriebenen Handel ist ein großes Kaufhaus vorhanden.



Over v. C. Rasmussen

Ans d. Kongsberg d. 1881. 1882. 1883.

THE NORTHERN LANDS SCANDINAVIA, IN NORWAY

By the same author



Frithiofs Bauta.

Ich mag die Alterthümelei nicht, die mit den Lappen alter Herrlichkeit affectirte Abgötterei treibt, von der das Herz nichts weiß; aber ich bewundere die Kraft und Tüchtigkeit, die in den alten Menschen lebte, und weide mich an den Denkmälern, die sie widerspiegeln. Odins Helden haben nichts mehr in unserer Zeit zu suchen. Ihr Geist weht nicht mehr durch die Gegenwart, ihre Burgen und Schlöffer liegen gebrochen auf Scandinaviens Höhen, ihre heiligen Haine sind verödet, ein anderer Glaube ist in das Land gewandert, und was von ihren Institutionen noch als Schutt und Trümmer in der Gesellschaft vorhanden ist, ist nur eine hindernde Last, — keine Wohlthat; aber doch ruht das Auge voller Lust und Ehrfurcht auf den Gestalten großer Männer, die, wie die Schatten der Unterwelt, hehr und ernst durch die Nacht der Sage wandeln. In den Denkmälern, welche sie verherrlichen, erhalten sie gleichsam Bestand und Bleiben; durch sie reden sie zu der Nachwelt, durch sie sprechen sie noch zum Volke, wenn die Züge der mündlichen Ueberlieferung längst verwischt sind, oder die schriftliche Legende nur den Gelehrten noch angehört.

Denksteine zu setzen den Großen oder Guten ist eine alte Sitte und mit dem deutschen Volksthum ganz verwachsen. Im germanischen Norden, in Scandinavien, war das Markstein- oder Bauta=Setzen für die gefallenen Helden sogar eine vorgeschriebene Pflicht. Die Ynglinga=Saga citirt das Gesetz mit den Worten: „für Jeden, der sich hervorgethan durch eine große oder treffliche That, soll ein Bauta=Stein aufgerichtet werden zu seinem Gedächtniß.“

Solche Gedenksteine wurden, galten sie Krieger, in den Schlachtfeldern aufgerichtet, wo sie gesiegt hatten; waren es Entdecker und Seefahrer, so standen sie an dem Ufer des Meeres, an den Häfen oder Buchten, wo die Schiffer zu landen pflegten; galt es Weisen und Dichtern, an den Kreuzwegen, wo Wanderer ausruhten. Auch der fern von der Heimath Gestorbene wurde, war er dessen würdig, also im Vaterlande geehrt. Die Form dieser Denkmäler war dem einfachen, kunstlosen, aber hohen Sinn der alten Scandinavier angemessen. Sie bestanden durchgängig aus einem gewaltigen, obeliskentartig gestalteten Felsblock, der höher oder niedriger war, je nachdem die Meinung von den Verdiensten des Geehrten sich ausdrücken wollte. Runenschrift enthüllte dem Beschauer den Namen; sonst waren sie ohne Schmuck.

Noch ist in Schweden und Norwegen eine ziemliche Anzahl dieser Denkmäler vorhanden, die von der grauesten Sagenzeit bis in's 13. Jahrhundert hinabreichen; denn erst spät kam das Vauta-Sezen unter dem Einflusse einer andern Religion, anderer Staatsformen und der daraus sich herleitenden Aenderungen in Sitte, Gesinnung und Denkungsart außer Gebrauch.

Fritthiofs-Vauta ist eines der imposantesten dieser alten skandinavischen Ehrenmale, und obschon am Meere stehend und Wind und Wetter seit länger als tausend Jahren ausgesetzt, ist es noch vollkommen erhalten. Jedermann kennt den mit diesem Steine geehrten Helden aus der Bearbeitung des trefflichen Legner, welcher die Fritthiofs-Sage unter allen Wörtern germanischen Stammes gleichsam neu eingeführt und wieder heimisch gemacht hat.

Segovia in Spanien.

Segovia, dessen Erbauer, der Sage nach, Herkules selbst war, und dessen reiche Minen und blühenden Gefilde im Alterthume berühmt gewesen, ist noch jetzt eine der malerischsten Städte Spaniens. Sie liegt auf einem schmalen und steilen Felsriff, der sich zwischen zwei tiefen Thälern hinzieht, in welchen die Flüsse Gredna und Araya strömen, welche sich unterhalb der Stadt vereinigen. Zur Zeit der arabischen Herrschaft war sie die Residenz eines Königs. Die reichen Minen sind längst verloren gegangen, die Kultur ist gewichen und die Gegend ist verwildert; nur in einigen wohl erhaltenen und großartigen Bauwerken bewahrt Segovia noch Monumente seiner glänzendsten Zeiten. Zwei derselben führen uns zurück in die Zeiten der römischen Welt Herrschaft, unter welcher Spanien, als römische Provinz, gesichert durch seine Lage und den Heerstraßen des Kriegs fern, eine lange Periode des Gedeihens, des Friedens und der Ruhe genoß. Ueber tausend reiche Städte prangten damals am Stoc des Landes; vor allen Taragona, vollreicher und größer als irgend eine Stadt der heutigen Welt, mit 2 Millionen Einwohnern; Merida, das 90,000 bewaffnete Bürger aufstellen konnte, und Saragossa, in denen sich der Glanz der weltbeherrschenden Roma spiegelte. Auch Segovia war damals groß



III.4.7.3.3



SEGOLA IN SPANIN

Eigenthum d. Verleger

und reich: es zählte an 100,000 Einwohner (jetzt 10,000!) und seine prachtvollen Gebäude stiegen auf den Terrassen eines Berges empor. Von jener Zeit reden zur Gegenwart noch die wohlerhaltene Trajanische Wasserleitung und das Amphitheater.

Der Aquädukt (vgl. Band III., S. 3) beginnt in den Hügeln von Tibes, und führt das Wasser auf einer sehr beträchtlichen Länge über das Thal zur Mitte der Stadt. Anfänglich sind, wie sich von selbst versteht, seine Bogen niedrig. Langsam nehmen sie zu an Höhe; am Fuße der alten Stadtmauer thürmen sie 120 Fuß hoch sich auf. Dort sind zwei Reihen Bogen über einander gesprengt; ein vortrefflicher Gedanke des Baumeisters, um den Schein der Schwäche zu vermeiden. Am schönsten nimmt sich der Aquädukt aus, wenn die Morgensonne strahlend durch die obern Bogen bricht, die Pfeiler der untern aber tief in Schatten sich hüllen, und gleichsam auf dem leichten Nebel nur zu ruhen scheinen, mit welchem der Fluß das Thal anfüllt. So betrachtet ist er einer Brücke ähnlich, die, über 3000 Fuß lang, die Stadt mit dem fernen Gebirge verbindet. Von der Stadt selbst sieht man bloß die höchsten Kuppeln und die Glockenthürme, deren kupferne Dächer blendende Strahlen aussenden. — Die Leitung führt bis zum höchsten Punkt der Stadt, wo sie in einem Reservoir ausmündet, von welchem Röhren das Wasser in Ueberfluß den entferntesten Quartieren zubringen und Plätze und Märkte mit kühnenden Springbrunnen zieren. Es war ein schöner, eines Weltoberergeistes würdiger Gedanke, die sprudelnden Quellen in dem fernen Gebirge zu sammeln und mit einem solchen für die Ewigkeit gebauten Werke der Wohltäter einer Stadt für alle Zeiten zu werden. — Interessant ist der Vergleich zwischen alter und neuer Bauart, wozu sich, da der Aquädukt einige der Hauptstraßen überspannt, hier die beste Gelegenheit bietet. An einer Stelle schreitet der Römerbau über eine Kirche weg und über den gegenüber liegenden Palast. Wie nobel und herrlich erscheint jener, wie spricht das Ebenmaß seiner Verhältnisse, die Einfachheit seiner Form so wohlgefällig an: wie widerlich und angestaltet dagegen erscheinen die kleinlichen Gebäude späterer Zeiten und anderer Völker, wie sinnlos sind ihre Verzierungen, wie plump und unverständig ihre Verhältnisse!

In der stolzen Seele des Römers lag keine Ahnung von der Möglichkeit eines Wechsels der Dinge. Er setzte überall die Ewigkeit seines Staats voraus; deshalb auch Dauer für die Ewigkeit oberster Zweck in allen seinen öffentlichen Werken war. Durch sie spottete er gleichsam der Zeit und der Elemente. — Baumeistern späterer Völker scheint hingegen immer der Gedanke der Vergänglichkeit zur Seite gewesen zu sein; — sie bauten für das Jahrhundert, höchstens für das Jahrtausend. — Der Aquädukt ist von Granitquadern aufgeschichtet, ohne irgend ein Cement oder Mörtel. Die Quadern sind auf einander geschliffen und nach drittehalbtausend Jahren ist noch kein Stein um ein Haar aus dem Rothe gewichen, oder geht ein

Tropfen Wasser durch Versickerung verloren. Wenn aber je dieses Werk einmal vergehen sollte, so ist es gewiß nur durch die Sorglosigkeit der Segovier, welche die Wohlthat des Ueberflusses an herrlichem Trunkwasser nicht einmal mit der geringen Mühe vergelten mögen, den Aquadukt von Unrath zu reinigen und von dem Strauch- und Buschwerke zu befreien, das ihn überwachsen hat, und während es ihn ziert, allmählig zu zerstören droht.

Gleiches gilt von dem zweiten großen Römerbau in Segovia, dem Amphitheater. Es ist wie die Wasserleitung noch wohl erhalten und wurden in demselben bis in neuere Zeit die Stiergefechte gehalten, in welchen die blutigen Circenses der Römer fortleben. Jetzt brandmarkt die öffentliche Meinung auch die Stiergefechte als grausam und sie hören allmählig auf; aber anderthalb Jahrtausend gehörten dazu, diesen Wechsel der Begriffe zu bewirken. Dieser als irgendwo im Römerreiche hatte in Spanien der Sinn für die Spiele der Arena gewurzelt, welche unter Tiberius, Nero, Caligula den höchsten Gipfel der Scheußlichkeit erreicht hatten. Gladiatorenkämpfe waren damals so allgemein in Spanien, wie in Rom selbst. Die schönsten, kräftigsten Männer und Jünglinge, welche die auswärtigen Kriege als Gefangene lieferten, wurden nach Abzug dessen, was Italien zum Schlachten im Circus brauchte, in die Provinzen vertheilt, und wenn die Fehden mit den Barbaren nicht ein hinlängliches Contingent hergaben, so öffnete man die Gefängnisse und ließ die Verbrecher sich würgen. Erst am Abend des römischen Tags, als durch Konstantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben und durch dieses Barmherzigkeit in die Welt zurück geführt ward, lange nachher, als in Rom selbst die Arenen geschlossen waren, — hörte das Spiel des Menschenwürgens in Spanien auf. An seine Stelle — denn der verwilderte Sinn des Volkes forderte Ersatz — traten die Stiergefechte, und dem Umstande, daß die Amphitheater die Bühnen des neuen Schauspiels blieben, ist auch die lange Erhaltung mehrerer dieser Monumente in Spanien zu verdanken.

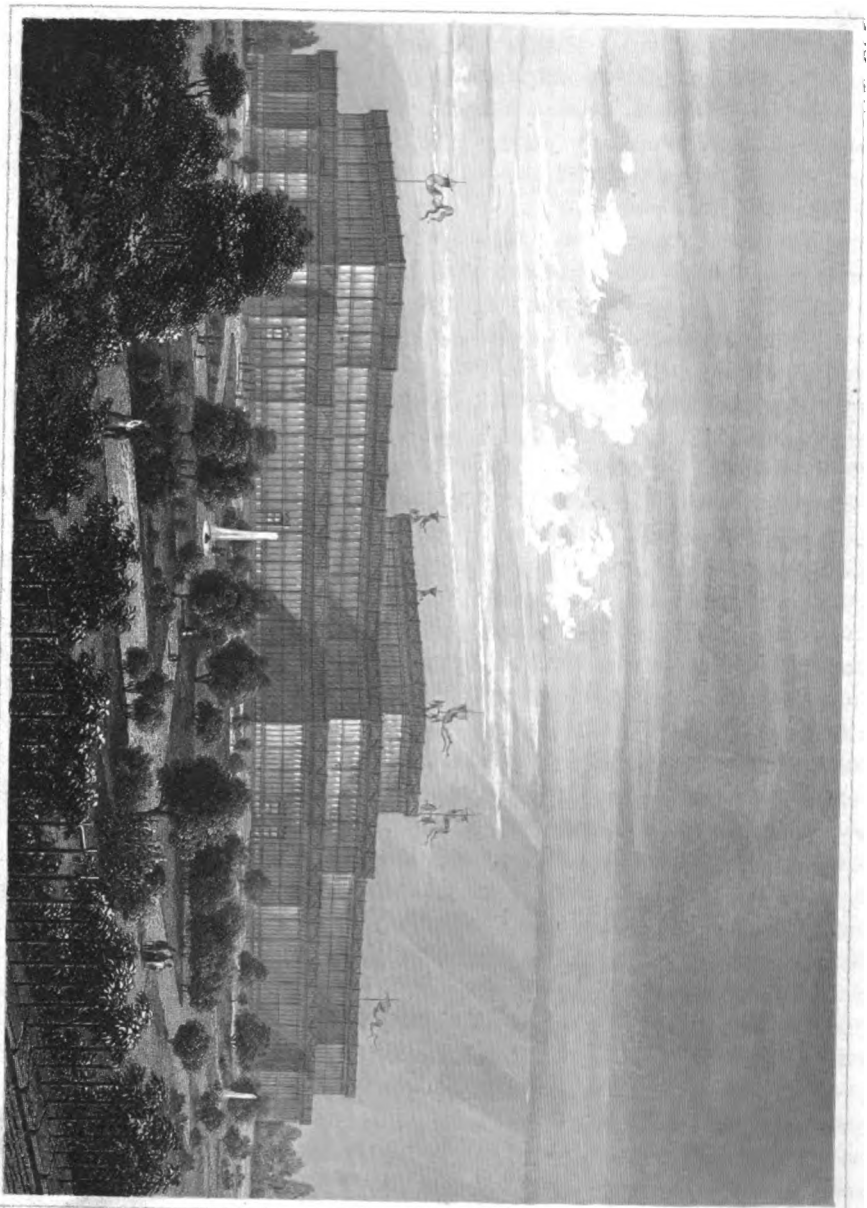
Das dritte merkwürdige Gebäude Segovia's ist ein Denkmal der maurischen Herrschaft in Spanien. Es ist der alte Palast der maurischen Könige, die damals in Segovia residirten, der Alkazar, durch den Gil-Blas des Besage durch die ganze gebildete Welt in klassischem Aufstiege, jetzt seit Langem das furchtbarste Staatsgefängniß des Reichs. Verwachsen mit dem Fels, auf dem er steht, scheint er für die Ewigkeit gebaut zu sein, und seine burgähnliche Form beweist, daß er den doppelten Zweck einer Citadelle und Königswohnung vertreten mußte. Er beherrscht die lieblichsten Ausichten in die tiefen Thäler und Auen der Gredma und Trova, über die hügelige Landschaft und zur hochgipfeligen Sierra, welche jene in blauer Ferne befrängt.

— „Ich verlangte einen Führer zum Schlosse. Der Wirth packte einen behenden, barfußten Duden an, und rief ihm zu, er solle mich begleiten. Auf breiten, großen Stufen war die Höhe bald erstiegen und wir

waren am Thore. Ein alter Invalide kam nach langem Klopfen, frug und öffnete mit gleichgültiger Miene. Schweigend führte er uns durch ein finsternes Gewölbe und pochte an einer kleinen Pforte. Sie wurde von innen geöffnet. Wir sahen uns in einem weiten Hofe, auf welchem einige 40 zerlumpte Menschen mit wilden, ausdrucksvollen Zügen im Grase lagerten, oder in Gruppen umher standen und sich unterhielten. „Gefangene Karlisten!“ antwortete unserer Frage der Invalide, der an der Pforte seine Gigarre schmauchte und als Wache fungirte. Aber mein Olerone erklärte mir, daß ich mich auf dem ehemaligen Turnierhofe der maurischen Könige befände.

Wir schritten über den kothigen Raum einem in's Innere führenden Thore zu. Begleitet von einem der Unteroffiziere, der in der Halle saß, ging es eine Wendeltreppe hinan, dann über einen langen Korridor. Wir traten in den Rittersaal. Er war getragen von schlanken Säulchen, auf welchen tief herabgehende Bogen in der gewöhnlichen maurischen Hufeisenform ruheten. Uebrigens war alles leer und öde; und der Unrath von Vögeln, der auf dem Boden lag, gab ein übles Zeugniß von der Lüchrigkeit der Fenster. Von da passirten wir eine Menge Gemächer, meist klein und unansehnlich, oft schmutzig bis zum Ekel und meist durch winkelige Korridors mit einander verbunden. Ich hatte es anders erwartet, war getäuscht und verlangte, müde etwas zu besehen, was nicht des Besehens werth war, zurück. „Ich will nur noch einen Kranken besuchen“, antwortete der Korporal und öffnete eine kleine verschlossene Thüre, vor der wir standen. Ein hoher, ehrwürdiger Greis trat uns entgegen; sein kahler Kopf war voll Ausdruck. Der Korporal fragte ihn, ob er was essen wolle. „Nein“, antwortete der Alte; „aber bringt mir einen Krug frisches Wasser. Ich bin sehr durstig. Der Kleine da holt mir's wohl“ setzte er hinzu, und auf einen Wink des Korporals nahm mein Bube den Krug und eilte damit fort. Ich sah mich um in der engen Zelle. Sie ließ kaum für uns den nöthigen Raum übrig; hatte aber eine köstliche Aussicht über das Thal und den Wald in's Gebirge. Die Geräthe bestanden aus einem Rohrstuhl, einem Tische und einer Bettlade mit ein Paar Matrasen. Auf dem Tische lag ein Gebetbuch, einige Papiere, Winkelmaß und Cirkel. Ich äußerte dem Greise meine Theilnahme und den Wunsch, etwas von seinem Schicksale und der Ursache zu erfahren, die ihn hierher gebracht hatte. „Sie vermuthen einen Karlisten in mir“; — sagte er gelassen; „aber Sie irren. Ich büße das Verbrechen, den Versuch gemacht zu haben, meinem unglücklichen Sohne das Leben zu retten. Dieser, taub meinen Bitten, war der Fahne des Prätendenten gefolgt. Die Guerilla, welche er befehligte, wurde zerstreut. Verfolgt, floh er des Nachts in's väterliche Haus. Er war mein einziges Kind. Ich hielt ihn wochenlang verborgen. Vergebens. Entdeckt, wurde er zum Richtplaze geführt. Grausam machte man mich zum Zeugen seines Todes, und der Akt der Vaterliebe wurde interpretirt als

Beweis Karlsfischer Gesinnung. Die Regierung dekretirte Konfiskation meines Vermögens und gab mir diese Zelle zur Wohnung. Hier bin ich nun seit drei Jahren. Aber der Abend meines Lebens ist vorüber gegangen und die Nacht bricht schnell herein. Ich bin nicht unglücklich; — ersparen Sie sich", — sagte er, mich mit heiterm Blick fixirend, — „das Wohlgefühl des Bedauerns, das ich in Ihren Augen lese." Ich frug ihn, ob er keinen Freund oder Bekannten in Madrid habe, der sich seiner annehmen könne. „Lassen Sie das", antwortete der Alte; „meine Zelle ist mir der liebste Aufenthalt auf der Erde geworden; Befreiung hoffe ich nur von oben." Ich suchte das Gespräch ab und auf die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes zu lenken. Er schien mit den Ereignissen der Gegenwart bekannt, und seine Theilnahme doch etwas lebendiger zu sein, als ich nach der vorhergehenden Aeußerung vermuthen durfte. Er sprach mit Kürze und Bestimmtheit und dem Freimuth eines Mannes, der das Leben mit seiner Furcht und seinem Hoffen hinter sich liegen hat, wie eine vollendete Reise. „Spanien lebt", sagte er, „in einer Uebergangsepoche. Jede Verwandlung ist Dual, und das lebende Geschlecht fühlt ihre Schmerzen, ohne ihre Lust zu genießen. Ich habe den Prozeß seit 50 Jahren beobachtet, und er ist noch im ersten Stadium. In seiner Erscheinung ist noch Bleibendes. Alles ist noch Gährung; Ideen und Vorstellungen entstehen und vergehen wie Blasen. Man adoptirt sie und läßt sich für sie todtschlagen, oder schlägt Andere todt. Es geht aber andern Völkern auch nicht besser. Erst kamen die Franzosen mit weißen Bändern und Lilien, und fochten mit uns für unsern König; dann kamen sie mit dreifarbigem und mit Adlern und schleppten ihn fort und sperrten ihn ein. Dann kamen die Engländer und stritten mit unsern Mönchen für die Ehre der heiligen Jungfrau, und nun sind sie wieder da und helfen die Klöster aufheben und die Mönche erschießen. Bald predigen die Fremden, bald predigen die Unsrigen Haß, oder Liebe, bald dem absoluten, bald dem konstitutionellen Königthum, bald mußte man beide verleugnen und die Republik hoch leben lassen, wollte man nicht als Aristokrat am Stricke baumeln. Ist in dem Allen Verstand gewesen oder Beständigkeit? Sie sehen, so hat jedes Volk und jeder Tag in dieser Gährungsperiode seine Rolle. Unsere Zeit bläst Eifenblasen, und dem Zuschauer kommt sie schaal und unerträglich vor, wie große Peute, wenn sie mit Kindertand spielen. Jede Gegenwart hält sich für allein klug, und jeder Gläubige an das Thier des Tages für den Alleinrechtgläubigen. Niemand will irren, weil Alle befangen sind im Irrthum. Keiner gibt zu, daß Das, was für den Augenblick geboren ist, nicht für den nächsten Tag zu leben hat. Doch — (der Junge trat mit dem Wasserkrug herein) Sie wollen nach Hause." Und mir die Hand reichend, setzte er erst feierlich hinzu: „Wir sehen uns nicht wieder. Laß die feige Weisheit der Zeit dein Ohr nicht befhören, oder dir von ihrem Unglauben das Herz vergiften. Vertraue und hoffe! Ohne den Willen Dessen, der



Ans d'Architecture d'Alfred Barry in 1851

DER GLAS-PALAST
(IN LONDON)

Verlag von J. Neumann, Neudamm



der Welten schuf, und den Menschen, und den Seraph, und den Wurm, und Jedem seine Bestimmung erfüllen läßt, wird auch kein Steinchen am Bau der Menschheit anders gelegt werden, als es werden soll, und — fällt auch kein Haar von deinem Haupte.“ —

Die Ehrentempel der Arbeit in München.

Der Mensch ist der Gast Gottes auf der Erde. Sie ist ein herrliches Haus, und der Hausherr wohl werth, daß die Gäste ihm mit Ehrfurcht begegnen und Eitte und Anstand nicht verlegen. Wenn aber pazige, rohe Buben hereindrängen, lärmten wie in einer Schenke und den Hausherrn wie einen prellenden Kneipenwirth lästern, da sträubt sich das Gefühl des bescheidenen Gastes und er schämt sich Derer, die, gleich ihm, die Gastfreundschaft ansprechen, aber sie mit ihrer Gemeinheit schänden.

Und Solches geschieht vor unsern Augen. Der Frevel ist frecher und schamloser als je zuvor. Wie die Wogen des Wildbachs, den ein Bergsturz flauete, das Thal von Stunde zu Stunde grimmiger verwüsten, so von Jahr zu Jahr schwellender und unbändiger dringt schmutzige Pöbelstuth in das Gotteshaus und tobt gegen Alles an, was die Größten und Erleuchtetesten unter den Menschen zu allen Zeiten als heilig geachtet haben und hochgepriesen. Arges Volk lästert den hohen Herrn, möchte ihn vor die Thüre setzen und sich selber in dem Thronsessel schaukeln. Der Ehemann macht sich zum Gott, die Eintagsfliege Mensch setzt sich auf den Altar und proklamirt die „Selbstanbetung“ als eine gar herrliche Frucht des emanzipirten Geistes. — Zollhausphantasien, welche dem gedankenlosen Hausen die Köpfe verrücken und, wie im Herbst der Wirbelwind das dürre Laub, Alles im Kreise drehen, was nicht fest auf dem Boden der Vernunft steht! Wann werden diese Schmäher und Leugner des Weltregierers und seiner ewigen Gesetze, die ihr winziges Ich für so groß ausgeben, zur Erkenntniß ihrer Narrheit kommen? — Zwar mag diese Zeit noch fern sein; denn die Fluth ist noch im Wachsen — noch tanzen die dürrten Blätter ihren Weitsanz: aber kommen wird der Tag gewiß, wo die dümmste Idee eines Kreiins und die absurdeste eines Bedlamiten nicht so albern und abgeschmackt erscheinen werden, als die Lehre, welche, angethan mit dem Nimbus philosophischer Weisheit, den Menschen zum Götzen macht mit

dem Marktschreierlerrufe: Das ist der wahre alleinige Gott und neben diesem gibr's keinen andern. —

Seitdem die Geschichte den leidigen Beruf ausübt, die menschlichen Irrthümer und Thorheiten in ihre Tafeln einzugraben, ist kein verächtlicherer Baalsdienst erfunden worden, als diese Adoration des menschlichen Ichs. Nie hat der irrende Gedanke einen tollern Begriff erzeugt, nie hat größerer Unsinn um Jünger und Gläubige geworben. Welche Demüthigung für die hochfahrende und dunkelvolle Gegenwart, wenn man einst ihre Periode mit der Aufschrift bezeichnet: „Zeitalter der Götter mit Fleisch und Wein, in Blouse und schwarzem Frack!“ —

Gestattet mir, ihr stolzen Götter des Tags, daß ich euch einen Spiegel vorhalte, eure Riesengehalten darein zu schauen. Tretet hinaus mit mir in die Nacht, unter den Azur des Firmaments mit seinen Milliarden Welten. Dort in dem Sternenring, in dessen milchweißem Schimmer der Glanz von Millionen Sonnen aufgeht, in ihm dreht sich auch unsere Sonne mit ihrer Erde, und dort, wo die Alcyone ihr funkelndes Licht in den Weltraum wirft, da ist die Ate für jenes schimmernde Weltenrad, die Centralsonne nämlich, welche jenem prächtigen Sternengürtel die Bedingungen seines Gesammtlebens und seiner Bewegung verleiht. Jedes Sonnenjahr, — ich meine die Zeit, in welcher unsere Sonne einmal ihre Kreisbahn um die Alcyone vollendet, — faßt 180 Millionen Erdjahre. Sechß tausend der letztern zählt unsere Geschichte, d. h. so lange zählt das Menschengeschlecht seit dem ersten Erinnerungsschein aus seiner Kindheit: und dieses Kinderlallen von sechs Jahrtausenden, das nennt der Mensch mit dem prächtigen Namen: Weltgeschichte. Dreißig tausend solcher das ganze Menschheitsleben seit der ersten Sage umfassenden Zeiträume machen aber erst ein einziges Sonnenjahr. Wie wird nun dem Sonnenbewohner der ganze Zeitraum unserer Weltgeschichte erscheinen? eine Viertelstunde. Und die Menschheit? eine Ephehere. Und der Mensch? die Vergleichung fehlt mir; kein Maßstab ist so klein, es auszudrücken. Und das Menschenleben? ein Augenschlag.

Und du — Mensch! — willst den alten Herrgott schelten, du Erdengast des Augenblicks willst den Vater der Ewigkeit vor die Thüre werfen und dich selbst zum Herrgott proklamiren? — Wie? kann denn ein Stäubchen, das einen Moment im Sonnenstrahle zuckt, die Sonne aus ihrer Bahn verdrängen? — Erörtheft du nicht vor diesem Spiegelbilde, und erschrickst du nicht vor der entsetzlichen Bornirtheit, die es dir möglich gemacht hat, dich zum Anhänger und Gläubigen der absurdesten Lehre zu entehren, welche je ein philosophischer Narr den Menschen aufgeheftet hat? Ein Blick in's Universum, dessen Vorhang dem gesunden Menschenverstande immer aufgezoogen erscheint, reicht hin, alle menschliche Hoffart und ihre Ausgeburten unfehlbar zu zerstoören. Von allen Gaben Gottes an die Menschen ist die Fähigkeit dieses In-den-Weltraum-Schauens,

dieses Berechnens, Fassens und Begreifens der Weltordnung und der Wirkungen ihrer Gesetze nach Raum und Zeit die allergrößte, und der Spruch eines Weisen des alten Bundes:

„Blicke zum Sternenheer empor, auf daß du anbeten lernest den Herrn
und von der Hoffart laßest!“

gilt noch heute wie vor vier tausend Jahren.

Wen aber das liebe Angesicht Gottes am Himmelzelt nicht erfreuen und erwärmen kann, und auch seine Stimme im Sternenchor nicht befehrt; — kurz, wer von seiner Narrheit nicht lassen will, dem ist freilich anders nicht zu helfen, als durch die Zwangsjacke des ewigen Sittengesetzes, das er vergebens verleugnet. Wer bricht den ungebärdigen Geistern die Gewalt, wenn sie, ihrem Wahne sich hingebend, alles Maß vergessen, alle Schranken überspringen? Wer hängt das Blei an ihre Fittige, wenn sie ihren Flug jenseits der Grenzen der Vernunft, des Rechts und der Wahrheit richten? Eben Das, was sie verspotten. Bei allen Wandlungen in den Anschauungs- und Vorstellungsweisen der Zeit wird sich immer wieder die Erfahrung geltend machen: daß, um so hoffärtiger der Mensch in seinem Wahne ist, um so tiefer er fällt, und je heftiger und frecher er sich auflehnt gegen die Gesetze der sittlichen Welt, je gewisser ist seine Demüthigung. Aller Emancipationsdrang gegen Gottes Gebot endigt in Schmach und Verwirrung. So ist's geschehen in den frühesten Tagen und so wird es sein in den spätesten Zeiten.

Also nicht Dieses, daß Gefahr drohen könnte den unwandelbaren Grundlagen der sittlichen Welt aus dem Bahnwitz, welcher Gott verleugnet und der Moral und dem Rechte spottet, — darf uns beunruhigen, sondern um der Narren selbst willen soll uns ihre Narrheit bekümmern. So lange das Auflehnen gegen Gott und seine Weltordnung Sache der Schule war, so lange bloß der Philosoph die Schellentappe trug, so lange hatte es wenig zu sagen. Das Betrübende aber ist, daß die Lehre der Negation Dessen, was wir für heilig und unwandelbar achten, arglistig unter das Volk ausgestreut wurde, daß sie die Vorstellungsweise der Massen vergiftet und da Verwüstungen anrichtet, wo ihnen wahre Bildung keinen solchen Damm entgegen setzen kann, wie in den vornehmeren Kreisen der Gesellschaft. — Indem die Apostel und Verbreiter jener Lehre arglistig den Landbewohnern und Arbeiterklassen weiß machen, daß man bloß bestrebt sei, sie in den Kreis der höhern Civilisation zu ziehen, ruft man die Waffen des rohen Verstandes und einer ungezügelter Phantasie zur Bekämpfung des Edeln in der Menschennatur auf und stachelt die wilden Gelüste zur Ausrottung der Begriffe von Gott, Recht und Tugend. Die tonangebenden Geister — jene Menschen ohne Gott, ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Ehre, ohne Trost im Herzen — mißbrauchen die Gewalt des schriftlichen Wortes, um unter dem Vorwand, das Geheimniß der höhern Bildung und Geistesemancipation zu verrathen, die Proletarier

und Bauern zu entzittlichen und in den Abgrund der Corruption herabzustürzen, in welchem sie selbst sich wälzen. Man bietet den Massen das Schlechteste an, was die Schlechten der vornehmen Stände brandmarkt: — Sittenlosigkeit, Rechtsverhöhnung und Aetheldnuß. Man sagt ihnen, wenn sie die Laster jenes Auswurfs der Höherstehenden kennen gelernt und sich angeeignet haben, daß sie nun den praktischen Kern vornehmer Bildung besitzen. Von den Gütern ächter Civilisation lassen jene Apostel der Vernichtung keinen Brosamen in das Volk fallen, und wenn es darnach verlangen sollte, so sagen sie ihm, es sei nicht der Mühe werth, darnach zu greifen. Kann es unter diesen Einwirkungen ein Wunder nehmen, daß sich das Streben nach Anarchie in allen Richtungen der Lebensverhältnisse und der tiefe Haß gegen die gesellschaftlichen Geseze unter den untersten Klassen immer heftiger kund gibt? Der Mensch, der die ewige Wahrheit verspottet gelernt hat, der keinen Gott mehr im Herzen hegt als sein eigenes schmutziges Ich, dem die Tugend nur noch ein Popanz ist für Kinder und das Eigenthumsrecht eine Fiktion — der kann auch die gesellschaftliche Ordnung überhaupt nur noch als eine nichtswürdige Fessel ansehen, und er muß streben, sie zu zerbrechen. Ist das Menschliche ausgezogen und die Bestialität der Natur allein noch geltend, so wird der Mensch, sobald er sich befreit hat, als Bestie wüthen. Das ist aber volles Wasser auf die Mühle Derer, die am entgegengesetzten Ende stehen und die Völker mündeln, zwingen und knechten, nicht von Gottes Gnaden. Wo das Dämonische die Massen bewegt, da ist despotisches Gelüst und mittelalterliches Gewaltrechtsstreben um Rechtfertigung nie verlegen, und bereitwillig stellt sich die Furcht vor den Gräueln der Anarchie unter den militärischen Gehorsam. Jene Furcht — sie hängt in unserer Zeit als die schwerste Last dem Genius des Fortschritts zur Freiheit und Humanität an den Füßen. So leben wir denn einerseits unter den Symptomen einer schreckenerregenden Verwilderung, deren unheimlicher Geist die Menge mit seinem Hauche vergiftet hat, — eine Erscheinung, die die allertrostloseste ist von allen traurigen der Gegenwart und namentlich in Deutschland Zustände herbeiführt, ähnlich denen, unter welchen Frankreich kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution seufzte, — andererseits unter den wahnwitzigen Bestrebungen einer mit Blindheit geschlagenen Rasse, welche Begriffe und Institutionen des Mittelalters auf die Gegenwart zu pflanzen und die Völker auszubeuten trachtet wie Heerden, statt sie zu beglücken.

Nur zwischen diesen Extremen waltet ruhiges Schaffen und Leben als erfreuliches Zeichen, daß darum die Menschheit nicht stille stehe auf dem Kulturpfade, weil es Leute gibt, die vom alten Gott der Psalmen die Abdikation fordern, oder die Rechtlosigkeit der Völker behaupten. — Es ist die stille, ruhige Entfaltung der Wissenschaften, die Vermählung derselben mit dem praktischen Leben, welche uns, ohne daß wir es fordern, ja ohne daß wir es uns recht bewußt werden, mit den Elementen für

ganz neue Zustände und Wandlungen beschenkt, die dem Geschlechte in nächster Zukunft bevorstehen. Schon hat sie durch Eisenbahnen und Dampf dem Menschenleib Flügel verliehen und durch die Elektrotelegraphie der Gedankenmittheilung die Schnelligkeit des Blitzes; — noch ein Jahrzehnt, und eine Fahrt um die Erde, das weite Völkerhaus, wird ein fashionabler Sommerausflug sein. Der Geist des Umgestaltens bringt in alle Verhältnisse. Wissenschaft und Kapital vereinigen ihre Kräfte und ziehen ein in die Gewerbe; diese sprengen die alten Formen und wachsen zu Riesen auf, welche, indem sie die Nachfrage nach Arbeitskräften steigern, allmählig für die Arbeiter selbst einen höhern Lohn und der hervorragenden Geschicklichkeit ein besseres und ehrenvolleres Dasein verschaffen müssen. Was man noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich hielt — daß nämlich Rang und Geburt aus den höchsten Zirkeln herabsteigen würden in den Kreis der Gewerbe, — ist That geworden vor unsern Augen. Regierende Häupter sind in die Reihen der Gewerbsleute getreten, Fürsten schmieden die Nägel für die Schuhe ihrer Bauern, und große Staatsmänner erröthen nicht, daß man ihren Namen, der unter Friedensschlüssen und Kriegserklärungen glänzt, auch einem Flanellstück einwebt, aus dem die Magd ihren Rock näht. Wer sieht noch eine Demüthigung darin, wenn ein Herzog für das Dach des ärmsten Häuslers seines Landes Schiefer brechen läßt, wenn man dem Esel den Huf beschlägt mit herzoglichem Eisen, wenn ein Minister für eine neue Schrotmühle ein Patent löst, oder wenn ein Erzherzog des Kaiserhauses die raue Hand des Hammer schmieds drückt und den Mann vor allem Volk seinen Kollegen nennt? Das gehört zur neuen Ordnung und ist nicht werth, davon zu reden. Es ist indessen nicht das Kleinste unter dem Großen, was die Gegenwart uns vor Augen führt. Denn indem die Großwürdenträger der Völker sich zu den Fabrikanten gesellen, ist der Gewerbefleiß selbst zu Ehren gekommen, und er nimmt mit jedem Jahre allgemeiner, entschiedener und fester die Stellung und Geltung ein, welche ihm zukommen, aber während dem letzten Jahrhundert bei dem Verfall des Zunftwesens gänzlich verloren gegangen waren. Laßt nur erst eure Repräsentanten, ihr Arbeiterschaaren, denjenigen Platz erlangen im Staate, den sie einnehmen wollen und einnehmen werden, — laßt sie nur erst den Kampf mit ihren Gegnern, den Kathederdünkel, der Beamtenherrschaft und den Vertretern des Junkerthums siegreich ausgekämpft haben, dann wird auch dem Proletariat Das werden, was es auf dem Wege der Gewalt und Eigenmacht nie erlangen kann: — ich meine Erfüllung seiner billigen Ansprüche auf ein besseres Dasein, auf den erweiterten Mitgenuß der menschlichen Güter, auf ein sorgloseres Alter, auf ein größeres Maß von Hülfsmitteln gegen die Noth und die Widerwärtigkeiten des Lebens. Mit dem wilden, raubsüchtigen Gelüste nach „des Nächsten Haus, Hof, Weib, Gut und Allem, was fein ist“, das die falschen Freunde der Proletarier aufstacheln, ist denselben nicht geholfen, und noch weniger mit Fourier's

sehen und Weitling'schen Phantasien, deren Unpraktisches jeder Vernünftige begreift. Von uns — von den Männern, welche in ihren Arbeiter-Phalanxen nicht bloß die Stützen ihres Reichthums und ihrer Macht sehen, sondern auch einen Quell der Pflicht und des Berufs, Menschenglück mit Menschenarbeit zu verbinden, — von uns, sage ich, hat das Proletariat die Erfüllung seines gerechten Anspruchs auf genügende Geltung im Staate, Gleichheit der Berechtigung und die Befreiung von dem demüthigenden Druck zu erwarten, der auf den Arbeiterklassen mehr oder weniger überall noch lastet. Bereits wird dafür vielseitig angebahnt. Immer mehr Stimmen werden aus dem Kreise der Fabrikanten selbst laut, welche für die Arbeiter ein besseres Loos und menschlichere Fürsorge begehren, und da und dort wird auch das Wort zur guten That. — Allerdings ist an Uebereinstimmung im Princip unter den Arbeitsgebern noch nicht zu denken, und noch entfernter liegt die allgemeine Anwendung. Aber sie wird kommen und dann kann auch der Staat nicht länger ein passives Verhalten in einer Frage fortsetzen, welche so tief in sein Leben eingreift. Er hat sich bisher begnügt, das Produkt der Arbeiter, das Erzeugniß zu ehren. Er that's aus wirthschaftlichen Motiven. Das ist der Anfang. Er wird damit endigen, auch den Erzeugern gerecht zu werden.

Als der Herrscher Preußens in seinem ersten Regierungsjahre die Erzeugnisse der deutschen Arbeit zu einer Schaustellung in seiner Hauptstadt sammelte, wies er — (sollte es eine Allegorie sein?) — den ernstern Kriegsgott hinaus aus seiner alten Wohnung und bot sie dem heitern Genius des Gewerbleißes an, dem Schühling des Friedens. Das Schauspiel ging vorüber und das Berliner Zeughaus ward seiner Bestimmung zurückgegeben. Anders der Bayernkönig Ludwig. Es ist schicklich, — meinte er — daß, wenn ich Kunst und Gewerbleiß zu mir einlade, ich sie einziehen lasse in ihr eigenes Haus, wo sie es bequemer haben, als in einer Kaserne, und auf seinen Wink entstand der Ausstellungspalast für Industrie und Kunst. Die Lage dieses Prachtgebäudes für Ausstellungen ist der Glyptothek gegenüber, und seine Formen versetzen in die beste Zeit der altgriechischen Architektur, deren schönste Denkmäler neu in's Leben zu führen sich Ludwig I. zu einer Hauptaufgabe seiner Kunstunternehmungen gemacht hat. Wie in der Walhalla und der Halle des Ruhms die ernste dorische Ordnung ihre schicklichste Anwendung gefunden hat und die ionische in der Glyptothek, so wurde der korinthische Styl für das Ausstellungsgebäude gewählt. Die alte Kunst hat in demselben nur kleine Gebäude aufgeführt und seine Anwendung meist auf den Säulenschmuck von Portiken und Hallen beschränkt. Hier galt es, ein großes, umfassendes Gebäude in der Anordnung des Tempelbaues ganz in diesem Style

auszuführen, eine Aufgabe, die schwer war. Der erste Blick läßt erkennen, daß dem Meister die Lösung seiner Aufgabe glückte. Es ist ihm gelungen, für die feinen und reichen korinthischen Formen überall jene Kombination zu finden, welche den wohlgefälligen Eindruck hervorbringt, der nur aus der vollkommenen Harmonie entspringt. Massenhaft und mächtig steigt der Unterbau empor, auf dem der breite Oberbau mit seinen schlanken, zierlichen Verhältnissen gleichsam zu schweben scheint. Zu ihm führen zwei und zwanzig Stufen in der ganzen Breite der Vorhalle — angemessen dem Bedürfnis der Menschenmassen, welche zu den Zeiten der Ausstellungen sich auf und ab bewegen. Die Umfassungsmauern des Gebäudes sind ohne Fenster; Oberlicht, im Dache angebracht, erhellt die Räume. Die prachtvolle Vorhalle wird nach außen von 8 korinthischen, kannelirten, 42 Fuß hohen und $4\frac{1}{2}$ Fuß dicken Säulen getragen und schirmt den Zugang zu dem Innern, welchen prachtvolle, eiserne Flügelthüren verschließen. Der Giebel von 14 Fuß Höhe und 95 Fuß Breite schließt an beiden Enden mit den bayerischen Löwen und in der Höhe mit einem Phönix ab, dem Sinnbilde ewiger Verjüngung; denn Verjüngung bedingt Leben und Fortschritt in der Kunst wie in den Gewerben. Den innern Giebelraum schmückte Schwanthalers Meißel mit Gruppen von Marmorfiguren aus, welche auf die Bestimmung des Gebäudes Bezug haben.

Durch die geöffneten Pforten von Erz tritt man aus der Vorhalle in das Vestibül. Es ist ohne Schmuck. Rechts und links führen Treppen in die obern Räume des Mittelbaues, welche mit zu den Ausstellungen dienen. Ein Thor leitet aus dem Vestibül in den Hauptsaal. Nicht die Pracht der Verzierung blendet das Auge; denn dekorirender Glitter wäre hier übel angebracht: es erfreut edle Einfachheit und das Ebenmaß der Verhältnisse. An den Hauptsaal reihen sich zu beiden Seiten die übrigen Räume. Das Gebäude wurde 1845 vollendet. Das Material ist Sandstein, bekleidet mit gelblichem Eichstädter Marmor. Der Baumeister ist Friedrich Ziehländ. Die Gesamtlänge des Gebäudes ist 224 Fuß bei einer Tiefe von 74 Fuß. Für eigentliche Kunstausstellungen bietet es hinlänglichen Platz dar; für allgemeine Gewerbeausstellungen ist es zu beschränkt.

Letzteren dient ein zweiter Ehrentempel der Arbeit, der Glaspalast, der seit der münchener allgemeinen Industrieausstellung im Jahre 1854 die mit so vielen herrlichen Bauwerken prangende Kapitale Bayerns um eine der schönsten Zierden reicher macht. Er befindet sich im botanischen Garten; sein Eisengerippe ging aus den Werkstätten von Klett und Comp. in Nürnberg hervor, von welchen auch der Bau hergestellt wurde. Das Verhältniß desselben zum Londoner Krystallpalast ist annähernd wie 1 : $4\frac{1}{2}$. Die Hauptgrundform des Gebäudes bildet ein längliches Viereck, das durch einen rechtwinklig auf beiden Seiten vorspringenden Transsept in zwei gleiche Theile geschieden wird und auch an den beiden Stirnseiten durch

Vorsprünge erweitert ist. Die Länge des Gebäudes mit den Vorsprüngen beträgt 800 Fuß, die des Hauptvierecks 640 Fuß, die Höhe desselben 62½, und die Breite 160 Fuß, die Breite des Transsepts 160 und die Höhe desselben 82 Fuß. Von den fünf Schiffen, in welche die Breite des Gebäudes durch 298 eiserne Säulen getheilt ist, kommen auf das mittlere 80 und jedes der vier Seitenschiffe 20 Fuß; die äußeren Seitenschiffe haben 18 Fuß und die inneren 34 Fuß über dem Boden Gallerien, und nur die Mittelschiffe sind vom Boden bis zum Dach frei. Der Bedarf an Glasplatten beträgt 224,778 Quadratfuß, an Schmiedeeisen 413,305 Pfund und an Gußeisen 2,822,194 Pfund. Vollenbet wurde der Bau, von der Aufstellung der ersten Säule bis zur Legung der letzten Dachglastafel, in gerade 100 Tagen.

Die Westminster-Abtei in London.

Als Archenholz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in London war, rief der sonst geistreiche Mann aus: „Was soll aus diesem Ungethüm werden?“ — Als ich zwanzig Jahre später nach London kam, konnte ich mich in der Stadt, wie sie Archenholz beschrieben, kaum mehr zurecht finden. Wo er Gärten, Wiesen, Weiden, Felder gesehen, waren Straßen und Squares, und wo er Heerdengeläute gehört, hörte ich die Schelle des Postmanns. Da dachte ich auch wie Jener und meinte in meiner jugendlichen Einfalt: das London müßte bald ausgewachsen sein. Nun liegt ein Plan der Stadt aus jüngster Zeit vor mir, und ich lache meiner damaligen Beschränktheit. Wo ich auf dem Lande gewohnt hatte, wohnt man jetzt in der Stadt, ganze Landschaften sehe ich zur Stadt gezogen, Dörfermassen, zwischen denen und der Hauptstadt Parks oder Güter gelegen, sind ausgewachsen in das neue Babylon, und ließen von ihrem ländlichen Dasein nichts als den Namen zurück. Pancras, Camberwell, Chelsea, Brompton, Kensington, Paddington, Islington, zu meiner Zeit die Country der Citizens, sind jetzt integrale Theile der Town, und das Land ist ein paar Stunden weiter zu suchen. — Kein Mensch denkt mehr an ein ne plus ultra für die Weltstadt. Jeder Plattkopf sieht ein, daß die bisherige Entwicklung Londons doch nur eine Vorbereitung zur künftigen, weit größern sei. Wie die



DIE WESTMINSTERTOR - ABTEY in London

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Gegentwart weder in der Idee, noch in der Materie irgendwo etwas Abgeschlossenes, Vollendetes, Vollkommenes zeigt, so drängt auch das Menschenleben in London nach immer weiterer Ausdehnung. Die mechanischen Erfindungen erleichtern und fördern dieses Streben. Durch jene Entdeckungen, welche die Entfernungen kürzen und die Kommunikationsmittel auf eine Weise vervollkommenet haben, von der unsere Väter nicht einmal eine Ahnung im Traume haben konnten, wird das Unbequeme des räumlichen Zusammenlebens so ungeheurer Menschenmassen entfernt, und eben dadurch ist der Ausdehnung Londons eine Zukunft bereitet, deren Grenze unabsehlich ist. Welche Folgen aber aus solcher Geselligkeit von Millionen für englische Kultur und Gesittung, für die der Menschheit überhaupt hervorgehen werden? Der Maßstab fehlt uns ganz und gar; — gewiß aber ist, sie werden groß, riesenhaft, dem Körper angemessen sein.

Das Gemälde des unermesslichen Londons in einen Rahmen zu fassen, ist uns hier unmöglich; nur eine kleinere Partie des Bildes wollen wir beschauen und mit der Betrachtung einer Einzelfigur schließen.

Gewöhnlich läßt man den Reisenden von Osten her kommen — auf der Wasseroute, und führt ihn über Poplar und Wapping und durch den „langen Saal“ des Zollhauses, durch die Lanes und Alleys der City und ihres Lebens nach den leichten und glänzenden Regionen des Westends. Wir wollen's einmal umkehren und von Westen her einwandern. Brentwood, ein 2 deutsche Meilen von Saint Pauls anmuthig an der Themse gelegener Flecken, ist der erste Ort, dem sich ein Polypenarm Londons zugestreckt hat, um ihn zu verschlingen. Noch gehört zwar Brentwood zu den Orten, wo der Londoner Landluft athmet; aber nicht lange mehr, so wird der Häuserkanal dicht sein, welcher den Strom der Stadtluft ohne Unterbrechung hinführen soll — und wo jetzt noch eine Lücke ist, da wird gebaut zu ihrer Ausfüllung. Eine halbe Stunde weiter, bei Parnhamgreen, rücken die Häuser zu beiden Seiten des Wegs schon enge an einander, und was vor ein paar Jahren zerstreute Villen waren, nimmt allmählig den Charakter einer städtischen Straße an. In Hammersmith ist dieser vollkommen ausgebildet. Nebenstraßen zweigen aus, immer breiter wird das Häusermeer, es wird Kensington erreicht, aufgethan ist die Pforte des Westends. Kensington mit seiner Umgebung war noch vor 30 Jahren das „Land“ — der Makler und Notare der City; jetzt ist's die Stadt des Hochadels, der Mittelpunkt des glänzendsten Lebens. Virk's sind die Parks, Kensington-Garden und Hyde Park, mit ihren imposanten Anlagen, ihren Seen, Monumenten, und zwischen Baumgruppen versteckten Palästen; mit den zahllosen Lustwandlern in den schattigen, gewundenen Gängen, und den Corso's, wo die Reiter und Equipagen der fashionablen Welt glänzen; die Aussicht schließt die dreifache Porta triumphalis, deren bronzene Thore gleichsam diesen nobelsten Theil Neulondons von dem ältern der vornehmen Welt trennt. Alles ist hier großartig und prachtvoll, fashion-

nabel, kostbar, Genuß und Ueppigkeit verkündend, und wo nur ein Fenster sich öffnet, blickt der Reichthum hochtrabend und stolz durch und jener unsägliche Luxus, welcher nicht zu rechnen nöthig hat. In Belgravesquare erreicht die Pracht den Gipfel. Er besteht ganz aus Palästen, deren Massenhaftigkeit um so mehr Staunen erregt, wenn man erfährt, daß sie das Werk weniger Jahre sind. Die Straßen, welche mit dem Square in Verbindung stehen, sind die herrlichsten Londons; aber sie sind menschenleer; und die Stille unterbricht nur in langen Zwischenräumen das Rasseln einer Karosse, oder der Donner an der Thüre eines Palastes, womit der klopfende Lack den Herrn verkündigt. — In der City imponirt die Großartigkeit des geschäftlichen Treibens; hier die Großartigkeit der vornehmen Einsamkeit.

Von Belgravesquare führt eine Straße zu einer Reihe prächtiger Gebäude, deren Fronte gegen den Park gekehrt ist, der den Palast der Königin umgibt. Anmuthig und groß ist die Aussicht von diesem Punkte. Ueber Gesträuch und Bäume hinweg bringt der Blick in das Londoner Dunstmeer, in dem zahllose Thürme wie Geister stehen; erhaben über Alles aber ragt die Westminsterabtei, unser Ziel, hervor. Ihr Anblick öffnet eine neue Ideenwelt, und die früher bewunderten Erscheinungen des Luxus, der Mode und Pracht, welche das Herz kalt gelassen haben, treten in den Hintergrund, oder verschwinden.

Die Westminsterabtei ist nicht nur ein Tempel Gottes, sie ist das Pantheon Englands und dem Britenvolk das, was die Heiligthümer in Delphi und Olympia dem Volke von Hellas gewesen sind: ein Ehrentempel, in dessen Räumen die Monumente und Denkzeichen der meisten Menschen bewahrt sind, welche an Britanniens welthistorischer Größe gebaut haben von Geschlecht zu Geschlecht. Sie ist eine heilige Stiftung, an welcher die Enkel immer von Neuem schmücken und mit der Liebe pflegen, die nicht erkalten kann, so lange die britische Flagge auf den Wassern weht, der britische Dreizack das Panier der Civilisation bleibt und ein britischer Bote zum Rathe der Fürsten und Völker geht. Bei der allegorischen Beziehung, in welcher die Westminsterabtei mit dem britischen Leben steht, ist in der uralten Volksage, „mit ihr steht, mit ihr fällt England“, eine gar tiefe Wahrheit verborgen. So wird's einmal in Bezug auf Deutschland von der Walhalla heißen, wenn die rechte Bedeutung jener folgenreichen Stiftung dem ein=deutschen Volke in's Mark und Fleisch gedrungen ist. —

Die Westminsterkirche war, wie der Name schon kund gibt, ursprünglich die Kirche eines Münsters oder Klosters, welches ein König der Ostsachsen, Sebert, nach seiner Bekehrung im 7. Jahrhundert auf der Stelle stiftete, wo ehemals ein Apollotempel gestanden hatte. Auf einem Raubzuge der Dänen wurden Kloster und Kirche bald nachher zerstört. König Edgar baute sie um 958 wieder auf. Auch dieser Bau litt hundert Jahre nachher durch Feuer so sehr, daß König Eduard, der Bekenner, 1065 ihn

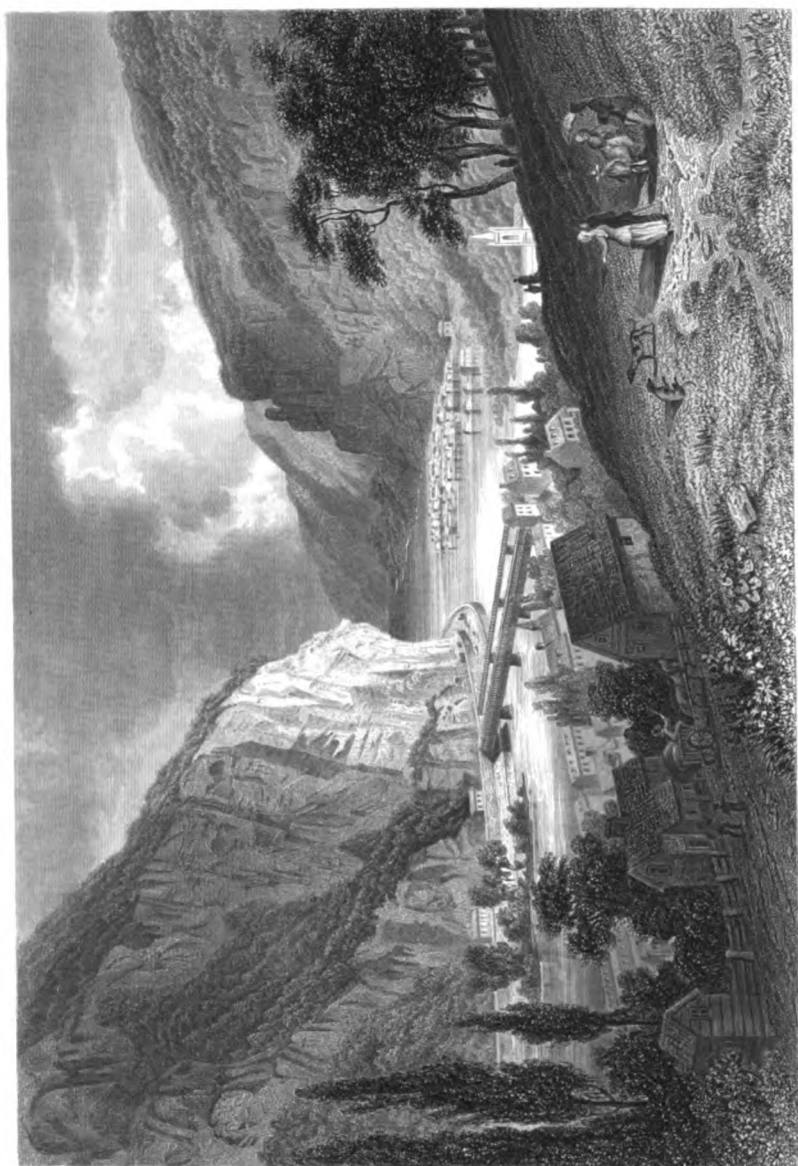
fast ganz neu bauen ließ. Abermals dauerte das Werk 160 Jahre, nach deren Verlauf es so baufällig war, daß es größtentheils eingelegt werden mußte. Auf dem uralten Grunde erhob sich nun in der Zeit von 1220 bis 1297 der jetzige Tempel. Er ist einer der schönsten im gothischen Styl und einer der größten in der Welt; denn mit Einschluß der Kapelle Heinrichs VII. hat er eine Länge von 518 Fuß; der Querarm ist 190 Fuß lang und das Hauptschiff hat 102 Fuß Höhe. Die Thürme sind nur bis zur Hälfte ihrer ursprünglich-beabsichtigten Höhe ausgebaut worden; jeder ist 225 Fuß hoch. Der ganze Bau ist von grauem Kalkstein aufgeführt, bis auf die Gewölbe der Schiffe, zu denen man Ziegel nahm. Alle Fenster (fast hundert) haben Glasmalereien. Noch sieht man an den Rippen der Tragspfeiler, der Decke u. u. die Spuren ehemaliger Vergoldung und Malerei; — doch hat 800jähriger Rauch und Staub Alles bis zur Unkenntlichkeit überdeckt, und die englische Pietät scheut vor dem Gedanken einer tüchtigen Restauration zurück. Erst in neuester Zeit hat man einige Ausbesserungen im Innern gewagt, aber, was ganz recht ist, die alten Formen stets mit gewissenhafter Treue wieder hergestellt oder erneuert.

Ein Gang in die Westminsterkirche gehörte während meines langen Aufenthaltes in London zu den Festen meines Lebens; nie betrat ich den Tempel ohne Ehrfurchtschauer und nie habe ich ihn verlassen ohne das Bewußtsein des gebesserten Menschen. Mehre Pforten und Pfortchen führen in das Heiligthum; hatte ich aber die rechte Stunde gewählt, so konnte ich durch das Hauptthor der Westfronte eintreten und den gewaltigen Eindruck in ganzer Fülle genießen. Hier steht man mit dem ersten Schritte sogleich in der Mitte der größten Männer Englands, deren Mausoleen rundum an den Wänden in die Höhe wachsen, schimmernd in dem bunten, geisterhaften Farbenspiel der gemalten Fenster. Unten am Boden stehen eine Menge Sarkophage, und von den Statuen Chatams und Pitts, dem hier sein großer Gegner Fox ganz friedlich gegenüber steht, gleitet der Blick gerne auf diese alten, ernsten, umpanzerten Gestalten, die so recht aus dem Grunde ihrer Seele zum ewigen Vater zu beten scheinen, und in ihrem steinernen Auge sah meine lebendige Phantasie eine Pforte in die unsichtbare Welt des Glaubens. In Saint Paul, wo bloß die neue Kunst die großartigsten Denkmäler versammelt, schärft der Verstand alle Umrisse, der Zauber der Poesie findet keine Stätte und die Betrachtung bleibt kalt. Hier dagegehn, wo die herrlichsten Mausoleen der Neuzeit an die einfachen Denkmäler der alten Kunst sich reihen, wo die Grundfesten vor's Auge treten, auf denen der gewaltige Bau des Nationalruhms ruht, zu dem jeder Wirt voll der Stolz und Hochgefühl den Blick richtet, erhält das Gemüth volle Nahrung. Das Ganze erscheint wie ein reiches, tief ergreifendes Epos, welches das Leben eines großen Volkes besingt. —

William Pitts kolossale Statue hat den Ehrenplatz über dem großen Thore. Er ist als Redner dargestellt, in einem jener weltgeschicht-

lichen Momente, wo er durch die Allgewalt seiner Worte das Parlament Englands zu jenen großen Maßregeln hinriß, welche der Geschichte seiner Zeit Richtung und Ziel anwiesen. Unfern sind die Denkmäler der Seehelden Bayne, Blair und Manners; dann Flarmanns Verherrlichung des Weisen im Richterstuhle, des Grafen Mansfield; sodann folgt ein Strauß aus dem britischen Ehrenkranz der Schlachten, die Monumentengruppe der Admirale Warren, Vernon, Wager, Temple, West und Saumarez. Am entgegengesetzten Ende aber nimmt der Stolz des Jahrtausends den Ehrenplatz ein — die Kolossalstatue Newtons, „ein Columbus für viele neue Welten.“ Ein weiter Kreis von berühmten Staatsmännern, Dichtern, Kriegern, Entdeckern, umgibt diesen Heros der Wissenschaft und des Denkens. Der südliche Chorflügel umfängt uns zunächst. Hier ragt über Alle ein fremder Gast — Pascal Paoli, der große Korse, welcher aus dem unterjochten Vaterlande sich verbannte, nachdem er das freie so lange und mit ewigem Ruhme gegen fremde Uebermacht vertheidigt hatte; um ihn drängt sich ein Cyklus von britischen Helden; Staatsmännern und Männern der Wissenschaft. Das eigentliche Sanktuarium im Tempel aber ist der südliche Flügel des Querschiffes: die Dichterecke, (the Poets Corner), wo die Sänger und Dichter Englands zum Chöre versammelt sind, von jenen begabten Gotteskindern welche, die seit Homer mit ihren Tönen und Klängen die Völker aus ihrem Schlafe wecken, von jenen Geisterbannern, die die Gedanken der Menschen heraufbeschwören aus den innersten Tiefen der Seele. Nicht Kanonenkugeln und blutgetränkte Lappen häufen sich an den Füßen ihrer Denksteine, auch reden nicht Daten von Friedensschlüssen und Länderraub aus ihrem Leben: eine schmucklose Tafel mit dem Namen, eine Büste, hie und da ein einfaches Standbild — das sind die bescheidenen Denkzeichen der Lieblinge Gottes. Shakespeare, Milton, Spencer, Chaucer, Ben Jonson, Butler, Gray, Thomson, Rowe, Addison, Gay, Dryden, Cowley, Sheridan, Goldsmith, Drayton, Southey, Campbell und viele andere Namen flößen Ehrfurcht, Bewunderung oder Liebe ein. Nie ist die Dichterecke leer von Besuchern, und während die Menge an den kolossalen Prachtmonumenten der Könige und Kriegsfürsten kalt vorüber eilt, hier weilt sie, und Jeder forscht und betrachtet die Bilder und liest die Namen wie von lieben Freunden und Bekannten. —

Die Mausoleen der britischen Herrscher und ihrer Familien, sie befinden sich meist in den Kapellen des Bekennters und Heinrichs VII. In jener steht der Sarkophag des Stifters selbst, ein hölzerner, geschnitzter Kasten mit eisernen Bändern; dabei die Monumente von Heinrich III., Eduard I., Heinrich V., Eduard III. und anderer Könige. In den Gräften der Heinrichskapelle aber ruhen, außer ihrem Stifter, alle Regenten Englands, von der Elisabeth an bis zu Georg II. — Die Pracht dieser Mausoleen schlechter und guter Kronenträger ist nicht geringer, als die



TEA-PHOPPER'S TERNARY

Copyright 1898

Printed by the University of Chicago Press

Pracht der Kapelle selbst, in welcher der harte Stein vom Boden an bis zur Decke wie Spitzenwerk ausgearbeitet erscheint, und die Ornamentik des germanischen Styls Unbegreifliches wagte und ausgeführt hat. Drum hieß auch diese Kapelle früher orbis miraculum — das Wunder der Welt — und in der That ist sie eine Wunderblume der Baukunst.

Harper's Ferry.

Einer der interessantesten Ströme Nordamerika's ist der Potomac. Er entspringt auf der Ostseite der blauen Berge (eigentlich blaue Kette, Blue Ridge), dem östlichsten Zug des Alleghany-Gebirgs, unterhalb Oldtown in Virginien, aus zwei Quellen und auf bedeutender Höhe. Bei Westport, wo der Savage-River sich mit ihm vereinigt, steht seine Wassermasse 1160 Fuß höher, als da, wo er, nach einem Laufe von 219 Meilen, die Grenze erreicht, bis zu welcher die Seefluth durch die Chesapeake-Bay heraufsteigt. Daher ist er ein mächtig fallender Strom, der durch das stärkste Felsgerippe der Erde sich seinen Weg bahnte. Seinen ersten größeren Sturz thut er bei den sogenannten Hore-Falls. Von da bis fünf Meilen tiefer muß er einst eine furchtbare Arbeit gehabt haben. In seine tobenden Fluthen dringt mit mächtigem Andrang sein größter Kampfgenosse ein, der Shenandoah, der, 200 Meilen die westlichen Wände der blauen Berge entlang daherstürmend, einst mit ihm denselben Widerstand fand. Ein breiter Felsendamm gebot hier den vereinten Fluthen Halt! und stemmte sie zum See an. Es mag damals ein anderer Niagara am jenseitigen Abgrund des Felsengürtels in die Einsamkeit der Urwälder gedonnert haben. Aber der Tropfen wird Herr über den Stein. Die Wasser fraßen und rissen, brachen und verschlangen Fels um Fels, bis sie den Damm durchbohrt hatten hinab bis zum Grund ihres eigenen Bettes. Und als später Menschen kamen, sahen sie wohl noch die Spuren des ungeheueren Kampfs, aber sie bauten Häuser an den Strom, es entstanden Städte, Wege wurden gebahnt, für das Schiff, das der Wogensturz zerschmettert hätte, Randle seitwärts gegraben, Brücken gebaut über die breiten Fluthen, und so vollendeten Natur- und Menschenkräfte Das, was dir, lieber Leser, unser schönes Bild zeigt. Noch heute bekunden die vom Fuß bis zum Gipfel furchtbar zerklüfteten, drohend über den Strom hängenden Felsen die Nie-

senkräfte, die hier sich Bahn gebrochen haben, und gegenwärtig gilt diese Stromschlucht unweit Harpers Ferry für eines der großartigsten Naturwunder Nordamerika's und ist das Ziel unzähliger Reisender.

Harpers Ferry heißt der Ort, welcher im Bilde vor uns liegt. Seinen Namen mag er daher haben, daß hier ein Ansiedler Harper eine Fähre zum Uebersetzen der Reisenden hielt. Jetzt führt eine 800 Fuß lange Brücke über den Strom und verbindet hier Virginien mit Maryland. Der Ort selbst ist unregelmäßig gebaut, dehnt sich am Fuß eines Hügels aus und gewährt mit seinen malerischen Hintergründen von mehreren Seiten einen prächtigen Anblick. Obgleich die Einwohnerzahl 5000 noch nicht übersteigt, so haben doch vier christliche Sekten ihre Kirchen und Bethäuser hier. Auch das Geschäftsleben hat neben die Naturwunder seine kolossalen Bauten gestellt. Die Wasserkraft, die einst den granitnen Arm der blauen Berge zerbrach, dreht jetzt gehorsam im Menschendienste die Räder großer mechanischer und Manufaktur-Etablissements. Am bedeutendsten ist die Gewehrfabrik und Kanonenbohrerei. Das hiesige Arsenal für die Vereinigten Staaten bewahrt durchschnittlich 80 — 90,000 Stück Musketen. Diese Kampfstätte der Natur ist ohne Zweifel der rechte Ort für die Lehre: Rüste für den Krieg, so bewahrst du dir den Frieden.

Aber nicht bloß zerstörend-schaffende Kräfte tobten hier sich aus, auch künstlerische Launen hatte die Natur und stellte einen Gegenstand dar, der die Augen aller Reisenden auf sich zieht. Auf der Marylandseite der Felsenwand hängt hoch eine Klippe über den Potomac, in welcher die Hand der Natur das vollkommen ähnliche Bildniß Washington's ausgeprägt hat. Nicht bloß amerikanische Augen wollen hier den größten und besten Mann der Nation im Felsenbilde sehen; Jeder erkennt auf den ersten Blick nicht bloß annähernd, sondern fest und bestimmt die edlen, erhabenen Züge, die zugleich den großen Charakter des Mannes widerspiegeln. Natürlich ist dieses Naturspiel für Tausende ein weit stärkerer Anziehungspunkt, als alles Andere in dem wunderreichen Erdwinkel. — Uebrigens wird im Britischen Museum ein ähnliches Natursteinbildniß des Dichters Chaucer aufbewahrt, welches wenigstens darthut, daß die Natur den Amerikanern kein Unicum geschenkt hat.



U. S. S. Albatross, 23th Nov. 1840. H. H. H. H.

CAP. HORN

U. S. S. Albatross, 23th Nov. 1840. H. H. H. H.

Das Kap Horn.

Es werde! — dieser Gedanke Gottes schuf die Welt, und wie er sie geschaffen hat, so lenkt er sie — durch Gedanken. Seine Gedanken im Menschen machen diesen zum Vollstrecker seiner Schicksalsbefehle, zur Sehne seines Bogens, zur Feder des Weltgetriebes. Seine Gedanken sind offenbar in den Propheten und Aposteln, in den Erfindern und Erforschern der Wissenschaften und Künste, sie sind lebendig in jenen Männern, welche wie die Marco Polo, die Humboldt und La Perouse, den Schleier wegziehen von unbekannten Ländern, und in jenen kühnen Seefahrern, deren geräuschlose Entdeckungen einen bleibenden und wohlthätigern Einfluß auf den Kulturgang der Menschheit ausüben, als die glänzendsten Siege gefeierter Fürsten. —

Noch war kein halbes Jahrhundert seit dem Funde der zweiten Erdhälfte durch Kolumbus vergangen, und schon war man über die Gestalt Amerika's klar. Die Küsten waren befahren und selbst über Gebirgszug und Stromnetz im Innern hatte man Vorstellungen, welche, wie es die Karten aus jener Zeit beweisen, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Nur über einen Punkt herrscht ein großer Irrthum. Man glaubte, der Welttheil dehne sich südwärts bis zum Polarkreise aus, und die Meerenge, die Maghellan zuerst durchschiffte, sei der einzige Weg, um aus dem atlantischen Meere in den großen Ocean zu gelangen. Man hielt das Feuerland nicht für eine Insel, sondern für die Fortsetzung des Kontinents selber, das sich in unbekannter Größe nach dem Südpol ausdehne. Erst Drake erschütterte diesen Glauben. Als er durch die Meerenge gefegelt war, wurde er durch Sturm an die Südspitze des Feuerlands verschlagen und er fand in einer Felsbucht beim Kap Horn ein Asyl. Seine Meinung, das Feuerland sei eine Insel, war aber zu schwach gegen das Vorurtheil, und sie verscholl allmählig wieder.

Vierzig Jahre später rüstete ein reicher holländischer Kaufmann, der Jude Isaac Le Maire, zwei Schiffe zu dem besondern Zweck aus, eine Umsegelung der amerikanischen Südspitze zu versuchen. Er wollte damit dem Verkehr nach dem großen Ocean eine neue Straße öffnen und ihn von der Herrschaft Spaniens befreien, welches, nicht zufrieden, daß die Fahrt durch die Maghellansstraße gefährlich war und zwei bis drei Monate

dauerte, auch noch Befestigungen angelegt hatte, um sie fremden Nationen zu schließen. Die Expedition des patriotischen Kaufmanns hatte glücklichen Erfolg und das von den Wellen des großen Oceans gespülte amerikanische Südkap — eine durch einen Kanal vom Feuerland getrennte Felsinsel — erhielt nach dem Dorfe Horn, dem ländlichen Wohnort des reichen Jsaak am Zuidersee, den Namen.

Die Beschaffenheit des Landes entspricht nur theilweise den Vorstellungen, welche sich nach den Berichten der alten Seefahrer bis auf die neueste Zeit fortpflanzten. Das Kap Horn liegt etwa unter demselben Breitengrade, wie Edinburg; das Feuerland dehnt sich von 52 bis 56 Grad aus, und das Klima ist an den flachen Küsten desselben nicht kälter, als an den Dünen Preußens. Es ist ein Alpenland mit der Fortsetzung der Kordilleren, die in steilen, mehrere tausend Fuß hohen Vorgebirgen am Südeinde der Insel in den Ocean abstürzen. Meer und Land führen an der südwestlichen Küste endlosen Krieg mit einander. Wie am schottischen und norwegischen Westgestade haben die Arme des Oceans das Land zerrissen, in tiefen Kanälen hat er sich zwischen den himmelhohen Bergen und Schluchten durchgewühlt und das Feuerland in mehrere Inseln getheilt. Die Ostküste hingegen fällt flach ab und sie hat jenes traurige, nackte, unfruchtbare Aussehen, welches die ältern Seefahrer schildern, während im Alpenlande des Westens romantische Thäler, wie in der Schweiz, eine üppige Vegetation haben und die schönsten Waldungen die Berge befränzen. Der Hochrücken der Kordilleren erhebt sich zwei bis dreitausend Fuß über die Linie des ewigen Schnees (6000—7000 Fuß über die Meeressfläche) und alle Pracht der Gletschermwelt offenbart sich in diesen Regionen wie in den Eisgebirgen Savoyens.

Die imposanteste Scenerie hat der westliche Theil der Maghellansstraße selbst. Mit unbegreiflicher Gewalt brach sich da die Fluth durch den 6000 Fuß hohen Gebirgskamm, senkrecht oder überhängend starren die Granitwände von der Tiefe auf, umschwirrt und umkreist von Millionen Seevögeln, welche an den Felsen horsten. Dunkel ruht auf dem klippenreichen Gewässer und verleidet dem mit Gefahren und Schrecknissen aller Art umgebenen Schiffer die Durchfahrt so, daß sie wohl nie mehr versucht werden würde, wenn die Umschiffung des Kap Horn nicht fast eben so gefährlich wäre. Denn der Sturm hört hier nicht auf zu rasen und fordert Jahr für Jahr Güter und Menschenleben in Menge zum Opfer. Ein Schiffbruch am Kap Horn ist fast immer gewisser Tod; denn nur wenige Stellen der mit himmelhohem Felsgemäuer besetzten Küste, über welche Gletscher hängen und Gießbäche ihre Schleier schütteln, sind zugänglich, und die auf Booten Rettung suchen, verschlingt gewöhnlich die Brandung. Die Forderung der Menschlichkeit, Errichtung eines Leuchthurms mit einer Station für Rettungsboote und mit einem Asyl oder Hospiz für Schiffbrüchige ist, zur Schande der meerbeherrschenden Mächte, bis jetzt unerfüllt

geblieben. Und doch ist die Straße um das Kap Horn eine der wichtigsten der Erde, und es würde zuverlässig ihre Frequenz sich vervielfachen, wenn ein Etablissement wie das angedeutete die Fahrt eines Theils ihrer Schrecken entkleidete. —

Gehe wir das Feuerland verlassen, noch einen Blick auf seinen Herrn, den Menschen!

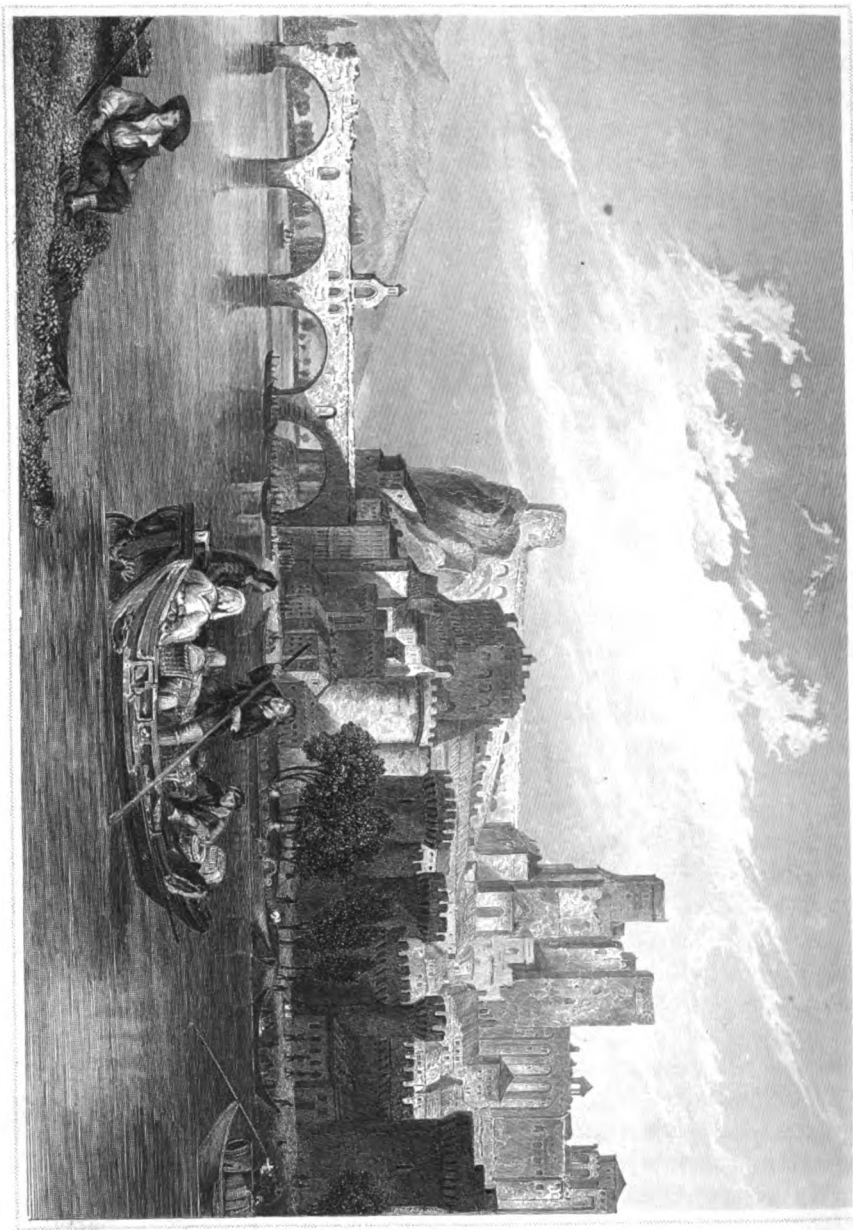
Ist dieses schmutzige Wesen, auf dessen zwergartigem formlosen Leib ein breitzusammengebrückter Kopf mit weitvorstehenden Backenknochen ruht, aus dessen viereckigem Schädel unter der platten Stirn die kleinen, leblosen, Stumpfsinnigkeit verrathenden Augen dich anstarren, wirklich ein Mensch? Du möchtest daran zweifeln. Dein Herz, das die ganze Menschheit mit Liebe umfassen möchte, dein Geist, welcher ein zwar ungleiches, aber unaufhaltsames Fortschreiten aller Völker der Erde zu einem gemeinsamen Ziele begreifen möchte, fühlt sich beunruhigt und betroffen. Wie, fragst du, dieses Geschöpf mit den schwarzen Zotten um das Antlitz, dessen Häßlichkeit ein dicker Knochen in der durchbohrten Unterlippe noch widerlicher macht, das mit thierischer Gier Peguinenthran schlürft und die Luft mit seinem Gestank verpestet, dieß dein Bruder? Wo ist da der Gotteshauch, der den Menschen von dem Thiere unterscheidet, und worauf gründet sich da der Anspruch an die Sympathie des Gefühls, welche eine gleiche Abstammung hervorruft? Gegenüber dem Feuerländer, dieser plumpen Mißgestalt, in welcher noch nie ein Geistesfunke zur Flamme angefaßt worden ist, bricht der Glaube, ein Brüdergeschlecht aus einer Mutter bevölkere das Erdrund, zusammen.

Das größte Räthsel auf Erden bleibt der Mensch, und über seiner Entstehung ruht ein Schleier, den keine Wissenschaft aufhebt. Der Mensch füllt die ganze Erde. Kein Thiergeschlecht kommt ihm an Verbreitung im Entferntesten gleich. Theuer jedoch erkaufte er diesen Vorzug. Sein edel geformter Leib verschrumpft am Polarkreise zur fragenhaften Zwerggestalt und sein Geist erstarrt in Unempfindlichkeit. Unter dem Aequator verdorrt er, und unter den Tropenkreisen reibt sich der Mensch auf in thierischen Begierden und wüthenden Leidenschaften, die mit Erschlaffung abwechseln. Wir sehen ganze Menschenstämme, deren Lebenshätigkeit in dem Kreis aufgeht, welchen das unabweisliche Bedürfniß in einer harten Natur um sie gezogen hat, und selbst inmitten der Civilisation, wie viele Millionen und aber Millionen sind da vorhanden, in denen sich jeder Gedanke des engen Gehirns nur um die unmittelbare Noth dreht, und in wie Vielen erliegt der gebundene Geist dem mit jedem Morgen neu erwachenden Elend und Kummer! Wir sehen Völker ein langes Leben hindurch stumpf, gleich Wanderthieren, durch Wüsten ziehen. Kein Rätheln können sie der Ginde abgewinnen und keinen Segen, als die Beute des lauernden Auges und des räuberischen Arms, des Diebstahls und des Mords. Wir sehen Andere, welche keine Freude auf Erden kennen, als jene, welche die gierige Hand

zum Mund bringt. Wir preisen stolz der Bildung hellen Tag, und finstere Nacht ruht auf der Masse der Menschheit! Den wenigen Hunderttausenden, in denen höhere Geisteskultur sich bethätigt, stehen Hunderte von Millionen gegenüber, in deren Seelen kein Lichtstrahl dringt und die in Glend und Stumpfsinnigkeit die lange Bahn von der Wiege bis zum Grabe durchlaufen, ohne Gedanken an die Vergangenheit, ohne Ahnung und Glauben einer bessern Zukunft, ohne Selbstbewußtsein, ohne einen Begriff, der außer dem engsten Kreise des Lebensbedürfnisses liegt. Sie sterben dahin mit keinem andern Gefühl, als daß, — wenn ihre Zeit um ist, — der Boden, der sie geboren hat, sie wieder verschlinge. Wem die Religion noch eine Anweisung auf die ewige Seligkeit schrieb, der hat noch einen Trost; — doch auch diese wohlfeile Warmherzigkeit wird den Wenigsten zu Theil; denn die Mehrzahl der Religionen setzt das Reich der ewigen Qual und Strafen am Rande des Grabes hin und sie füllt noch in der Sterbestunde den Leidensbecher ihrer Gläubigen mit Aengsten und Schrecknissen! Trostlosigkeit begleitet sie durch's Leben, — Trostlosigkeit ist ihre Mitgift für die Ewigkeit.

In den Ragen, welche durch Merkmale und Körperbildung scharf sich scheiden, geht der Stamm des Menschengeschlechts wie in Nesten auseinander. Eine Race ist die auserwählte. Die kaukasische, der auch wir angehören, ist es, welche seit Jahrtausenden die höhere Entwicklung des Menschengeschlechts trägt. Sie ist die Hüterin des heiligen Feuers; das Apostelthum der Kultur gehört nur ihr. Darum ward ihr Macht gegeben über alle Völker und mittelst dieser Macht streut sie die Funken über die Erde hin und richtet sie der Gesittung Altäre auf in allen Zonen. Im Alterthum war die Sphäre enge; jetzt ist sie weit geworden! Vor 2000 Jahren reichte die Kultur noch nicht über die Länder des Mittelmeeres hinaus. Seitdem hat sie alle Oceane überschritten, und wie die Herrschaft der kaukasischen Völker allmählig alle Kontinente umfaßt hat, hat auch ihre Kultur die übrigen Ragen ergriffen — und die sie nicht aufnehmen wollen, die müssen verschwinden. Doch während so der erwählte Stamm des Ostens seine Schöpslinge allwärts hin treibt, während er schon die ganze neue Welt mit seinen Zweigen überschattet, wird er selbst faul in seinen alten Sigen, seine Wurzeln sterben rückwärts ab und er läßt seine sonst kraft- und kulturreichsten Völker verweichlicht, entsittlicht, entartet, in Verwesung oder verwildert zurück. Blickt nach Armenien, nach den eurasischen Ufern, nach den türkischen und persischen Ländern, nach Griechenland; schaut nach Italien und der iberischen Halbinsel: was seht ihr? Dort verwilderte Völker, hier sinkende, altersschwache Nationen, die träumerisch und kraftlos von ihrer Vergangenheit zehren und zu einer dauernden Erhebung unfähig, der Säbelherrschaft verfallen.

Wie der gebildete Deutsche in Nordamerika auf der Staffel der westlichen Kultur am höchsten steht, so der Feuerländer am niedrigsten. Dieß



AVIGNON

View of the city of Avignon from the Rhone.

Engraved by J. B. Huet.





verlassene Geschlecht, welches vom Kontagium geschichtlicher Entwicklung, daß die Völker weckt, emporreißt und groß macht oder elend, nie berührt ward, hätte noch Jahrtausende fortvegetiren können, wären die Kulturmenschen fern von ihm geblieben! Leider haben sie ihm nur Böses gebracht. Sie machten die starren Geister nicht flüssig mit der Flamme ihres Branntweins, sie machten sie nicht menschlicher, indem sie sie mit ihrem Donner und Blitz bewaffneten; sie machten sie nicht glücklicher und zufriedener, indem sie die alten Götter wegnahmen und das Kreuz auf die Berge pflanzten. Seitdem der Verkehr mit den britischen und amerikanischen Wallfischfängern begonnen hat, decimiren Völlerei, Krankheit und innere Fehde das arme Völkchen; sie beschleunigen dessen Vernichtung, und die Zeit ist nicht fern, wo im Stammverzeichnis der Menschheit der Feuerländer nichts mehr sein wird, als ein leerer Name.

A b i g n o n.

Es hilft nichts, daß der Himmel eines Paradieses sich über Fluren und Menschen wölbe, es hilft nichts zur Verschönerung der Fluren, daß dem Menschen Alles geboten sei, was ihm sein Stück Erde zum wahren Eden erheben könnte, es hilft nichts zur Veredelung des Menschen, daß Himmel und Flur ihm den Finger Gottes auf jedem Schritte zeigen, — wenn in den Häuptern der Menschen der Wahn und in den Herzen die Rohheit die Alleinherrschaft ausüben durch Reihen von Jahrzehnten, ja durch Jahrhunderte.

Sokrates trank unter Griechenlands ewig lachendem Himmel den Giftbecher, so hatte es der Wahn der Vielgötterei und Herrschsucht geboten gegen den freien Denker und standhaften Gläubigen an Ein höchstes Wesen. Der Wahn siegte und die Rohheit triumphierte. Christus wandelte im prächtigen Morgenlande von Hütte zu Hütte, von Tempel zu Tempel, von Stadt zu Stadt, um mit der Macht des Geistes den Wahn zu brechen, mit heiliger Liebe die Rohheit aus den Herzen zu bannen, „dem Tode seinen Stachel und der Hölle den Sieg“ zu entreißen, und er starb am Kreuze. Wer zählt die Märtyrer der Religionen! Wer zählt die Opfer der Glaubensstreue seit jenen weltgeschichtlichen Trauertagen von Athen und Golgatha, Rom und Kosniz, Sevilla und Genf! Und wer zählt die Henser der Unglücklichen unter all den lachenden Himmeln, von welchen Gottes

Sonne erleuchtend herabsah auf Kreuze und Arenen, Kerker und Galgen, Marterbänke und Scheiterhaufen!

Und was hilft alles Streben und Ringen der Edelsten und Besten unter allen Himmelsstrichen für das irdische Wohl der Völker und Nationen, wenn die Herzen ganzer Generationen hohen und reinen Gefühlen nicht zugänglich und die Häupter dem Strahle des Geisteslichts verschlossen sind? Da reißt die Rohheit die Früchte der Liebe zur Menschheit in den Roth der Selbstsucht, und der Wahn nennt es Recht und Freiheit, mit dem Schwerte der Herrschgier Rache zu üben bis zur Uebersättigung. Es führt zu Einem, ob die Massen der Wahn erfaßt, oder die Rohheit in deren Lenseker fährt, es führt immer Schaaren Unglücklicher zur — Seufzerbrücke, und Seufzerbrücken sind aufgebaut unter jedem Himmel für den letzten Gang in Elend und Tod.

Wer die Menschheit achtet als das höchste Schöpfungswerk des Ewigen, in welchem sein Ebenbild sich ausprägen soll an der zur Erkenntniß führenden Hand des Geistes im All bis zur höchsten Vollendung, und wer die Menschen achtet, von denen jeder Einzelne berechtigt ist, von den Mitteln zur Durchführung der unendlich reichen Gottesidee seinen Theil von der Menschheit zu fordern, weil nur das Glück des Einzelnen der feste Grund und höchste Schmuß ist für das Glück des Ganzen, den begleitet beim Fortschergang durch die Jahrhunderte der Geschichte ein tiefer Schmerz. Er sieht vom Anbeginn den Kampf des Lichts mit der Finsterniß, aber des Kampfs will kein Ende werden. Wie den Schatz im Märchen sieht er den Weg zum Heil der Menschheit auf Erden bewacht von Riesen und Drachen. Und wo sein Herz schon zittert vor Wonne, wenn ein Ritter des Lichts die strahlende Lanze schwang und Riesen und Drachen erschlug und aufthat die Thore des Menschenglücks, — wie lange, und es dämmerte wieder, — neue Drachen erstickten mit ihrem Gifthauch das Licht und neue Riesen verschlossen die Thore des Glücks fester als zuvor. Und wie ist in den Zeiten solcher Finsterniß mißhandelt worden Alles ohne Unterschied, von der Hoheit bis zur Knechtschaft, vom Glanze bis zum Elend, vom Laster bis zur Unschuld und Tugend! Wo wäre das Licht, das der Wahn scheute, und wo das Recht, das die Rohheit ehrte! Vor solchen Blättern der Geschichte hängt Jedem für die Zukunft. Da gilt es, den ewigen Gottesgedanken fest zu halten, da gilt es, die Seele von den niederdrückenden Bildern zu befreien:

Da muß dem Aug' aus der Vergangenheit
Nach unsrer Lage wärm'rem Licht verlangen!
Da ruht es auf den Echerben alter Zeit,
Die braun wie Herbstlaub an den Felsen hängen.

Doch wo die Eisenfäße der Gewalt
Zertraten einß viel tausend warme Herzen,
Da muß mit Müß' — so ist's noch schauerkalt! —
Die neue Zeit die alte erst verschmerzen.

Avignon — noch heute Petrarca's „tönende Stadt“, d. h. eine Stadt der Glocken und Mönche — soll schon sechshundert Jahre vor Christus gegründet worden sein. Wie Massilia (Marseille) ist auch diese gallische Ravarenstadt Avenio, die Avenicorum civitas der Römer, griechischen Ursprungs. Die rührigen Kaufleute von Massilia wurden die Wecker der Industriethätigkeit in Avenio. Seine Blüthe verdorrte mit der des Römerreichs, die Bürgerkriege vernichteten beide. Mehrmals rasch nach einander erobert, geplündert und verheert, kam es als ein Haufen von Hütten zwischen Palästetrümmern an die Burgunder und wurde dann, im Verlaufe der Völkerwanderung, in hunderter Folge westgothisch, wieder burgundisch, dann ostgothisch, dann fränkisch, dann saracenisch und (durch Karl Martel) wieder fränkisch, bildete nach dem Zerfall des Frankenreichs mit seinem Gebiete eine eigene Grafschaft, ward Hauptstadt von Venaissin, fand neue Herren in den Grafen von Toulouse, Provence und Forcalquier und sah erst nach der Letzteren Aussterben sich die Bahn geöffnet zur municipalen Selbstentwicklung. Gleich den freien Städten Deutschlands und der Lombardei gab sich Avignon zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine republikanische Verfassung. Aber schon dreißig Jahre darnach hat es wieder seinen Oberherrn in dem Grafen von Provence.

Später kamen Venaissin und Avignon in den Besitz der Päpste; das ging so zu. Der Herr des Landes war Graf Raymund VI. von Toulouse, Markgraf der oberen Provence, ein Mann von hellem Geist und edlem Herzen. Unter seinem Schutze predigte Peter de Bruys die Lehre der Albigenser, wenigstens schützte er diejenigen seiner Unterthanen, welche, entrüstet über die bodenlose Verworfenheit des damaligen Klerus, ihre Seelenberuhigung in der neuen Lehre suchten. Was nun folgte, lag im Wahn und in der Rohheit jener Zeit: blut- und heutigieriges Gefindel fiel, nach des Papstes Bannstrahl, her über das fleißige, fromme, treue Volk, raubend, mordend, brennend und schändend, — und das hieß Kreuzzug! Mit den Mordbrennern wetteiferte die Inquisition in loderbenden Flammen der Scheiterhaufen und Einsäckeln des Vermögens der Hingeschlachteten. Nach tapferem Widerstand erlag der edle Raymund und starb vor Gram über so unsägliches Unglück. Sein Sohn mußte dem Papste die Grafschaft Venaissin abtreten, um den verheerten Rest seiner Länder zu retten und — durch solche Hände „vom Zorn Gottes“ erlöst zu werden! — Die Stadt Avignon bot durch die Festigkeit ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer meist albigensischen Bürger dem Andrang des „Kreuzheers“ Trotz, bis König Ludwig VIII. von Frankreich ihn brach. Vergeblich berief sich die Stadt auf ihre Unantastbarkeit, weil sie zum burgundischen Kreis des deutschen Reichs gehöre. Schon damals lag ja unser armes Reich überall in Deutschland — „draußen!“ — Avignon kam nach noch mancherlei Herrenwechsel an Neapel, und als die kiederliche Königin dieses Landes, Johanna I., die Mörderin ihres Gatten, an den päpstlichen Hof nach

Avignon floh, wegen ihrer Schönheit mit allen Ehren empfangen und gehalten wurde und in Schulden gerieth, überließ sie Avignon dem Papste (Klement VI.), der ihr dagegen 80,000 Goldgulden versprach; das ist das würdige Ende dieser Geschichte.

Die sogenannte babylonische Gefangenschaft der Päpste in Avignon (1309—1377) ist die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Christenthums. Kein Fetischdienst der Erde mit den massenhaften Menschenopfern hat so gewüthet im Blute des eigenen Geschlechts, als damals Wahn und Rohheit der herrschenden und fast allgewaltigen Priesterschaft! Es ist zum Erbarmen, ja, man muß in seinem Urtheil Mitleid und Schonung üben gegen die unglücklichen Henker, die, bei der eigenen unvergleichlichen Versunkenheit in den tiefsten Sündenpfuhl, an die entseßlich verzerrte und beschmutzte Form des Glaubens und Gebets sich festklammernd für das Heil ihrer Seele keine höhere Sicherheit erkannten, als die: den allbarmherzigen Gott der Liebe mit Blut und Asche seiner Kinder zu erquicken! — Lassen wir einen Zeitgenossen jener Lage reden, an dessen Wahrhaftigkeit Niemand zweifelt: den großen italienischen Dichter Petrarca (1304 bis 1374). Er nennt Avignon: „das occidentalische Babylon“ und „eine Schule des Lasters, einen Mittelpunkt der Irreligiosität und des schändlichsten Aberglaubens“ und fährt fort: „Man verliert hier die kostbarsten Güter, Freiheit, Ruhe, Zufriedenheit, Religion, Hoffnung und christliche Liebe; jede Straße ist ein Sammelplatz aller Laster; das Alter verderbt die Jugend, Entführung, Entehrung der Weiber, Ehebruch und Blutschande sind ein Spiel für den römischen Hof. Nur das Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt; für Geld öffnet man hier den Himmel, für Geld verkauft man Jesum Christum, unsern Herrn!“ — Und damit genug von diesem Jammer. Wir begegnen ihm ohnedieß noch einmal beim Gange durch die Räume der Burg der Päpste.

Die Frucht dieser avignoner Blüthe war das große Schisma der abendländischen Kirche. Es wurden nun Päpste in Avignon und in Rom gewählt, die sich gegenseitig in den Bann thaten. Erst nachdem das Papstthum zu Avignon mit Waffengewalt aufgehoben worden war, residirten daselbst nur Legaten oder päpstliche Statthalter.

Am Sinken Avignons arbeitete fortan zweierlei: der Mangel der Millionen, welche aus den Kassen der Päpste und ihrer Umgebung in alle Schichten der Bevölkerung gesieckt waren, und der Zwiespalt der kirchlichen Gilden: der grauen, weißen und schwarzen Büsser. Letztere waren aus Resten der Albigenser entstanden. Aus diesen drei Gilden erwuchsen ebenso viele Parteien unter der Bürgerschaft, die den Streit vom kirchlichen auch auf das politische Feld übertrugen und sich nicht selten vollständige Straßenschlachten lieferten. Frankreich einverleibt wurde Avignon mit Venedig erst im Jahre 1791 durch die Nationalversammlung. Der alte Bürgerkrieg gewann dadurch nur einen größeren Kampfplatz; fürchterlicher

als irgendwo wütheten die Mordwaffen der Revolution hier in der Hand der Gilden. Und nachdem man die zweite Blutsündfluth vergossen hatte, in der Burg der Päpste, wurde in der alten denkmälerreichen Stadt Alles zerstört, was in den Augen und Herzen von Menschen Werth hat, nicht bloß Kirchen und Paläste, Statuen und Bilder — auch das Denkmal der armen schönen Laura!

Aus diesen Trümmern ging das Avignon der Gegenwart hervor. Der Schutt der Paläste fiel hoch über die Stätten der Scheiterhaufen und Blutlachen, und darüber wandelt und wohnt das neue Leben, wie oft auf längst vergessenen Grabhügeln wieder Rosen wachsen, mit denen frohe Kinder spielen.

Die Rosen wachsen gar schön dort. Du athmest in Avignon schon den Reiz der Natur des Südens. Ueber dir wölbt sich ein italischer Himmel, immergrüne Fluren umgeben dich, geschmückt mit der Flora der tropischen Zone. Da prangen Limonen- und Oliven-, Orangen- und Feigenbäume, die Weinrebe umschlingt den Maulbeerbaum, und durch die üppige Fülle der Landschaft wogt mit bläulichen Fluthen die Rhone dahin, mit stolzem Ungestüm dem nahen Meere in den Schooß eilend. Am linken Ufer des herrlichen Stroms liegt die Stadt, zu beiden Seiten des von den Fluthen bespülten, senkrecht emporsteigenden Kalkfelsens Dons, in sanft aufsteigender Ebene, umringt von zinnen- und thurmreichen grauen Mauern, hinter welchen aus dichtgebrängter Häusermasse unzählige Glockenthürme emporragen, und beherrscht von dem Riesenbau der Burg der Päpste. Zu den Füßen derselben trogen malerische Brückentrümmer dem Wogendrang; es sind die letzten vier von den einst neunzehn Bogen, welche — jedoch nur für Fußgänger und Reiter breit genug — von 1180—1660 Avignon über die fruchtbare Rhoneinsel Barthelasse hin mit dem Städtchen Villeneuve am rechten Rhoneufer verbanden. Eine Kapelle der Madonna steht auf dem zweiten Pfeiler, auch Ruine. — Wer den rechten Eindruck vom Charakter dieser wunderbaren Stadt empfangen will, muß im Abenddämmerungslichte die Rhone abwärts hierher kommen; da fühlt er sich so seltsam ergriffen, als wäre er plötzlich in die graue Vorzeit oder gar in eine andere Welt versetzt. Und wandelst du dann am Tage in den meist engen, steilen, finsternen Straßen zwischen den alten massiven Häusern mit herausgebauchten schweren Eisengittern vor den Fenstern, so geht der einmal empfangene Eindruck mit dir, und er weicht erst ein Wenig zurück, wenn du in das hellere und neuere Stadtviertel der Kaufleute und Fabrikanten kommst, wo die moderne Zeit Herr ist, oder in die wüsten Höfe der Papstburg, in welcher der rothhofige Kriegermann sein Kasernenleben führt.

Diese Burg zeigt sich uns als das meisterhafteste Porträt, das von der Physiognomie irgend eines Zeitalters auf uns gekommen ist: Palast, Festung und Gefängniß, aber mehr grauenvoller Kerker, als Festung, und mehr sturmteste Burg, als Palast, und selbst als Palast ein Schloß mit orienta-

liſchem Aeußeren: alle Fenster nur den inneren Höfen zugekehrt. Wie aus Einem Guß von Erz steht die altergebräunte Veſte da, aus welcher der dreifachgekrönte Donnerer ſeine Blitze auf Fürſten und Völker ſchleuderte. Hier, ſagt Dumas, begreift es ſich, wie in einer Zeit, wo der Schwache keine Hoffnung und der Starke keinen Zügel kannte, Alles von Eiſen war, vom Scepter biß zum Kreuze, vom Kreuze biß zum Dolche! — Begonnen ward der an Ungeheuerlichkeit der Quadermaſſen unübertroffene Cyclopenbau, dieſes in der Welt einzig daſtende Monument, das nie eine Nachahmung finden wird, von Johann XXII., fortgeſetzt und vollendet von ſeinen Nachfolgern Benedikt XII. und Clemens VI., ungefähr von 1320—1350.

Wir folgen in das Innere einem kundigen Führer. Gleich beim Eingang der Burg, ſagt er uns, betritt man die Küche des Papſtes, jetzt eines franzöſiſchen Infanterieregiments. Die Kapelle, ein Meiſterſtück des reinſten gothiſchen Styls, iſt zu Schlaffälern der Soldaten verbaut. Die Deckengemälde ſind übertüncht biß auf eines, das eine Verſammlung von Heiligen darſtellt. Ueber der Kapelle iſt die Rüſtkammer, mit rohen Schildereien (wahrscheinlich in ſpäterer Zeit) ausgemalt. Durch einen weiten Hofraum führt der Weg zu dem Theil des Schloſſes, wo die Inquiſition ihr Weſen trieb. An der Eingangsthür ſteht ein monolithiſcher Keſſel, der zur Probe des ſiedenden Oels gedient haben ſoll. Dicht daneben iſt ein in die Mauer eingehauenes Kerkerloch, ohne Licht und ohne Raum zu der nothwendigſten Bewegung, ein ſteinerner Sarg, in welchem dem armen Opfer Wochen oder ſelbſt Monate Zeit gegeben wurde, ſich durch Aufreibung aller ſittlichen Kraft auf das Erſcheinen vor dem heiligen Gerichtſtuhl vorzubereiten. Einige Schritte weiterhin folgt eine zweite Kerkerhöhle dieſer Art. Den Gerichtſaal der Inquiſition bezeichnet die halbverlöſchte Inſchrift: „In dextra gladium teneo“ (in der Rechten halte ich das Schwert). Unmittelbar daran ſtoßt die Folterkammer. Klaſterdicke Mauern ohne Fenster machten dieſes kellerartig gewölbte Gemach undurchdringlich für jeden Schrei der wüthendſten Qual und Verzweiflung. Der Kamin, in welchem die Foltereifen geglüht wurden, grinzte dem Beſucher wie ein Teufelsrachen entgegen. Von hier blickt man durch eine Maueröffnung in den innern Raum der ſogenannten Glacière: die Stätte der zweiten Blutſündfluth von Avignon. Glacière d'Avignon und der 16. Oktober 1791! bleibt ein Mahnruf, der in Avignon die Herzen erbeben macht. Dieſer „Eiſtkeller“ der Päpſte wurde an jenem Revolutionstage das Grab von 8000 Menſchen jedes Alters und Geſchlechts! Jourdan, der Coupe tête (Kopfabiſchneider), leitete dieſe Menſchenabſchlachten in dem oberen Stockwerk des runden Thurmes, mit welchem der Eiſtkeller überbaut iſt. Noch jetzt ſieht man die Spuren der Blutſtröme, die durch das runde Loch oben herein und an den Mauern herabfloſſen. Leichen und Köpfe ſtürzte man durch dieſelbe Oeffnung hinab. — Die Schreckensherrschaft der Revolution marterte wenigſtens nicht lange, ſie machte es kurz. — Folgen

wir wieder dem Gefangenen der Inquisition; er hat nur noch zwei Schritte bis zu seinem schrecklichen Ende. Der erste führt ihn in eine kleine Kapelle, wo er im Sünderhemde und mit der Kerze in der Hand Kirchenbuße thun mußte. Sein Platz war eine Nische in der Mauer neben einem kleinen Fenster, aus welchem — und das ist die Erfindung der raffinirtesten Bosheit! — der Blick des armen Opfers noch einmal auf die Herrlichkeit des Himmels der Provence und auf das ewig grünende, blühende Land fiel! Dann ein Schritt aus der Kapelle und der Verurtheilte stand auf der Brandstätte in einem trichterförmigen Thurme, der oben eine Schornsteinöffnung hat, noch schwarz vom Ruß dieses Satansherdes! — —

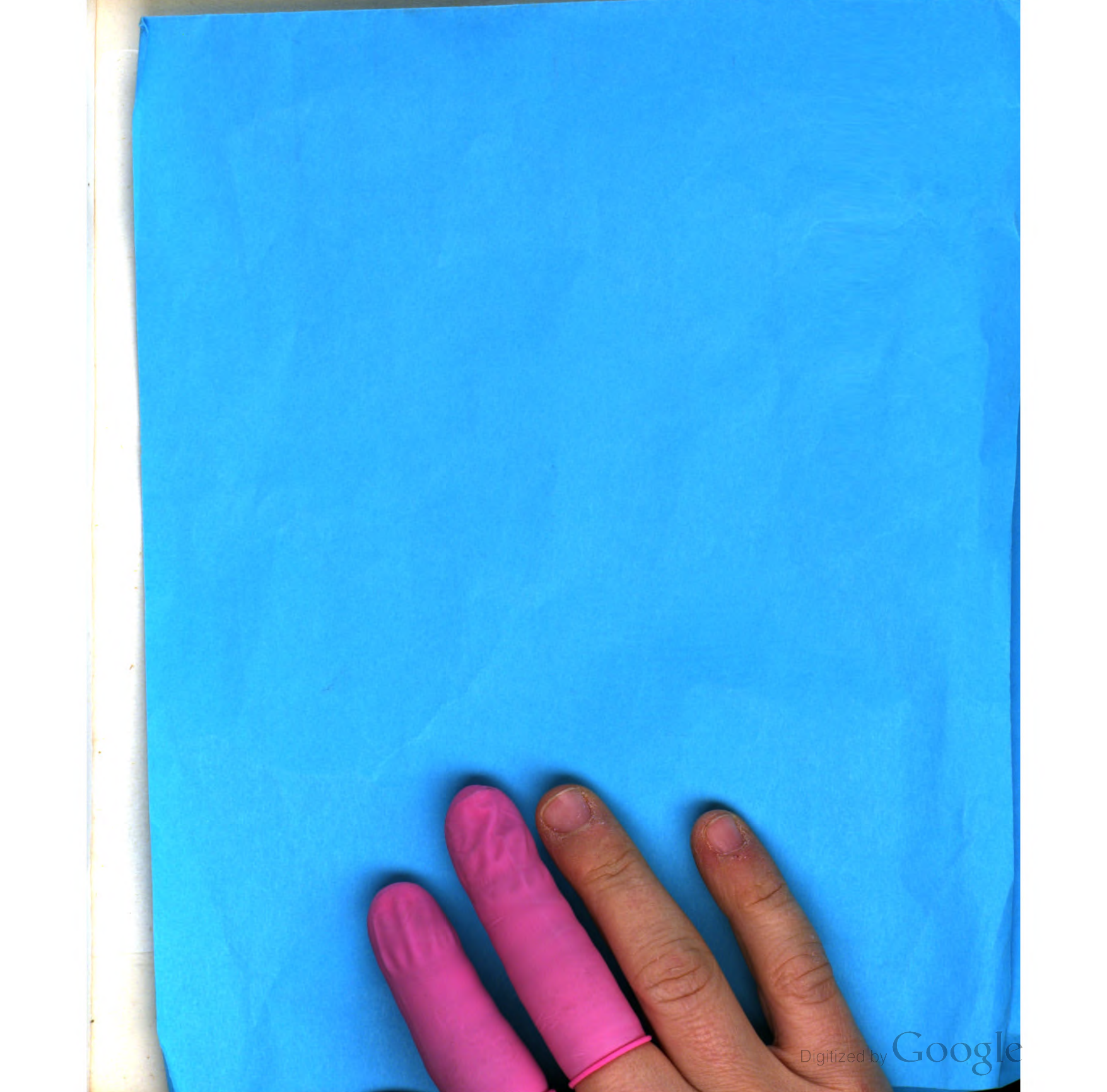
Hinaus an's Licht der Sonne! — Was hilft es, solche Gräßlichkeiten aus der Nacht der Vergangenheit hervorzuziehen? Die Todten bleiben todt, die blutigsten Thränen waschen solche Blätter der Geschichte nicht rein! Warum jetzt noch die Unthaten von Wahn und Rohheit so grell beleuchten?

Warum? Was es hilft? — Helfen soll es dazu, daß Jedermann, dem Gott und Religion, Wahrheit und Recht, Freiheit, Ehre und Vaterland unantastbare Heiligthümer sind, wache und sorge und ringe und kämpfe, mit des Geistes geweihten Waffen, daß solche Tage des Wahns und der Rohheit nicht wiederkehren! Ein Rückfall ist möglich überall! Der Menschen Geister sind willig — zum Guten und zum Bösen, und das Fleisch ist schwach! Darum — „wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!“ spricht Christus.

„So ernst verlassen wir das Bild?“ — Ich weiß, was du meinst, lieber Leser! Avignon liegt in der Provence, der Heimath und dem Blüthenlande der Troubadours, und war selbst ein gefeierter Sitz der Liebeshöfe. Es ist noch mehr Liebes von jenen Rhonegestaden zu erzählen. Heute jedoch würden mir bei allen Minnehöfen, wo ich Ritter und Ketter der Unschuld suche, die ein Recht zur Minne haben, nichts als die Hofsassen von Avignon vor die Augen treten, und der Troubadour müßte Lieder heulen, die zu den Marterhöhlen paßten, die wir durchfrochen haben. Wir kommen ja wohl noch einmal in die schöne Provence zurück; dann decken wir den Mantel der Liebe auf alle schwarzen Blätter im Stammbuch des Landes und freuen uns harmlos seiner Herrlichkeiten.

M e x i k o.

Mexiko ist das Land der Kontraste. Unabsehbare, grasreiche Ebenen und himmelhohe Gebirge, Steppen und Wälder, tiefe Moorgründe und Vulkane, menschenleere Strecken mit dichtbevölkerten Distrikten voller Städte und Dörfer, eisige Morgenluft und sengende Mittagschwüle, die Flora der skandinavischen Alpen und des heißen Erdgürtels, nordische Fichtenwälder und Dickichte von Cactus, kupferfarbige Indianer und schwarzhäutige Söhne Afrika's neben den weißen Kindern der Europa, die größte Unwissenheit neben hoher Bildung, Aberglaube und Unglaube, tiefe Armuth und kolossaler Reichtum zeigen hier den Wechsel in den grellsten Farben. — Das Reisen in Mexiko ist höchst beschwerlich. Nur von Veracruz, Guadalarara und ein paar andern größern Städten gehen auf schlechtaussirtten Wegen Diligencen nach der Hauptstadt. Im Allgemeinen aber vertreten das Roß und das Maulthier die Giltwagen und Postkutschen, und der Waarentransport fällt jenen fast ausschließlich zu. Die Maulthiertreiber, welche, wie die Kameeltreiber im Morgenlande, hier oft Karavanen (Kondukten) von 1000 und mehrern Thieren bilden, sind, so wie die Bauern, meist wirkliche Mexikaner, Nachkommen der Azteken, welche Cortez und seine Spanier in der Eroberungsepoche unterjochten. Neben der Sprache ihrer Väter reden Alle spanisch, und die Hauptzüge ihres Charakters sind noch die nämlichen, wie sie ihre Unterjocher vor 300 Jahren beschrieben: Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit. — Die immerwährende Abwechselung des Terrains, seine Zerrissenheit und die furchtbaren Bergschluchten machen die Anlage von Kunststraßen in Mexiko so äußerst kostspielig, daß unter den gegenwärtigen Verkehrs-, Bevölkerungs- und Finanzverhältnissen des Landes solche gar nicht gefordert werden kann. Auch die Wasserstraßen bieten der Kommunikation und dem Transport keine Erleichterung. Die meisten Ströme sind wilde Bergwasser voller Schnellen und Stürze, und selbst die großen Flüsse sind nur auf kurze Strecken ohne Unterbrechung schiffbar. Daher bleiben dem Reisenden in den Gebirgen nur die Saumpfade übrig, die öfters große Strecken lang an den Abgründen hin, oder, im Zickzack, steile Felswände hinangehen, und er muß sich ganz auf den sichern Tritt seines Thieres verlassen. — Die mexikanischen Dörfer bestehen in den heißen Niederungen





№ 17. 2.



Aus d. Monument d. Hl. Ge. Hart in El Alamo.

MEXICO

Lipschütz & Verleger

aus leichten Gebäuden von Rohrwerk, in den Gebirgen aus Lehm. Es sind mehr Hütten, als Häuser. Die Physiognomie der Landstädte ist schon besser. Die niedrigen, dachlosen Privathäuser machen zwar keinen Anspruch auf architektonische Schönheit, aber die öffentlichen Gebäude, Kirchen und Klöster zeigen häufig wahre Pracht. Jede größere Stadt hat ihr Theater und ihren Konzertsaal, und der in den vornehmern Ständen anzutreffende Reichtum äußert sich in glänzenden Festen, wo man jedoch mehr noch als dem Vergnügen der Spielsucht opfert. Rechte Geselligkeit ist in Mexiko in der That nicht zu finden. Die fortwährenden politischen Kämpfe, denen das Land preisgegeben ist, hindern die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens mehr, als der ernste Charakter der Mexikaner. Parteigeist oder Furcht herrschen, und sie ersticken das geistige Leben, ehe es zur Blüthe kommt. Nur in der Hauptstadt wird dieß durch den Einfluß der vielen ansässigen Europäer etwas gemildert.

Groß sind die Erwartungen, unter denen der Reisende sich der Capitale des Landes nähert. Die anziehenden Erzählungen, die er von Jugend auf über die alte Hauptstadt der neuen Welt vernommen oder gelesen hat, über die Eigenthümlichkeit seiner Lage, über die Schätze seiner Klöster und Kirchen, über den Reichtum seiner Bewohner — dazu das Wunderbare seiner alten Geschichte, — alles Das prägt in seiner Vorstellung ein Bild aus, welches um so lebhafter wird, je näher der Erwartung die Wirklichkeit tritt.

Und in der That, schon beim ersten Anblick erkennt man in Mexiko die Hauptstadt eines großen Reichs. Obgleich das Plateau, auf welcher sie liegt, 7000 Fuß hoch über der Meeresfläche sich erhebt, so scheint es doch, da es rings von weit höhern Bergen umgeben ist, wie ein tiefer Bergkessel, und die Menge der Dome, Kuppeln und Thurnspitzen, welche von den unzähligen Kirchen und Klöstern emporragen, läßt die Stadt noch größer erscheinen, als sie wirklich ist. Sie deckt einen Flächenraum, der dem von Berlin mindestens gleichkommt, und die Zahl ihrer Bewohner übersteigt 180,000. In der neuen Welt wird sie nur von Philadelphia und New-York an Größe übertroffen. Mexiko ist so angelegt, daß sich die vollkommen geraden Straßen in rechten Winkeln durchschneiden. Die Hauptstraßen sind fast so breit, wie die in Petersburg, und sie haben eine Länge von 1—1½ Stunden. Trottoirs laufen an beiden Seiten hin; aber die Reinlichkeit läßt Vieles zu wünschen übrig. Die Nebengassen zumal sind bei feuchtem Wetter wegen des fußhohen Koths kaum zu passiren.

Der Blick von allen Hauptstraßen, welche die Stadt von einem Ende zum andern schnurgerade durchschneiden, ist außerordentlich schön. Das Auge des Wandelnden ruht auf den imposant gestalteten, das Thal von Mexiko umgebenden hohen Gebirgen, welche, der Klarheit der Atmosphäre wegen, so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Die schönste der letztern ist die de los Plateros. Bloß Juwe-

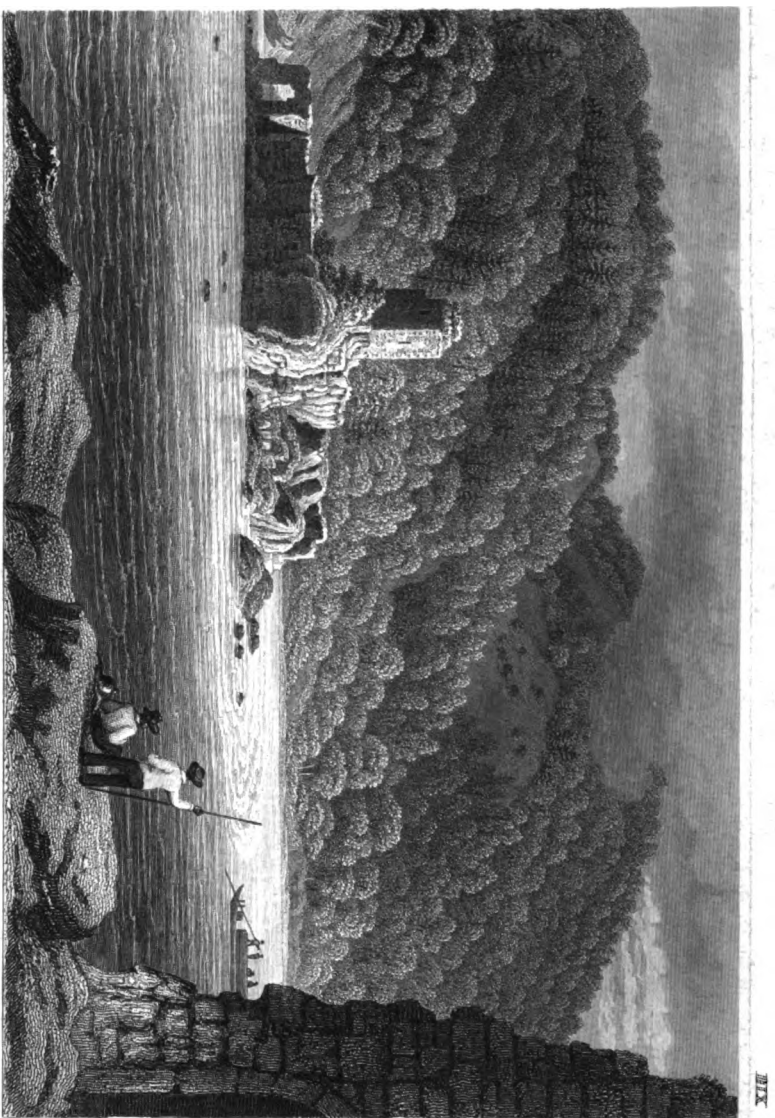
liere und Silberschmiede wohnen da, in deren Läden man die ungeheuersten Reichtümer aufgespeichert findet; denn nirgends in der Welt ist der Luxus in goldenen und silbernen Geschirren so allgemein und so überschwenglich, als in diesem, an edlen Metallen so reichen Lande. Die Architektur der Privatwohnungen ist nicht prächtig; Stättlichkeit und Solidität aber den meisten gemein. Sie haben zwei, auch drei Stockwerke; nie mehr. Balkons aus Eisen oder von Kupfer, hübsch, oft sogar kunstreich gearbeitet, sieht man an jeder Etage. Der Anstrich der Häuser ist grellfarbig — meist blau, roth oder grün; hie und da stehen Heiligenbilder und Madonnenstatuen in Wandnischen, und vor manchen brennen ewige Lampen. Alle Häuser haben platte Dächer mit Attiken. Das Erdgeschloß ist in der Regel nur zu Kaufläden eingerichtet, deren beständig geöffnete Thüren das Licht zuführen. Große Schilder über und neben dem Eingang tragen den Namen des Besitzers. Das Hauptthor der größern Häuser führt, wie im andalusischen Mutterlande, in einen Hof (den Patio), der mit bunten Steinen zierlich gepflastert und gemeinlich mit Bäumen und mit Blumenstellagen umgeben ist. Nach dem Hofe zu läuft um jede Etage ein Säulengang, auf dessen Brustwehr blühende und seltene Gewächse, oft in Porzellangefäßen, geschmackvoll geordnet stehen. Ein Springbrunnen in der Mitte des Hofes verbreitet Kühlung. Auf jene Gallerien öffnen sich auch die Thüren der Zimmer und Säle. Die Wohnräume, stets hoch und lustig, sind selten tapezirt, sondern auf nassem Kalk bemalt. Kupferstiche in goldnen Rahmen trifft man im Zimmer jedes Wohlhabenden. Das Meublement ist glänzend, oft von Mahagony. Die bessern Meubel werden jedoch nicht hier gefertigt, sondern als Waare aus Frankreich und Nordamerika eingeführt. In jedem Zimmer steht wenigstens eine Heiligenfigur (von Holz, Wachs oder Elfenbein) auf einem Tischchen, zwischen mit künstlichen pariser Blumen angefüllten Porzellanvasen, unter Glasgehäusen. Die Mexikaner sind noch große Verehrer der Heiligen, und das gottlose Beispiel im Mutterlande hat bei der Tochter keine Nachahmung gefunden.

Unter den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt hat der Nationalpalast (sonst der des Vicekönigs), nicht bloß wegen seiner ungeheuern Größe und Bestimmung, sondern auch dadurch Interesse, daß er auf der Stelle der Residenz der alten Azteken-Dynastie (der Kaiser von Mexiko) errichtet wurde. Wenige Ueberreste davon sind noch zu sehen. Es umfaßt dieser Palast die Sitzungssäle und Kanzleien für sämtliche Oberbehörden der Union, und zugleich halten die legislativen Körper, Senat und Deputirte, hier ihre Versammlungen. Der Saal der letztern ist halbkreisförmig und die Sitze der Abgeordneten sind amphitheatralisch um den Präsidentenstuhl gereiht. An den Wänden prangen die Namen der Befreier des Vaterlandes von dem spanischen Joche in goldenen Buchstaben. Der Faktionsgeist ist der Krebsbuben, der in Mexiko eben so wie in den südamerikanischen Föderativ-Republiken am Staate fortwährend nagt und ihn an der großen Entwicke-

lung hindert, welcher er von Natur fähig ist. Jener böse Geist durchdringt alle Stände und den Stamm wie die Zweige der Regierung; er macht die Stellung der Beamten sehr unsicher und nährt die verderbliche, allgemeine Ansicht derselben, daß sie das Amt nur als eine Gelegenheit besitzen, sich zu bereichern und den Staat ex professo zu plündern. Die wenigsten Verwaltungsbeamten genießen hinlängliche Besoldungen, um anständig davon leben zu können, und sind gleichsam auf den Raub mit angewiesen. Unter diesen Verhältnissen ist der Schatz der Union stets leer, und die couranten Einkünfte sind auf Jahre hinaus durch temporäre Anlehen bei hiesigen Handelshäusern zu 4 Prozent monatliche Zinsen verpfändet und voraus verzehrt. Bei dieser Wirthschaft verliert freilich die Unionsregierung eben so sehr an Kraft als an Achtung, und die schönen Reden und patriotischen Vorschläge der Deputirten verhallen ohne That. Selbst die Polizei ist notorisch bestechlich und die öffentliche Sicherheit daher schlecht gewahrt. Räuberbanden treiben in den Gebirgsgegenden ungescheut ihr Wesen; sie machen für jeden Transport kostbarer Güter (besonders edler Metalle aus den Bergwerken und Münzen) starke militärische Bedeckung nöthig und das Reisen überhaupt gefährlich. Kein Wunder, wenn bei solchem Stand der Dinge die wichtigsten Institute für Förderung von Kunst und Wissenschaft stiechen! Die hiesige Universität, die Bergakademie &c. &c. sind von der Nation auf das freigebigste dotirt; aber bei der Wahl der Lehrer entscheidet bloß Günst, die Parteifarbe, fast nie das größere Verdienst. Die Hauptfeder der Staatsmaschine bleibt die Soldateska, welche gut besoldet, glänzend gekleidet ist und durch ihr Benehmen zeigt, wie sie weiß, daß die Sicherheit des Throns der bürgerlichen Freiheit auf ihren Bajonnetten ruht. Die regelmäßige Garnison von Mexiko besteht aus 8000 Mann, während die Unionsregierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht einmal eines Wachtpostens bedarf. Hier ist aber die Executivgewalt das ächte Erzeugniß des Majoritätswillens eines aufgeklärten Volks; dort machen sie die Faktionen, und die stimmberedigte, urtheilsunfähige Masse dient diesen blind zum Werkzeug. Verbessern werden sich diese Zustände in eben dem Maße, als Unterricht und Bildung mehr und mehr alle Klassen durchdringen, und ein Fortschritt ist in den letzten Decennien auch nicht zu verkennen.

Unser Bild führt uns auf den vornehmsten öffentlichen Platz der Hauptstadt, den **Plaza Mayor**, und vor die Kathedrale, — das größte und prächtigste Haus für die Verehrung Gottes in der neuen Welt. Dieses im Escurialstyle, unter Philipps II. Herrschaft mit einem Aufwande von anderthalb Million Piafter errichtete, später noch sehr erweiterte Gebäude steht auf derselben Stelle, auf welcher einst der Haupttempel der Azteken sich erhob, da, wo der unglückliche Montezuma für die Vernichtung der christlichen Räuberschaaren dem Weltgeiste opferte. Es nimmt die ganze Nordseite des 800 Fuß breiten Platzes ein, den gegen Osten die Fronte des

Nationalpalastes schmückt, und auf zwei Seiten Arkaden verzieren, unter denen sich Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser reihen, und wo sich immer ein reges Leben bewegt. Die Kathedrale steht auf einer Estrade oder Erhöhung; die nach Süden gerichtete Hauptfacade hat drei magnifike Portale, zu deren Seiten sich die beiden Glockenthürme erheben. Die übrigen Fronten sind einfach, im dorischen Styl. Das ganze Gebäude enthält eigentlich sieben Kirchen, von denen jedoch immer nur eine gleichzeitig im Gebrauche ist. Die Hauptkirche besteht aus fünf Schiffen neben einander. • Vierzehn große Pfeiler tragen das Mittelschiff; majestätische dorische Säulen die Gewölbe der Nebenschiffe. • An die hintersten reihen sich 14 Kapellen, 7 auf jeder Seite. Am Hochaltare wölbt sich der Dom fast zwei hundert Fuß hoch über dem Boden der Kirche. Nichts in der Welt kann sich der Pracht vergleichen, welche zur Verzierung dieses Tempels verschwendet ist. Des Hochaltars Spitze, ein Meisterstück der Holzschnitzerei, berührt den Dom. Die Säulen, welche das Tabernakel umgeben, sind von Jaspis, die, welche dasselbe selbst bilden, von Silber, die im Innersten von massivem Golde. In der Kuppel stehen die silbernen Statuen der zwölf Apostel und der Erzväter. Doch ist alle diese Herrlichkeit nur eine Andeutung von der Größe des eigentlichen Kirchenschazes. Gegen diesen gehalten erscheint der Reichthum im Londoner Tower unbedeutend. Staunend sieht man die Menge der aus dem köstlichsten Stoffe gefertigten Kirchengeräthe, die Kelche, Ciborien, Leuchter, Krummstäbe aus reinem, mit Diamanten und Edelsteinen bedeckten Golde, die funkelnden Stolen und Messgewänder und die Staatsroben, in welche, an ihren Fest- und Ehrentagen, die Heiligen- und Marienbilder auf den Altären in den Kapellen gekleidet werden. — Man betrachtet verwundernd diese im Laufe der Jahrhunderte aufgespeicherten todtten Schätze, und fragt sich, was sollen sie hier im Hause des Herrn der Welt?



Das Aemmerlein, ein Bild von der Natur.

JOHN. T. O'NEILL. — WYLLIE.

Ergeben der Verfasser.



Die Donau unterhalb Grein in Oesterreich.

Mensch, kannst du die Größe deines Seins vergessen? Kannst du vergessen, daß dein Leben Theil hat am Leben der Welten und deine Seele versichert ist in der Bank der Ewigkeit? Kannst du vergessen, daß jeder Blick in den nächtlichen gestirnten Himmel dir ein Faustpfand gibt der Unsterblichkeit, und jedes Anschauen des blauen Taghimmels ein Blick ist in das blaue Auge des sanften, väterlichen Gottes? Kannst du vergessen, daß für jede Welt Glückseligkeit aus der Ferne der Zeiten schimmert, und daß an den Staffeln der Vergangenheit die Menschheit, der du zunächst angehörst, nur um glücklicher zu werden, hinauf in die Gegenwart klimmte? Kannst du das und kannst du die liebende führende Gotteshand vergessen, o so steige über die lange Ahnenreihe hinweg und alle Zeitstufen hinab bis an den Tag, wo auf diesem zerfallenen Thurm der Wächter rief und die Lanzen-spitzen seiner Reifigen in der Abendsonne funkelten! Damals und heute: ist es nicht wie Nacht und Morgen? Und wie könnte ein Morgen dämmern, wenn kein Tag nachfolgen sollte? —

Schau unser Bild an; schau sie an, diese schwarzen, unheimlichen Trümmer im weißen Wogengischt! Noch sind's keine 1000 Jahre her, da saß hier, wie ein Geier im Felsnest, das adelige Schwertrecht, brandschlagend und mordend, plündernd und wegelagernd, und so saß es auf hundert und aber hundert Zinnen im schönen Deutschland. Kein Gesetz lähmte dem adeligen Räuber den Arm, der sich ausstreckte nach fremdem Gut; keine Gewalt hielt seine Habgier in Schranken; alles Eigenthum war ihm preisgegeben, die Freiheit des Landmanns ward ihm leibeigen, alles Recht der Unterdrückten ruhte in dem Rechte der Nothwehr; die deutschen Ströme und die deutschen Heerstraßen waren Schlachtfelder geworden, in denen der ungleiche Kampf zwischen Räubern und Vebrauchten niemals endigte, und die Nation erduldet inmitten des Friedens die zehnfache Plage und Marter des Kriegs. Und mit den ritterlichen Raubgeschlechtern theilte die Kaste der Priester die Beute; diese stahl dem bösen Gewissen wieder, was die Veruchtheit jener sich widerrechtlich angeeignet hatte. — Denke dir diese Zustände und dann frage dich: ist's nicht um Vieles besser geworden auf Erden? und der Zeitraum; in welchem diese Aenderung hervorging, was ist er mehr, im Vergleich zu der Lebensdauer der Menschheit, als ein Sonnenstäubchen im Vergleich zur Sonne?

Darum soll Niemand zagen. Der Zweifler an der Fortentwicklung der menschlichen Glückseligkeit hat nirgends Grund für seinen Unglauben, als in seinem eigenen, gebrochenen Herzen. Wer aber Vertrauen hegt, sankt er auch selbst zusammen unter den Schlägen des Mißgeschicks und würde er zerdrückt von der dunkeln Erdenlast, der findet in jedem Stern am Himmel eine Urkunde seines Glaubens.

Von Linz stromabwärts, halbwegs nach Grein, breitet sich die Donau in der Ebene aus und theilt sich in mehre Arme, die eben so viele Inseln bilden. Erst nahe bei Grein treten die Ufer wieder nahe zusammen und das Thal verengt sich zu einer tiefen Schlucht, an welcher das genannte Städtchen mit der nobeln Greinburg malerisch sich lagert. Der Strom macht hier, hoch aufgethürmt in seinem Felsenbette, den gefürchteten Greinerschwall, gleichsam als Vorboten von einem größern gleichartigen Naturschauspiel, dem „Strudel“, Jahrhunderte lang Schreckbild der Donauschiffer, wie es das Vingerloch für die Schiffer des Rheins früher gewesen. Schon von ferne warnt dumpfes Brausen und das unruhige Wirbeln der Gewässer. Es naht die Felseninsel Wörth, gekrönt mit den Ruinen einer alten Burg, der Werfenstein genannt. Hoch oben ragt weit sichtbar ein Steinkreuz, wie ein Gnadenzeichen, und mahnt die Schiffenden ernst an die Gefahr und an den Beistand von oben, der hier zu ersehen ist. Da wird's stiller im heitern Kreis der Passagiere; Scherzwort und Gelächter verstummen in manchem Munde, manches Kreuz wird geschlagen, während der Strom stärker tost und hohl braust in der Tiefe. Die Insel Wörth theilt den Strom in zwei Arme; der zur Rechten, der sogenannte Hößgang fließt ruhig dahin, kann aber leider nur bei sehr hohem Wasserstande benutzt werden. Die Schiffer müssen daher der gewaltigen Fluthung zur Linken folgen, die eben den gefürchteten Strudel bildet, das Schiff unaufhaltsam gegen die Felsen reißend. Granitmassen bilden das Becken, dessen überschäumende Wogen in die Schiffe schlagen, darinnen die Schiffer barhäuptig und betend stehen, ein ergreifender Moment! Die Gewalt des tobenden Wassers hatte die Riffe der Fluth zu Rundungen geglättet, welche den Namen „Kugeln“ führten. Viele derselben ließ Maria Theresia und nach ihr Joseph II. durch Pulver sprengen, wodurch es gelang, den Strudel fahrbarer zu machen. Dennoch geht's ohne Aufstoßen bei der Durchfahrt tiefgehender, schwereladener Schiffe nicht ab und die Wände krachen. Es zittert selbst von den heftigen Wellenschlägen das festgefügte Dampfboot, das, flacher gebaut, ohne Schwierigkeit den Kampf mit dem Element siegreich besteht. Wer, während die Schaumwellen überspritzen, die Planken erbeben vom klatschenden Anschlag der Wogen, noch Luft hat,

die Ruinen auf der Felseninsel zu betrachten, der mag einen Anblick genießen, wie ihn so malerisch kaum irgend eine Stromstelle wieder bietet.

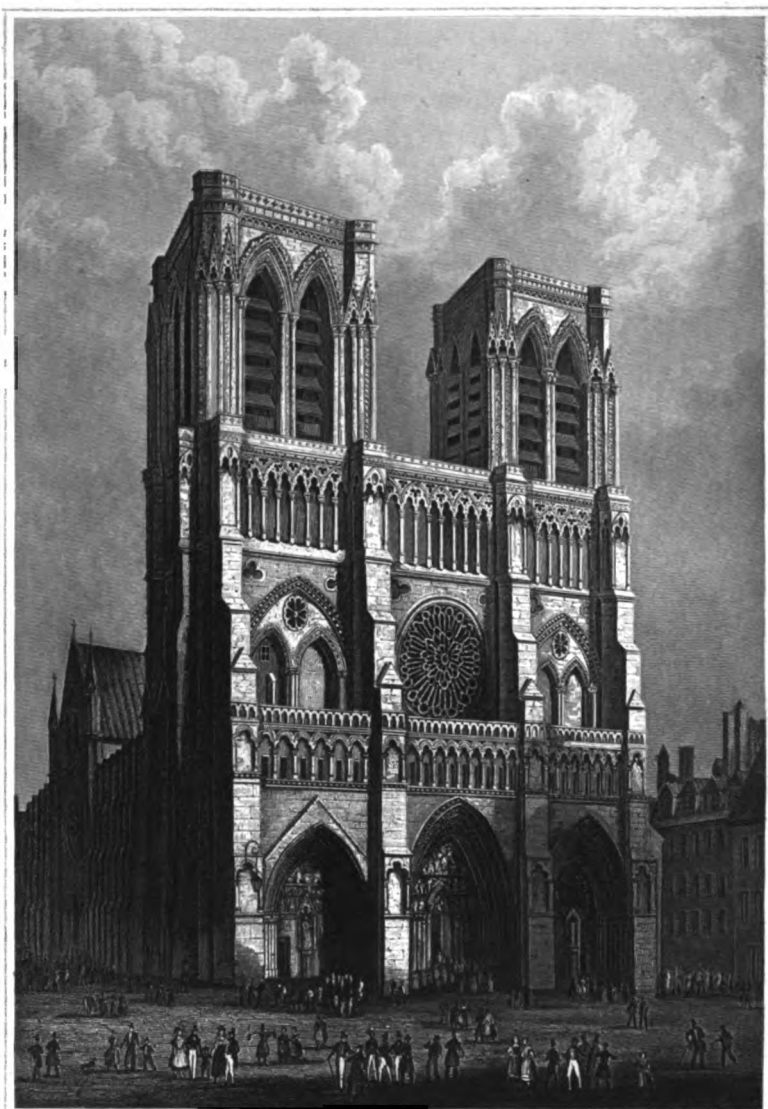
Der Ursprung jenes so grauenvoll in das strudelnde Gewässer gebauten Hauses, des Werfensteins, verliert sich in's Dunkel der Zeiten. Jahrhunderte lang lauerte daselbst ein berüchtigtes Schnapphahngeschlecht auf Raub, der an armen nothleidenden Schiffern leicht zu begehen war. Später machten Oesterreichs Fürsten die Insel zur Zollstätte und setzten einen Mauthner in das Schloß. Die Insel ist ein gegen 600 Wiener Klafter langes und 300 breites Riff mit mächtigem Felskoloß. —

Ist der Strudel passiert, so blickt der Markt Struden, pittoresk am Uferrande unter-überhängendem Felsen erbaut, uns freundlich entgegen, im Strom aber sehen wir einen einsamen Felsen mit gigantischem Thurmgemäuer emporragen. Es ist der Hausstein, zwiefach verrufen ob der schauerlichen Sagen, die über ihn im Volke gehen und einer zweiten gefährlichen Wasserstelle in seiner Nähe, dem Donauwirbel (Werfel, wie ihn die Schiffer nennen), in welchem sich die Fluthen des weiten Strombeckens kreiselnd drehen. Der Werfel ist jetzt gefahrlos; früher erachteten ihn die Schiffer gefährlicher als den Strudel. Die Kreiselbewegung der Wellen entsteht durch das Anprallen derselben am Felsen des Haussteins mit dem Rest des gleichnamigen noch mit einer kasterdicken Mauer umgebenen Trümmerschlosses, gegen den der Strom sich wälzt, dann sich im Zirkelbogen gegen die Felsen des Marktes St. Nicola dreht, von dort nach dem Freigericht Struden zurückprallt und dann erst zwischen dem Hausstein und dem alten Thurm des Langenstein gegenüber hindurchfließt, wo die in der Tiefe verborgenen Felsen wieder ein mächtiges Wellengeräusch verursachen. Diese ganze Strompartie hinterläßt einen eigenthümlichen und überraschenden, fremdartigen und ungeheuerlichen Eindruck. Der alte Thurm auf dem Fels heißt noch jetzt der Pein- oder Teufelsthurm, und war in den ritterlichen Zeiten des Faustrechts eine jener Banditenhöhlen, welche den friedlichen Schiffern der Donau die Schrecken der Natur nur um so schrecklicher und gefürchter machten. — Von den Gräueln, die hier verübt worden sind, laufen die Sagen von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fort, und noch zeigt man bei niedrigem Wasserstand die Oeffnungen an der Mauer, welche zu den unter dem Wasserspiegel der Donau befindlichen Verliehen führen, in die man die Schlachtopfer der Habsucht stürzte und ersäufte, welche außer Stand waren, binnen gesetzter Frist ihre Auslösung zu bewirken. Um Mitternacht, wenn der Sturm die Wogen peitscht, hört man — so wird erzählt — das Wehgeheul der Gemordeten, und kein Schiffer fährt an den schwarzen Mauern vorüber, ohne zum Schutz vor den bösen Geistern andächtig sein Kreuz zu schlagen. — Auch geht die Sage, daß vor Zeiten zwischen dem Hausstein und Langenstein die Donau mit einer Kette gesperrt worden; diese Kette wurde lange im Schloß zu Grein aufbewahrt und wurde nachmals dort um die Kirche gezogen zur Einfassung des Wegs. Noch erzählen die Schif-

fer vom Donauwirbel, daß er unergründlich sei, daß der Stromgrund die hinabwirbelnde Fluth in sich schlinge und in das Becken des fernen Plattensees ergieße.

Unterhalb des Strubels sehen wir St. Nicola. Der kleine, aber wohlhabende Ort, dessen Einwohner Schiff- und Rähnebau und allerlei Holzarbeiten betreiben, liegt ganz auf Felsenfundamenten, angelehnt an die senkrecht abfallenden Bergwände des linken Ufers, auf welchem die dem Strome an mancher Stelle mühsam abgerungene Straße sich hinzieht. Ein Gebäude ist durch einen Rundthurm ausgezeichnet; es ist das Hospital. Die Kirche mit ihrem schlanken Thurm liegt noch etwas höher als die Häuser des Ortes, der freundlich und friedlich wie ein heimliches Asyl, abgeschlossen von der Welt, über dem Spiegel des beruhigten Stromes ruht. Dieser verflacht sich weiterhin zu einer seegleichen Spiegelebene von Stundenlänge, deren Uferberge und ganze Umgebung an die schönen Gebirgsseen im Salzkammergut erinnern.

Das erwähnte Hospital von St. Nicola wurde schon 1144 von einer frommen Frau, Beatrix von Klam, zur Pflege beraubter und verunglückter Donauschiffer und Handelsleute gestiftet. Es war eine Stiftung im Geiste jener ächten, werthbätigen Frömmigkeit, welche die Hülfe neben die Gefahr hinstellt, und der Segen der guten That hat auf ihr geruht volle sieben Jahrhunderte. Schonend sind die Wetter des Kriegs und der Elemente über sie hingezogen; und dem Fährmann des Spitals, der von den Vorüberfahrenden für die Anstalt eine Gabe heischt, gibt jeder auch heute noch gern nach seinem Vermögen. — Das Unrecht ist vergangen; sein starkes Haus liegt in Trümmern, und von den eisernen, eiskalten Räuberherzen blieb nichts, von ihrem Thun blieb nur der Fluch der Sage zurück: — aber die gute, fromme That freut sich alle Tage ihres Seins, und selbst wenn sie von Andern heischt, schließt sie, wie ein Frühling, den innern Menschen auf. Wie Viele könnten im gleichen Sinne wirken, wie Viele sich mit vergleichsweise geringen Opfern zur Quelle machen, die ringsum grünes, wallendes Leben verbreitet und Herzen erwärmt, wenn das eigene Herz längst ausgeschlagen! — Und wie gar Wenige thun es doch von euch, ihr armen reichen Menschen!



CROSS del.

NOTRE DAME - CATHEDRAL
in Paris.

After a drawing by M. de la Harpe.

Engraved by A. Vertue.